Feuertaufe

Andrzej Sapkowski

Aus dem Polnischen von Erik Simon

*Through these fields of destruction*

*Baptisms of fire*

*I've watched all your suffering*

*As the battles raged higher*

*And though they did hurt me so bad*

*In the fear and alarm*

*You did not desert me*

*My brothers in arms...*

Dire Straits

D*a sprach die Fee zu dem Hexer: »Solchen Rat gebe ich dir: Zieh eiserne Stiefel an, nimm einen eisernen Wanderstab. Geh in den eisernen Stiefeln bis ans Ende der Welt, den Weg vor dir aber sollst du mit dem Stab ertasten und mit deinen Tränen netzen. Geh durch Feuer und Wasser, halte nicht inne, schau nicht zurück. Wenn aber die Sohlen durchgelaufen sind, wenn der eiserne Stab verschlissen ist, wenn deine Augen von Wind und Hitze so trocken geworden sind, daß keine Träne mehr hervorquillt, dann wirst du am Ende der Welt das finden, was du suchst, und das, was du liebst. Vielleicht.« Und der Hexer ging durch Feuer und Wasser, schaute niemals zurück. Doch er nahm weder eiserne Stiefel mit noch einen Wanderstab. Nur sein Hexerschwert nahm er mit. Er hörte nicht auf die Worte der Fee. Und er tat gut daran, denn es war eine böse Fee.*

Flourens Delannoy, Märchen und Volkssagen

# Das erste Kapitel

Im Gebüsch rumorten Vögel. Die Hänge der Schlucht waren mit dichtem Gestrüpp von Brombeeren und Berberitzen überwuchert, ein traumhafter Ort zum Brüten und zum Fressen; es war also kein Wunder, dass es dort von Vögeln wimmelte. Hingebungsvoll trillerten Grünfinken, zwitscherten Hänflinge und Grasmücken, alle paar Augenblicke ertönte auch das kräftige »pink-pink« eines Buchfinks. Der Fink kündigt Regen an, dachte Milva und schaute instinktiv zum Himmel. Es waren keine Wolken zu sehen. Aber Finken kündigen immer Regen an. Ein wenig Regen würde nicht schaden.

Die Stelle gegenüber vom Ausgang aus dem Talkessel war ein guter Standort und versprach eine gute Jagd, insbesondere hier im Brokilon mit seiner überreichen Tierwelt. Die Dryaden, die über das ausgedehnte Waldgebiet herrschten, jagten ungemein selten, und ein Mensch wagte sich noch seltener hierher. Ein Jäger, den es nach Fleisch oder Pelzen gelüstete, wurde hier selbst zur Jagdbeute. Die Dryaden vom Brokilon hatten mit Eindringlingen kein Erbarmen. Milva hatte das einst am eigenen Leibe erfahren.

An Tieren mangelte es im Brokilon jedenfalls nicht. Milva saß nun aber schon seit über zwei Stunden im Hinterhalt und war immer noch nicht zum Schuss gekommen. Aus der Bewegung jagen konnte sie nicht – die seit Monaten herrschende Trockenheit hatte den Boden mit dürren Zweigen und Blättern bedeckt, die bei jedem Schritt knackten. Unter solchen Bedingungen versprach nur regloses Verharren im Hinterhalt Erfolg und Beute.

Auf einem Bogenhorn ließ sich ein Admiral-Schmetterling nieder. Milva zerquetschte ihn nicht. Während sie zusah, wie er die Flügelchen auf- und zuklappte, betrachtete sie zugleich den Bogen, eine Neuerwerbung, über die sie sich immer noch freute. Sie war eine passionierte Bogenschützin und liebte eine gute Waffe. Und die, die sie in der Hand hielt, war die allerbeste.

Milva hatte in ihrem Leben viele Bögen besessen. Schießen gelernt hatte sie mit gewöhnlichen aus Eschen- und Eibenholz, sie aber bald zugunsten der Kompositbögen aufgegeben, wie die Dryaden und Elfen sie benutzten. Die Elfenbögen waren kürzer, leichter und handlicher und dank der Zusammensetzung aus Schichten von Holz und Tiersehnen auch viel »schneller« als Eibenbögen – ein damit abgeschossener Pfeil erreichte das Ziel in viel kürzerer Zeit und auf einer viel flacheren Flugbahn, was die Gefahr einer Ablenkung durch den Wind erheblich verringerte. Die besten Exemplare solch einer Waffe mit vierfacher Krümmung hießen bei den Elfen zefhar, weil die Bogenhörner und die Wurf arme die Form der gleichnamigen Rune bildeten. Milva hatte eine ganze Reihe von Jahren lang Sefars benutzt und nicht geglaubt, dass es einen Bogen geben könnte, der sie übertraf.

Doch schließlich war ihr solch ein Bogen untergekommen. Natürlich war das auf dem Seebasar in Cidaris geschehen, der für sein reiches Angebot an wundersamen und seltenen Waren berühmt war, die Seeleute aus den fernsten Weltgegenden mitbrachten, von überall, woher Koggen und Galeonen eintrafen. Wann immer sie konnte, besuchte Milva den Basar und schaute sich die überseeischen Bögen an. Dort hatte sie auch den Bogen erworben, von dem sie glaubte, er würde ihr viele Jahre lang dienen – einen Sefar aus Serrikanien, verstärkt durch geschliffenes Antilopenhorn. Diesen Bogen hielt sie für vollkommen. Ein Jahr lang. Denn im Jahr darauf erblickte sie an demselben Stand, bei demselben Händler ein wahres Wunder.

Der Bogen kam aus dem fernen Norden. Er hatte eine Länge von zweiundsechzig Zoll, ein perfekt ausgewogenes Griffstück aus Mahagoni und flache, laminierte Arme, zusammengeleimtausmiteinander verschlungenen Schichten von Edelholz, gekochten Sehnen und Walbein. Von den anderen, neben ihm liegenden Bögen unterschied er sich nicht nur in der Konstruktion, sondern auch im Preis – und gerade der Preis hatte Milvas Aufmerksamkeit erregt. Als sie jedoch den Bogen in die Hand genommen und erprobt hatte, bezahlte sie ohne zu zögern und zu feilschen so viel, wie der Händler verlangte. Vierhundert Nowigrader Kronen. Natürlich hatte sie eine derart schwindelerregende Summe nicht bei sich – sie opferte für das Geschäft ihren serrikanischen Sefar, ein Bündel Zobelpelze und ein wunderschön gearbeitetes kleines Elfenmedaillon, eine Kamee aus Koralle mit einem Kranz von Flussperlen.

Doch sie hatte es nicht bereut. Niemals. Der Bogen war unglaublich leicht und geradezu ideal zielsicher. Obwohl er nicht allzu lang war, steckte in den Kompositarmen eine tüchtige Wucht. Mit einer aus Seide und Hanf gedrehten Sehne versehen, die in den exakt gekrümmten Hörnern eingehängt war, brachte er es bei einer Spannung um vierundzwanzig Zoll auf fünfundfünfzig Pfund Schusskraft. Es gab freilich Bögen, die sogar achtzig lieferten, aber das hielt Milva für übertrieben. Ein mit ihrem Fünfundfünfziger aus Walbein verschossener Pfeil legte eine Entfernung von zweihundert Schritt in der Zeit zwischen zwei Herzschlägen zurück, und auf hundert Schritt reichte die Durchschlagskraft, um einen Hirsch zu erlegen; durch einen Menschen indes, der keine Rüstung trug, ging der Pfeil glatt hindurch. Auf Tiere, die größer waren als ein Hirsch, oder auf Menschen in schwerer Rüstung machte Milva selten Jagd.

Der Schmetterling flog fort. Die Finken rumorten noch immer im Gebüsch. Und noch immer war ihr nichts vor den Bogen gekommen. Milva lehnte sich mit der Hüfte gegen einen Fichtenstamm und gab sich Erinnerungen hin. Einfach so, um die Zeit totzuschlagen.

Ihre erste Begegnung mit dem Hexer hatte im Juli stattgefunden, zwei Wochen nach den Ereignissen auf der Insel Thanedd und dem Ausbruch des Krieges in Dol Angra. Milva war nach gut einem Dutzend Tagen Abwesenheit in den Brokilon zurückgekehrt, hatte die Reste eines Kommandos der Scioa'tael mitgebracht, das in Temerien zerschlagen worden war, als es versucht hatte, aufs Gebiet des vom Kriege erfassten Aedirn zu gelangen. Die Eichhörnchen wollten sich dem Aufstand der Elfen im Dol Blathanna anschließen. Es war ihnen nicht gelungen, und ohne Milva wären sie verloren gewesen. Doch sie hatten Milva und Asyl im Brokilon gefunden.

Sofort nach ihrer Ankunft hatte man Milva wissen lassen, dass Aglai's sie in Col Serrai erwartete. Milva wunderte sich ein wenig. Aglai's stand den Heilerinnen des Brokilon vor, und der tiefe Talkessel Col Serrai mit seinen heißen Quellen und Höhlen war der Ort der Heilung.

Sie folgte jedoch dem Ruf, überzeugt, es handele sich um einen Elf, der dort geheilt wurde und durch ihre Vermittlung Kontakt zu seinem Kommando aufnehmen wollte. Als sie aber den verwundeten Hexer erblickte und erfuhr, worum es ging, geriet sie in Raserei. Sie lief mit wehenden Haaren aus der Grotte und entlud ihre ganze Wut auf Aglai's.

»Er hat mich gesehen! Er hat mein Gesicht gesehen! Ist dir klar, was das für mich

bedeutet?«

»Nein, es ist mir nicht klar«, erwiderte die Heilerin kalt. »Das ist Gwynbleidd, der Hexer. Ein Freund des Brokilon. Er ist seit vierzehn Tagen hier, seit Neumond. Und es wird noch einige Zeit verstreichen, ehe er aufstehen und normal gehen kann. Er verlangt nach Nachrichten aus der Welt, von den Menschen, die ihm nahestehen. Nur du kannst sie ihm beschaffen.«

»Nachrichten aus der Welt? Du hast wohl den Verstand verloren, Scheuweib! Weißt du, was jetzt in der Welt los ist, jenseits der Grenzen deines ruhigen Waldes? In Aedirn ist Krieg! In Brugge, in Temerien und in Redanien ist Aufruhr, die Hölle, Menschenjagd! Hinter denen, die die Rebellion auf Thanedd angezettelt haben, sind alle her! Überall wimmelt es von Spitzeln und Aan'brengar, mitunter braucht man nur ein Wort zu verlieren oder an der falschen Stelle den Mund zu verziehen, und schon leuchtet einem im dunklen Verlies der Henker mit einem glühenden Eisen heim! Und ich soll auf Kundschaft gehen, Fragen stellen, Nachrichten sammeln? Meinen Kopf hinhalten? Und für wen? Für irgend 'nen halbtoten Hexer? Was ist mir der schon? Du hast wirklich den Verstand verloren, Agla'is!«

»Wenn du vorhast zu brüllen«, fiel ihr die Dryade ruhig ins Wort, »dann lass uns weiter in den Wald gehen. Er braucht Ruhe.«

Milva drehte sich unwillkürlich zum Eingang der Höhle um, in der sie eben erst den Verwundeten gesehen hatte. Ein ansehnliches Mannsbild, dachte sie automatisch, wenn auch mager, nichts als Sehnen ... Weiße Haare, aber der Bauch flach wie bei einem jungen, man sieht, dass er es mit der Arbeit hält, nicht mit Speck und Bier...

»Er war auf Thanedd« – eine Feststellung, keine Frage. »Ein Aufständischer.«

»Ich weiß nicht.« Aglai's zuckte mit den Achseln. »Er ist verwundet. Braucht Hilfe. Der Rest geht mich nichts an.«

Milva winkte ab. Die Heilerin war dafür bekannt, dass sie nicht gern redete. Aber Milva hatte schon die aufgeregten Berichte der Dryaden vom Ostrand des Brokilon gehört, wusste schon alles über die zwei Wochen zurückliegenden Ereignisse. Von der brünetten Zauberin, die inmitten magischer Blitze im Brokilon aufgetaucht war, von dem Krüppel mit den zerschmetterten Armen und Beinen, den sie mitgebracht hatte. Von dem Krüppel, der sich als der Hexer erwies, den die Dryaden unter dem Namen Gwynbleidd kannten, der Weiße Wolf.

Anfangs, hatten die Dryaden erzählt, wussten sie nicht, was sie machen sollten. Der blutüberströmte Hexer schrie abwechselnd und fiel in Ohnmacht, Aglai's legte provisorische Verbände an, die Zauberin fluchte. Und weinte. Letzteres wollte Milva partout nicht glauben – wer hätte jemals eine Zauberin weinen sehen? Später war dann der Befehl aus Duén Canell gekommen, von der Silberäugigen Eithné, der Herrin des Brokilon. Die Zauberin wegschicken, lautete der Befehl der Herrscherin des Dryadenwaldes. Den Hexer heilen.

Er wurde geheilt. Milva wusste es. Er lag in der Höhle, in einer Mulde voll Wasser von den magischen Quellen des Brokilon, seine mit Schienen und Streckvorrichtungen fixierten Extremitäten waren dicht mit den heilkräftigen Schlingpflanzen Conynhael und mit Büscheln von purpurrotem Beinwurz umwickelt. Seine Haare waren weiß wie Milch. Er war bei Bewusstsein, obwohl jemand, der mit Conynhael behandelt wurde, für gewöhnlich besinnungslos dalag, phantasierte und die Magie aus ihm sprach ...

»Und?« Die ausdruckslose Stimme der Heilerin riss sie aus ihren Gedanken. »Was ist nun? Was soll ich ihm sagen?«

»Dass er sich zum Teufel scheren soll«, blaffte Milva und zog den vom Quersack und vom Jagdmesser herabgezogenen Gürtel zurecht.

»Und du geh auch zum Teufel, Aglai's.«

»Wie du willst. Ich zwinge dich nicht.«

»Daran tust du gut. Zwing mich nicht.«

Sie ging in den Wald, zwischen die locker stehenden Kiefern. Sie war wütend.

Von den Ereignissen, die sich in der ersten Neumondnacht des Juli auf der Insel Thanedd zugetragen hatten, wusste Milva; die Scioa'tael redeten pausenlos davon. Während der Zusammenkunft der Zauberer auf der Insel war es zu einem Aufstand gekommen, es war Blut geflossen, es waren Köpfe gerollt. Und wie auf ein Zeichen schlugen die Armeen Nilfgaards gegen Aedirn und Lyrien los, der Krieg begann. In Temerien, Redanien und Kaedwen aber stürzte sich alles auf die Eichhörnchen. Zum einen, weil den aufständischen Zauberern auf Thanedd ein Kommando der Scioa'tael zu Hilfe gekommen sein sollte. Zweitens, weil irgendein Elf oder Halbelf mit dem Stilett Wisimir ermordet haben sollte, den redanischen König. Also nahmen sich die aufgebrachten Menschen die Eichhörnchen gründlich vor. Überall kochte es, es flossen Ströme von Elfenblut...

Ha, dachte Milva, vielleicht haben die Priester ja recht, die davon faseln, dass das Ende der Welt und der Tag des Gerichts nah sind? Die Welt in Flammen, der Mensch nicht nur des Elfs, sondern auch des Menschen Wolf, Bruder zückt gegen Bruder das Messer... Und ein Hexer mischt sich in die Politik ein und schließt sich einem Aufstand an. Ein Hexer, der doch zu nichts anderem da ist, als die Welt zu durchwandern und Ungeheuer zu töten, die den Menschen schaden! Seit die Welt steht, hat sich nie ein Hexer in die Politik oder in Kriege hineinziehen lassen. Es gibt sogar so ein Märchen von einem dummen König, der in einem Sieb Wasser trug, einen Hasen zum Boten und einen Hexer zum Heerführer machen wollte. Und jetzt ein Hexer, der sich gegen die Könige empört und dabei etwas abgekriegt hat, sich im Brokilon vor der Strafe verstecken muss. Fürwahr, das Ende der Welt!

»Guten Tag, Maria.«

Sie zuckte zusammen. Die an den Stamm einer Kiefer gelehnte, nicht besonders große Dryade hatte Augen und Haare von silberner Farbe. Die untergehende Sonne umgab ihren Kopf vor dem gefleckten Hintergrund des Waldes mit einem Glorienschein. Milva ließ sich auf ein Knie sinken, neigte tief den Kopf: »Sei gegrüßt, Frau Eithne.«

Die Herrin des Brokilon steckte ein kleines, sichelförmiges goldenes Messer hinter ihren Bastgürtel. »Steh auf«, sagte sie. »Lass uns ein Stück gehen. Ich will mit dir reden.«

Lange gingen sie zusammen durch den von Schatten erfüllten Wald, die kleine silberäugige Dryade und die große flachsblonde junge Frau. Lange brach keine das Schweigen.

»Du hast lange nicht in Duén Canell vorbeigeschaut, Maria.«

»Es war keine Zeit dazu, Frau Eithné. Nach Duén Canell ist es ein weiter Weg vom Bandwasser, und ich... Du weißt doch.«

»Ich weiß. Bist du müde?«

»Die Elfen brauchen Hilfe. Es ist ja auf deinen Befehl, dass ich ihnen helfe.«

»Auf meine Bitte.«

»In der Tat. Auf deine Bitte.«

»Ich habe noch eine.«

»Das dacht ich mir. Der Hexer?« »Hilf ihm.« Milva blieb stehen und drehte sich um, brach mit einer heftigen Bewegung einen Geißblattzweig ab, der sich in ihrer Kleidung verhakt hatte, drehte ihn zwischen den Fingern, warf ihn zu Boden.

»Seit einem halben Jahr«, sagte sie leise und schaute der Dryade in die silbernen Augen,

»riskier ich meinen Kopf, führ Elfen aus zerschlagenen Kommandos in den Brokilon... Wenn sie sich ausgeruht und ihre Wunden kuriert haben, führ ich sie wieder hinaus ... Reicht das nicht? Hab ich nicht genug getan? Bei jedem Neumond mach ich mich in finsterster Nacht auf den Weg ... Ich fürcht schon die Sonne wie eine Fledermaus oder irgendein Uhu ...«

»Niemand kennt die Waldwege besser als du.«

»Im Dickicht werd ich nichts erfahren. Der Hexer will ja, dass ich Nachrichten sammle, unter Menschen geh. Er ist ein Aufständischer, die Aan'brengar horchen auf, wenn sie seinen Namen hören. Ich selber sollt mich auch nicht in Städten blicken lassen. Wenn mich nun jemand erkennt? Die Erinnerung an jene Sache ist noch lebendig, das Blut von damals ist noch nicht getrocknet... Denn es war viel Blut, Frau Eithne.«

»Nicht wenig.« Die silbernen Augen der alten Dryade waren fremd, kalt, undurchdringlich.

»Nicht wenig, fürwahr.«

»Wenn sie mich erkennen, setzen sie mich auf den Pfahl.«

»Du bist vernünftig. Du bist vorsichtig und wachsam.«

»Um die Nachrichten, um die der Hexer bittet, zu sammeln, muss ich die Vorsicht außer Acht lassen. Ich muss fragen. Und heutzutage ist es gefährlich, Neugier zu zeigen. Wenn sie mich fassen...«

»Du hast Beziehungen.«

»... foltern sie mich zu Tode. Sie richten mich hin. Oder lassen mich in Drakenborg verfaulen...« »Aber mir schuldest du etwas.«

Milva wandte sich um, biss sich auf die Lippen. »Ja«, sagte sie bitter. »Ich werd es nicht vergessen.«

Sie schloss die Augen, ihr Gesicht verzerrte sich plötzlich, die Lippen zitterten, die Zähne pressten sich fest aufeinander. Unter den Lidern glomm blass die Erinnerung auf, im gespenstischen Mondlicht jener Nacht. Plötzlich kehrte der Schmerz in dem Fußknöchel zurück, den die Riemenschlinge der Falle erfasst hatte, der Schmerz im von dem Ruck ausgerenkten Gelenk. In den Ohren rauschte das Laub des plötzlich hochschnellenden Baumes ... Ein Schrei, ein Stöhnen, wildes, wahnsinniges, entsetztes Zappeln und das abscheuliche Gefühl der Angst, die sie überschwemmte, als ihr klar wurde, dass sie nicht mehr freikommen würde ... Der Schrei und die Angst, das Knirschen des Seils, die wogenden Schatten, der schwankende, unnatürlich umgekehrte Erdboden, die Bäume mit den umgekehrten Wipfeln, das in den Schläfen hämmernde Blut... Und im Morgengrauen die Dryaden, ringsumher, im Kreis ... Das ferne silbrige Lachen... Ein Püppchen an der Schnur! Zapple nur, zapple, Püppchen, mit dem Köpfchen nach unten... Und ihr eigener, doch fremder, durchdringender Schrei. Und dann Dunkelheit.

»Fürwahr, ich schulde dir was«, presste sie abermals zwischen den Zähnen hervor.

»Fürwahr, denn ich bin ja eine Gehängte, die man vom Galgen geschnitten hat. Solang ich leb, seh ich, werd ich diese Schuld nicht begleichen können.«

»Jeder hat irgendeine Schuld abzutragen«, sagte Eithné. »So ist das Leben, Maria Barring. Schulden und Forderungen, Verpflichtungen, Dankbarkeit, Vergeltung ... Etwas für jemanden tun. Oder vielleicht für sich selbst? Denn so ist es in Wahrheit, dass wir immer uns selbst zahlen, nicht irgendwem. Jede aufgenommene Schuld zahlen wir bei uns selbst ab. In jedem von uns stecken Gläubiger und Schuldner zugleich. Es geht darum, dass diese Rechnung in uns aufgeht. Wir kommen zur Welt als ein kleiner Teil von dem uns gegebenen Leben, dann machen und zahlen wir immerzu Schulden. An uns. Für uns. Damit am Ende die Rechnung aufgeht.«

»Steht dir dieser Mensch nahe, Frau Eithné? Dieser... Hexer?«

»Ja. Obwohl er es selbst nicht weiß. Geh zurück nach Col Serrai, Maria Barring. Geh zu ihm. Und tu, worum er dich bitten wird.«

In dem Talkessel raschelte das Reisig auf dem Boden, ein Zweig knackte. Es ertönte das laute und zornige »tschöktschök« einer Elster, die Finken flogen auf, dass die weißen Steuerfedern blitzten. Milva hielt den Atem an. Endlich.

Tschök-tschök, rief die Elster. Tschök-tschök- tschök. Wieder knackte ein Zweig.

Milva rückte den langgedienten, bis zum Glanz abgescheuerten ledernen Armschutz am linken Unterarm zurecht, legte die Hand in die am Griff befestigte Schlinge. Automatisch, gewohnheitsmäßig überprüfte sie die Schärfe der Pfeilspitze und die Fiederung. Die Schäfte hatte sie auf dem Jahrmarkt gekauft – wobei sie im Schnitt einen von zehn ausgewählt hatte, die man ihr anbot –, die Federn aber stets selbst angebracht. Die meisten im Handel erhältlichen fertigen Pfeile hatten Federn, die zu kurz und gerade am Schaft entlang angebracht waren, Milva aber verwendete ausschließlich Pfeile, deren Federn spiralförmig angesetzt und mindestens fünf Zoll lang waren.

Sie legte den Pfeil auf die Sehne und schaute zur Talöffnung hin, auf den zwischen Baumstämmen grünenden Fleck von Berberitzen, an dem in schweren Trauben rote Beeren hingen.

Die Finken waren nicht weit fortgeflogen, sie begannen wieder zu schlagen. Komm, Ricklein, dachte Milva, während sie den Bogen hob und spannte. Komm. Ich bin bereit.

Aber die Rehe gingen durch den Hohlweg, auf den Sumpftümpel und die Quellen zu, die die ins Bandwasser fließenden Rinnsale speisten. Aus dem Talkessel kam ein Rehbock. Hübsch, dem Anschein nach über vierzig Pfund. Er hob den Kopf, spitzte die Lauscher, dann wandte er sich zu den Büschen ab, knabberte an Blättern.

Ein günstiger Schuss – von hinten. Wäre da nicht ein Baumstamm gewesen, der das Ziel verdeckte, hätte Milva ohne zu zögern geschossen. Sogar wenn sie in den Bauch traf, würde der Pfeil ihn durchschlagen und Herz, Eingeweide oder Lunge erreichen. Traf er in eine Keule, würde er eine Arterie zerreißen, auch dann müsste das Tier nach kurzer Zeit fallen. Sie wartete, ohne die Sehne loszulassen.

Abermals hob der Bock den Kopf, machte einen Schritt, kam hinter dem Stamm hervor – und wandte sich plötzlich um, so dass er ihr die Vorderseite zukehrte. Milva, die den Bogen vollends gespannt hatte, hielt den Pfeil zurück und fluchte in Gedanken. Ein Schuss von vorn war unsicher – statt in die Lunge konnte der Pfeil in den Bauch treffen. Sie wartete, hielt die Luft an, spürte im Mundwinkel den salzigen Geschmack der Sehne. Das war noch ein großer, geradezu unschätzbarer Vorzug ihres Bogens – wenn sie eine schwerere oder weniger sorgfältig gearbeitete Waffe benutzt hätte, dann hätte sie ihn nicht so lange gespannt halten können, ohne zu riskieren, dass ihr die Hand ermüdete und der Schuss ungenau wurde.

Zum Glück senkte der Bock den Kopf, zupfte aus dem Mulm ragende Grashalme ab und wandte sich zur Seite. Milva atmete ruhig aus, zielte auf den Brustkasten und ließ sacht die Sehne los.

Sie vernahm jedoch nicht das erwartete Knacken einer vom Pfeil zerbrochenen Rippe. Stattdessen sprang der Bock hoch, schlug hinten aus und verschwand, vom Knistern trockener Zweige und dem Rascheln gestreifter Blätter begleitet.

Ein paar Herzschläge lang blieb Milva reglos stehen, versteinert wie die Marmorstatue einer kleinen Waldgöttin. Erst als alle Geräusche verklungen waren, nahm sie die rechte Hand von der Wange und ließ den Bogen sinken. Nachdem sie sich die Fluchtrichtung des Tieres eingeprägt hatte, setzte sie sich ruhig hin, den Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt. Sie war eine erfahrene Jägerin, wilderte von Kindesbeinen an in den herrschaftlichen Wäldern; das erste Reh hatte sie mit elf Jahren erlegt, den ersten Vierzehnender – als unglaublich glückliches Jagd-Omen – an ihrem vierzehnten Geburtstag. Und die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass man sich bei der Verfolgung eines angeschweißten Tiers niemals beeilen soll. Wenn sie gut getroffen hatte, musste der Bock höchstens zweihundert Schritt vom Ausgang des Talkessels gefallen sein. Hatte sie schlechter getroffen – was sie im Prinzip nicht für möglich hielt –, dann konnte Eile die Sache nur schlimmer machen. Ein schlecht getroffenes verwundetes Tier, das man nicht beunruhigt, wird nach der panischen Flucht langsamer und geht im Schritt weiter. Ein Tier, das man verfolgt und schreckt, rennt Hals über Kopf weiter und macht auch hinter sieben Bergen noch nicht Halt.

Ihr blieb also mindestens noch eine halbe Stunde Zeit. Sie nahm einen abgerissenen Grashalm zwischen die Zähne und gab sich wieder ihren Gedanken hin. Sie erinnerte sich.

Als sie nach zwölf Tagen in den Brokilon zurückgekehrt war, konnte der Hexer schon gehen. Er humpelte leicht und zog die Hüfte ein wenig nach, doch er ging. Milva wunderte sich nicht – sie wusste um die wundersamen Heilkräfte des Waldwassers und des Conynhael genannten Krautes. Sie wusste auch, wie geschickt Aglai's war, mehr als einmal hatte sie miterlebt, wie verwundete Dryaden geradezu blitzschnell genasen. Und die Gerüchte von der beispiellosen Widerstandskraft und Zähigkeit der Hexer waren offensichtlich auch keine Ammenmärchen.

Sie ging nicht gleich nach ihrer Ankunft nach Col Serrai, obwohl die Dryaden sie wissen ließen, Gwynbleidd warte ungeduldig auf ihre Rückkehr. Sie ließ sich vorsätzlich Zeit, sie war noch immer unzufrieden mit der ihr übertragenen Mission und wollte das auch zeigen. Sie begleitete die Elfen aus dem Eichhörnchen-Kommando, das sie hergeführt hatte, ins Lager. Ausführlich gab sie Bericht über die Geschehnisse unterwegs, warnte die Dryaden vor der von den Menschen eingerichteten Grenzsperre am Bandwasser. Erst als man sie zum dritten Mal daran erinnerte, badete sich Milva, zog sich um und ging zu dem Hexer.

Er erwartete sie am Rande einer Lichtung, dort, wo Zedern wuchsen. Er ging auf und ab, hockte sich von Zeit zu Zeit hin, richtete sich federnd auf. Offensichtlich hatte Aglai's ihm Übungen aufgegeben.

»Was gibt es Neues?«, fragte er sofort nach der Begrüßung. Die Kälte in seiner Stimme konnte Milva nicht täuschen.

»Der Krieg scheint zu Ende zu gehen«, erwiderte sie und zuckte mit den Schultern.

»Nilfgaard, heißt es, hat schließlich Lyrien und Aedirn vernichtend geschlagen. Verden hat sich unterworfen, und der König von Temerien hat sich mit dem Kaiser von Nilfgaard arrangiert. Und die Elfen im Blumental haben ein eigenes Königreich gegründet. Die Scioa'tael aus Temerien und Redanien sind allerdings nicht dorthin ausgewandert. Sie schlagen sich noch immer...«

»Das wollte ich nicht wissen.«

»Nein?« Sie tat verwundert. »Ach ja. Nun, ich hab in Dorian vorbeigeschaut, wie du mich gebeten hast, obwohl es ein ziemlich großer Umweg war. Und die Straßen sind heutzutage unsicher...«

Sie brach ab, streckte sich. Diesmal drängte er sie nicht.

»Dieser Codringher«, fragte sie schließlich,

»den ich für dich aufsuchen sollte, war dein Freund?«

Das Gesicht des Hexers zuckte nicht, doch Milva sah, dass er sofort verstanden hatte.

»Nein. War er nicht.«

»Das ist gut«, fuhr sie ungzwungen fort.

»Denn er hat das Zeitliche gesegnet. Ist mitsamt seinem Anwesen verbrannt, nur der Schornstein und die halbe Vorderfront sind übrig. Ganz Dorian ist voll von Gerüchten. Die einen sagen, dieser Codringher hat Schwarzkunst betrieben und Gifte gemischt, ist mit dem Teufel im Bunde gewesen, also hat ihn das Höllenfeuer verschlungen. Andre sagen, er hat Nase und Finger in fremde Angelegenheiten gesteckt, wie es so seine Art war. Und jemandem hat das nicht gepasst, also hat der ihn einfach erledigt und Feuer gelegt, um die Spuren zu vernichten. Und was denkst du?«

Sie erhielt weder eine Antwort, noch sah sie eine Regung auf dem grau gewordenen Gesicht. Also fuhr sie fort, ohne den boshaften und überheblichen Ton aufzugeben.

»Merkwürdig ist, dass sich dieses Feuer und das Verschwinden Codringhers in der ersten Neumondnacht im Juli ereignet haben, genau wie der Tumult auf der Insel Thanedd. Just wie wenn jemand auf den Gedanken gekommen ist, dass Codringher etwas über den Aufstand weiß und man ihn nach Einzelheiten fragen wird. Wie wenn ihm jemand für immer den Mund stopfen wollte. Was sagst du dazu? Ha, ich seh, nichts sagst du. Bist ziemlich wortkarg! Dann sag ich dir: Diese deine Angelegenheiten sind gefährlich, deine Nachforschungen und Erkundigungen. Vielleicht will jemand außer bei Codringher auch noch andre Münder und Ohren stopfen. So denk ich mir das.«

»Verzeih mir«, sagte er nach einer Weile. »Du hast recht. Ich habe dich der Gefahr ausgesetzt. Dieser Auftrag war zu riskant für...«

»Für ein Weib, was?« Mit einer heftigen

Kopfbewegung schüttelte sie die immer noch nassen Haare von der Schulter. »Wolltest du das sagen? So was von einem Kavalier! Schreib dir hinter die Ohren: Obwohl ich mich zum Pinkeln hinhocken muss, ist mein Oberrock mit Wolfspelz besetzt, nicht mit Kaninchen! Mach keinen Feigling aus mir, denn du kennst mich nicht!«

»Ich kenne dich«, sagte er leise und ruhig, ohne auf ihre Wut und die erhobene Stimme zu reagieren. »Du bist Milva. Du führst Eichhörnchen in den Brokilon, schlägst dich zwischen den Suchtrupps durch. Ich kenne deinen Mut. Aber ich habe dich leichtfertig und egoistisch der Gefahr ausgesetzt...«

»Du bist dumm!«, unterbrach sie ihn scharf.

»Sorg dich um dich selber, nicht um mich. Um das Mädchen sorg dich!«

Sie lächelte spöttisch. Denn diesmal veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Sie schwieg absichtlich, wartete auf weitere Fragen.

»Was weißt du?«, fragte er schließlich. »Und von wem?«

»Du hattest deinen Codringher«, fauchte sie mit stolz erhobenem Kopf, »ich hab meine Bekannten. Solche, die schnelle Augen und Ohren haben.«

»Rede. Bitte, Milva.«

»Nach der Revolte auf Thanedd«, begann sie, nachdem sie einen Augenblick gewartet hatte, »fing es überall an zu brodeln. Sie fingen an, Jagd auf Verräter zu machen. Vor allem auf jene Zauberer, die auf Seiten Nilfgaards standen, und auch auf andere, die sich verkauft hatten. Manche wurden ergriffen. Andere verschwanden spurlos. Man braucht nicht besonders schlau zu sein, um zu erraten, wohin sie gegangen sind, unter wessen Fittichen sie sich verborgen haben. Doch nicht nur auf Zauberer und Verräter wurde Jagd gemacht.

Bei der Rebellion auf Thanedd war den aufständischen Zauberern ein Eichhörnchen- Kommando zu Hilfe gekommen, angeführt von dem berühmten Faoiltiarna. Nach ihm wird gesucht. Es ist befohlen, jeden gefangenen Elfen unter der Folter nach dem Kommando Faoiltiarnas zu befragen.«

»Wer ist dieser Faoiltiarna?«

»Ein Elf, ein Scioa'tael. Er hat den Menschen wie kaum ein andrer zugesetzt. Es steht ein hoher Preis auf seinen Kopf. Aber nicht nur ihn suchen sie. Auch einen Nilfgaarder Ritter, der auf Thanedd war. Und dann noch...«

»Sprich.«

»Die Aan'brengar fragen nach einem Hexer namens Geralt von Riva. Und nach einem Mädchen namens Cirilla. Es ist befohlen, diese beiden lebendig zu ergreifen. Es ist bei Todesstrafe verboten, beiden auch nur ein Haar zu krümmen, kein Knopf darf ihnen vom Rock gerissen werden. Ha! Du musst ihnen sehr am Herzen liegen, wenn sie sich so um deine Gesundheit sorgen...«

Sie hielt inne, als sie seinen Gesichtsausdruck sah, aus dem die unmenschliche Ruhe auf einen Schlag verschwunden war.

Ihr wurde klar, dass es ihr bei aller Mühe nicht gelungen war, ihm Angst einzujagen. Zumindest nicht um die eigene Haut. Unerwartet verspürte sie Scham.

»Nun ja, was diese Verfolgung angeht, so ist das jedenfalls vertane Müh«, sagte sie freundlicher, aber immer noch mit einem leicht spöttischen Lächeln. »Im Brokilon bist du in Sicherheit. Und das Mädchen werden sie auch nicht lebendig kriegen. Als sie die Steinbrocken auf Thanedd durchgewühlt haben, die Trümmer von diesem magischen Turm ... He, was ist mit dir?«

Der Hexer wankte, lehnte sich an eine Zeder, ließ sich schwer am Stamm herabsinken. Milva sprang zurück, über die Blässe erschrocken, die plötzlich sein Gesicht überzog.

»Aglai's! Sirssa! Fauve! Zu mir, schnell! Verdammt, der will anscheinend die Mücke machen! He, du!«

»Ruf sie nicht... Es ist nichts... Sprich. Ich will es wissen ...«

Auf einmal begriff Milva.

»Nichts haben sie in dem Trümmerhaufen gefunden!«, schrie sie und fühlte, wie sie ebenfalls erbleichte. »Nichts! Obwohl sie jeden Stein umgedreht und Zaubersprüche gewirkt haben, haben sie nichts gefunden ...«

Sie wischte sich den Schweiß von den Brauen, hielt mit einer Handbewegung die herbeieilenden Dryaden zurück. Sie packte den sitzenden Hexer bei den Schultern, beugte sich so über ihn, dass ihre langen hellen Haare auf sein erbleichtes Gesicht fielen.

»Du hast mich nicht richtig verstanden«, wiederholte sie schnell, stockend, fand mit Mühe die Worte unter all denen, die aus ihr herausdrängten. »Ich wollte nur sagen, dass ... Du hast mich falsch verstanden. Weil ich ... Woher sollte ich denn wissen, dass du so sehr... Das hab ich nicht gewollt. Ich meinte nur, dass dieses Mädchen... dass sie nicht gefunden worden ist, weil sie spurlos verschwunden ist, wie diese Zauberer ... Verzeih mir.«

Er gab keine Antwort. Blickte zur Seite. Milva biss sich auf die Lippen, ballte die Fäuste. »In drei Tagen verlass ich den Brokilon«, sagte sie freundlich nach langem, sehr langem Schweigen. »Der Mond soll noch ein bisschen abnehmen, die Nacht ein bisschen dunkler werden. Bis zum zehnten Tag komm ich zurück, vielleicht früher. Gleich nach Lammas, Anfang August. Mach dir keine Sorgen. Ich werd Himmel und Hölle in Bewegung setzen, alles herausfinden. Wenn jemand etwas von diesem Fräulein weiß, wirst du es erfahren.«

»Danke, Milva.«

»Bis in zehn Tagen ... Gwynbleidd.«

»Ich bin Geralt.« Er streckte die Hand aus. Sie drückte sie, ohne zu zögern. Sehr kräftig. »Ich bin Maria Barring.«

Mit einem Kopfnicken und der Andeutung eines Lächelns dankte er ihr für die Offenheit; sie wusste, dass er sie schätzte.

»Sei bitte vorsichtig. Wenn du Fragen stellst, dann achte darauf, wem.«

»Mach dir um mich keine Sorgen.«

»Deine Gewährsleute... Vertraust du ihnen?«

»Ich traue niemandem.«

»Der Hexer ist im Brokilon. Bei den Dryaden.«

»Das dachte ich mir.« Dijkstra verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber es ist gut, dass ich die Bestätigung habe.«

Er schwieg eine Weile. Lennep leckte sich die Lippen. Er wartete.

»Gut, dass ich die Bestätigung habe«, wiederholte der Geheimdienstchef von Redanien nachdenklich, als spreche er mit sich selbst. »Gewissheit ist immer besser. Ach, und wenn sich noch erweisen würde, dass Yennefer bei ihm ist... Ist keine Zauberin bei ihm, Lennep?«

»Wie bitte?« Der Kundschafter zuckte zusammen. »Nein, edler Herr. Keine. Was befehlt Ihr? Wenn Ihr ihn lebendig haben wollt, locke ich ihn aus dem Brokilon. Wenn er Euch aber tot lieber ist...«

»Lennep.« Dijkstra hob den Blick seiner kalten blassblauen Augen zu dem Agenten.

»Sei nicht übereifrig. In unserer Branche macht sich Übereifer niemals bezahlt. Und er ist immer verdächtig.«

»Herr...« Lennep wurde etwas blass. »Ich wollte nur...«

»Ich weiß. Du wolltest nur wissen, was ich befehle. Ich befehle, den Hexer in Ruhe zu lassen.«

»Zu Befehl. Und was ist mit Milva?«

»Die lässt du auch in Ruhe. Vorläufig.«

»Zu Befehl. Kann ich gehen?«

»Du kannst.«

Der Agent verließ das Zimmer, schloss vorsichtig und fein leise die Eichentür hinter sich. Dijkstra schwieg lange, den Blick auf die Karten, Briefe, Berichte, Verhörprotokolle und Todesurteile geheftet, die sich auf dem Tisch türmten.

»Ori.«

Der Sekretär hob den Kopf, räusperte sich. Er schwieg. »Der Hexer ist im Brokilon.«

Ori Reuven räusperte sich abermals, schaute instinktiv unter den Tisch, zu den Beinen des Chefs hin.

Dijkstra bemerkte den Blick. »Stimmt. Das werde ich ihm nicht vergessen«, knurrte er.

»Zwei Wochen lang konnte ich seinetwegen nicht gehen. Ich habe vor Philippa das Gesicht verloren, musste wie ein Hund winseln und sie um ihre verdammten Zaubereien bitten, sonst würde ich heute noch hinken. Na ja, ich bin selber schuld, habe ihn unterschätzt. Am schlimmsten ist, dass ich jetzt nicht an seinen Hexerarsch herankommen und mich bei ihm revanchieren kann! Ich selbst habe keine Zeit, und für Privatangelegenheiten kann ich schließlich nicht meine Leute benutzen! Nicht wahr, Ori, das kann ich nicht?«

»Ä-häm...«

»Krächze nicht. Ich weiß. Ach, zum Teufel, wie verlockend diese Macht ist! Wie es einen juckt, sie zu gebrauchen! Wie leicht man sich vergisst, wenn man sie hat! Aber wenn man sich einmal vergisst, hat es kein Ende ... Sitzt Philippa Eilhart immer noch in Montecalvo?«

»Ja.«

»Nimm Feder und Tinte. Ich werde dir einen Brief an sie diktieren. Schreib ... Verdammt, ich kann mich nicht konzentrieren. Was ist das für ein verdammtes Geschrei, Ori? Was geht da auf dem Platz vor sich?«

»Straßenjungen werfen Steine auf die Residenz des Nilfgaarder Gesandten. Wir haben sie dafür bezahlt, ä-häm, wie mir scheint.«

»Aha. Gut. Mach das Fenster zu. Morgen sollen die Jungen die Bankfiliale des Zwergs Giancardi bewerfen gehen. Er hat sich geweigert, mir die Konten offenzulegen.«

»Giancardi, ä-häm, hat eine erhebliche Summe in den Militärfonds eingezahlt.«

»Ha. Dann sollen sie die Banken bewerfen, die nicht gezahlt haben.«

»Alle haben gezahlt.«

»Ach, du bist fad, Ori. Schreib, sag ich. Geliebte Phil, Sonne meiner... Verdammt, andauernd vergesse ich mich. Nimm einen neuen Bogen. Bereit?«

»Jawohl, ä-häm.«

»Liebe Philippa. Frau Triss Merigold macht sich sicherlich Sorgen um den Hexer, den sie von Thanedd in den Brokilon teleportiert hat, wobei sie daraus ein großes Geheimnis gemacht hat, sogar vor mir, was mich schrecklich schmerzte. Beruhige sie. Dem Hexer geht es gut. Er hat sogar schon begonnen, aus dem Brokilon Emissärinnen auszusenden, damit sie nach Spuren der Fürstentochter Cirilla Ausschau halten, des Persönchens, das dich doch so lebhaft interessiert. Unser Freund Geralt weiß offensichtlich nicht, dass sich Cirilla in Nilfgaard befindet, wo man sie auf die Heirat mit Kaiser Emhyr vorbereitet. Mir ist daran gelegen, dass der Hexer ruhig im Brokilon sitzt, daher werde ich auch dafür sorgen, dass diese Nachricht zu ihm dringt. Hast du das?«

»Ä-häm, zu ihm dringt.«

»Absatz. Ich frage mich... Ori, wisch die Feder ab, zum Kuckuck! Wir schreiben an Philippa, nicht an den königlichen Rat, der Brief muss ästhetisch aussehen! Absatz. Ich frage mich, warum der Hexer keinen Kontakt zu Yennefer sucht. Ich will nicht glauben, dass dieser an Besessenheit grenzende Affekt so plötzlich erloschen ist, unabhängig von den politischen Optionen seines Ideals. Andererseits, wenn es Yennefer wäre, die Cirilla an Emhyr ausgeliefert hat, und wenn es dafür Beweise gäbe, dann würde ich liebend gern dafür sorgen, dass der Hexer sie in die Finger bekommt. Das Problem würde sich von selbst lösen, dessen bin ich mir sicher, und die verräterische schwarzhaarige Schönheit wäre keinen Tag und keine Stunde mehr sicher. Der Hexer mag es nicht, wenn jemand sein Mädchen antastet, Artaud Terranova hat sich davon auf Thanedd nachhaltig überzeugt. Ich möchte glauben, Phil, dass Du keine Beweise für einen Verrat Yennefers hast und nicht weißt, wo sie sich verborgen hält. Es würde mich sehr schmerzen, wenn sich herausstellte, dass das wieder ein Geheimnis ist, das Du vor mir verbirgst. Ich habe vor Dir keine Geheimnisse ... Was gibt es da zu lachen, Ori?«

»Nichts, ä-häm.«

»Schreib! Ich habe vor Dir keine Geheimnisse, Phil, und rechne auf Gegenseitigkeit. Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung, et cetera, et cetera. Gib her, ich unterschreibe.« Ori Reuven streute Sand auf den Brief.

Dijkstra setzte sich zurecht, drehte die Daumen der vor der Brust verschränkten Hände. »Diese Milva, die der Hexer zum Spionieren ausschickt«, begann er. »Was kannst du mir über sie sagen?«

»Sie befasst sich, ä-häm«, krächzte der Sekretär, »damit, Gruppen von Scioa'tael in den Brokilon zu bringen, die von den temerischen Truppen zerschlagen worden sind. Sie führt die Elfen aus Razzien und Umzingelungen heraus, ermöglicht es ihnen, sich zu erholen und sich wieder zu Kampf kommandos zu formieren ...«

»Lass mich mit Informationen in Frieden, die allgemein zugänglich sind«, fiel ihm Dijkstra ins Wort. »Milvas Tätigkeit ist mir bekannt, ich habe übrigens vor, sie für meine Zwecke zu nutzen. Andernfalls hätte ich sie den Temeriern längst zum Fraß vorgeworfen. Was kannst du mir über sie selbst sagen? Über Milva als solche?«

»Sie stammt, glaube ich, aus irgendeinem Kuhdorf in Obersodden. In Wahrheit heißt sie Maria Barring. Milva ist ein Spitzname, den ihr die Dryaden gegeben haben. In der Älteren Rede bedeutet er...«

»Weihe«, unterbrach ihn Dijkstra. »Der Vogel. Ich weiß.«

»Ihre Leute sind von alters her Jäger. Waldvolk, auf du und du mit dem Jagdrevier. Als den Sohn des alten Barring ein Elch niedergestampft hatte, hat der Alte seiner Tochter das Waidwerk beigebracht. Als er starb, hat die Mutter wieder geheiratet. Ä- häm ... Maria vertrug sich nicht mit dem Stiefvater und lief von zu Hause weg. Damals war sie, glaube ich, sechzehn. Sie wanderte nach Norden, lebte von der Jagd, aber die Förster der Barone machten ihr das Leben schwer, jagten sie selber wie ein Tier. Also begann sie im Brokilon zu wildern, und dort, ä-häm, erwischten sie die Dryaden.«

»Und statt sie kaltzumachen, haben sie sie bei sich aufgenommen«, murmelte Dijkstra.

»Haben sie als ihresgleichen anerkannt... Und sie zeigte sich erkenntlich. Sie schloss einen Pakt mit der Hexe vom Brokilon, mit der alten Silberäugigen Eithné. Maria Barring ist tot, es lebe Milva... Wie viele Expeditionstruppen hat sie erledigt, ehe die in Verden und Kerack etwas merkten? Drei?«

»Ä-häm... Vier, glaube ich ...« Immerzu glaubte Ori Reuven etwas, obwohl sein Gedächtnis unfehlbar war. »Alles in allem waren es an die hundert Leute, diejenigen, die besonders scharf auf Scheuweib-Skalpe waren. Aber es dauerte lange, bis sie es merkten, denn Milva trug gelegentlich einen von den Verwundeten auf dem eigenen Rücken aus dem Gemetzel, und der Gerettete lobte ihren Mut in den höchsten Tönen. Erst nach dem vierten Mal, in Verden, glaube ich, schlug sich jemand an die Stirn. Wie kommt es denn, fragte man sich plötzlich, ä-häm, dass die Pfadfinderin, die die Leute gegen die Scheuweiber führt, jedesmal mit dem Leben davonkommt? Und da fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, dass die Pfadfinderin sie führt, aber ins Verderben, geradewegs vor die Pfeile der im Hinterhalt wartenden Dryaden...«

Dijkstra schob ein Verhörprotokoll an den Rand des Schreibtischs, denn es kam ihm so vor, als röche das Pergament noch immer nach der Folterkammer.

»Und da«, erriet er, »verschwand Milva im Brokilon wie fortgeblasen. Aber bis heute ist es in Verden schwer, Freiwillige für Expeditionen gegen die Dryaden zu finden. Die alte Eithné und die junge Weihe haben eine tüchtige Auslese getroffen. Und da wagen sie zu behaupten, wir, die Menschen, hätten die Provokation erfunden. Es sei denn...«

»Ä-häm?«, begann Ori Reuven zu krächzen, verwundert über den abgebrochenen Satz und das lange Schweigen seines Chefs.

»Es sei denn, sie haben schließlich begonnen, von uns zu lernen«, schloss der Spion kalt und schaute auf die Denunziationen, Verhörprotokolle und Todesurteile.

Als sie nirgends Schweiß sah, wurde Milva allmählich unruhig. Plötzlich fiel ihr ein, dass der Bock im Augenblick des Schusses einen Schritt gemacht hatte. Oder machen wollte, das kam auf dasselbe heraus. Er hatte sich bewegt, und der Pfeil konnte in den Bauch gegangen sein. Milva fluchte. Ein Schuss in den Bauch, Schimpf und Schande für den Jäger! Pech! Toi-toi-toi!

Rasch lief sie zum Hang des Talkessels, schaute sich aufmerksam zwischen den Brombeeren, Moosen und Farnen um. Sie suchte den Pfeil. Mit einer Spitze versehen, deren vier Schneiden derart scharf geschliffen waren, dass man die Haare am Unterarm damit abrasieren konnte, musste der Pfeil bei einem Schuss aus fünfzig Schritt Entfernung den Bock glatt durchschlagen haben.

Schließlich sah sie ihn, hob ihn auf und atmete erleichtert auf, spuckte dreimal aus. Sie hatte sich umsonst Sorgen gemacht, es war sogar besser als angenommen. An dem Pfeil klebte kein schmieriger und übel riechender Mageninhalt. Es gab auch keine Spuren von hellem, schaumigem rosa Lungenblut. Der Schaft war zur Gänze mit einem dunklen, kräftigen Rot überzogen. Die Pfeilspitze hatte das Herz durchbohrt. Milva brauchte sich nicht anzuschleichen, es erwartete sie kein langer Fußmarsch auf der Fährte. Der Bock lag zweifellos tot im Unterholz, höchstens hundert Schritt von der Lichtung entfernt, an einer Stelle, die ihr der Schweiß verraten würde. Und ein ins Herz getroffener Bock musste nach ein paar Sprüngen Schweiß verlieren, sie wusste also, dass sie die Fährte leicht finden würde.

Nach zehn Schritten fand sie sie, folgte ihr und gab sich abermals ihren Gedanken und Erinnerungen hin.

Sie hielt das Versprechen, das sie dem Hexer gegeben hatte. In den Brokilon war sie sogar noch früher als versprochen zurückgekehrt, fünf Tage nach dem Erntefest, fünf Tage nach dem Neumond, mit dem bei den Menschen der Monat August beginnt und bei den Elfen Lammas, der siebte, vorletzte savaed des Jahres.

Sie durchquerte das Bandwasser bei Tagesanbruch, zusammen mit fünf Elfen. Das Kommando, das sie führte, hatte anfangs neun Reiter gezählt, doch die Söldner aus Brugge waren ihnen die ganze Zeit auf den Fersen gewesen, drei Tagesmärsche vom Bandwasser entfernt hatten sie sie eingeholt und waren erst am Bandwasser zurückgeblieben, als im morgendlichen Dunst vom rechten Ufer der Brokilon winkte. Das hatte die Elfen gerettet. Sie hatten das andere Ufer erreicht. Entkräftet, verwundet. Und nicht alle.

Sie hatte Nachrichten für den Hexer, doch sie war überzeugt, er befinde sich noch immer in Col Serrai. Sie gedachte erst gegen Mittag zu ihm zu gehen, nachdem sie sich ordentlich ausgeschlafen hatte. Sie staunte, als er plötzlich wie ein Geist aus dem Nebel hervortrat. Wortlos setzte er sich neben sie, schaute zu, wie sie sich ein Lager bereitete, die Decke über den Haufen von Zweigen legte.

»Du hast es vielleicht eilig«, sagte sie vorwurfsvoll. »Hexer, ich kann mich kaum auf den Beinen halten. Tag und Nacht im Sattel, ich spür meinen Hintern nicht mehr, und ich bin durchgeweicht bis auf die Knochen, weil wir uns vor Tagesanbruch wie die Wölfe zwischen den Wasserweiden durchgeschlagen haben...«

»Ich bitte dich. Hast du etwas erfahren?«

»Hab ich«, fauchte sie, während sie die durchnässten, widerspenstigen Stiefel aufschnürte und auszog. »Ohne große Mühe, weil alle Welt davon spricht. Dass dein Fräulein so ein großes Tier ist, hast du mir nicht gesagt! Ich dachte, deine Stieftochter, irgend so ein armes Mädchen, eine Waise, der das Schicksal nicht gnädig war. Und siehe da: eine Prinzessin von Cintra! Ha! Bist du vielleicht auch ein verkleideter Fürst?«

»Sprich bitte.«

»Die Könige werden sie nicht mehr in die Hände kriegen, weil deine Cirilla, wie sich herausstellt, von Thanedd geradewegs nach Nilfgaard geflohen ist, sicherlich zusammen mit diesen Zauberern, die Verrat geübt haben. In Nilfgaard hat Kaiser Emhyr sie mit Pomp empfangen. Und weißt du was? Er ist sogar auf den Gedanken verfallen, sie zu heiraten. Und jetzt will ich mich ausruhen. Wenn du willst, reden wir weiter, wenn ich mich ausgeschlafen hab.«

Der Hexer schwieg. Milva hängte die nassen Fußlappen so an einem gegabelten Zweig auf, dass die aufgehende Sonne darauffallen würde, und löste die Gürtelschnalle.

»Ich will mich ausziehen«, knurrte sie. »Was stehst du hier noch rum? Bessre Neuigkeiten hast du doch wohl nicht erwarten können? Dir droht keine Gefahr mehr, niemand fragt nach dir, die Spitzel werden sich nicht mehr um dich kümmern. Und dein Mädchen ist den Königen entkommen, wird Kaiserin...«

»Ist das eine sichere Nachricht?«

»Nichts ist heutzutage sicher.« Sie gähnte, setzte sich auf das Lager. »Höchstens, dass die liebe Sonne jeden Tag von Osten nach Westen über den Himmel wandert. Aber was sie über den Kaiser von Nilfgaard und die Prinzessin von Cintra reden, muss wahr sein. Alle reden davon.«

»Wieso auf einmal?«

»Das musst du doch wissen! Sie bringt dem Kaiser Emhyr ja als Mitgift einen mächtigen Brocken Land mit! Nicht nur Cintra, auch auf dieser Seite der Jaruga! Ha, das wird ja auch meine Herrin sein, denn ich bin aus Obersodden, und ganz Sodden, wie sich zeigt, ist ihr lehnspflichtig! Pah, wenn ich in ihren Wäldern einen Hirsch erleg und sie mich erwischen, werden sie mich auf ihren Befehl aufhängen... Was für eine elende Welt! Verdammt, mir fallen die Augen zu ...«

»Nur noch eine Frage. Von diesen Zauberinnen... das heißt, von diesen Zauberern, die Verrat geübt haben – ist von denen jemand gefasst worden?«

»Nein. Aber eine Magierin soll sich das Leben genommen haben. Kurz nachdem Vengerberg gefallen ist und die Truppen von Kaedwen in Aedirn einmarschiert sind. Gewiss aus Gram oder aus Angst vor der Hinrichtung...«

»Bei dem Kommando, das du hergeführt hast, gab es ledige Pferde. Ob mir die Elfen eins geben werden?«

»Aha, du hast es eilig aufzubrechen«, murmelte sie, während sie sich in die Decke wickelte. »Ich denk mir, ich weiß, wohin...«

Sie verstummte, von seinem Gesichtsausdruck überrascht. Plötzlich begriff sie, dass die Nachricht, die sie gebracht hatte, alles andere als gut war. Plötzlich begriff sie, dass sie nichts, ganz und gar nichts verstand. Plötzlich, unerwartet, aus heiterem Himmel verspürte sie Lust, sich vor ihm hinzusetzen, ihn mit Fragen zu überschütten, ihn auszufragen, etwas zu erfahren, vielleicht ihm einen Rat zu geben... Sie rieb sich heftig mit einem Fingerknöchel den Augenwinkel. Ich bin entkräftet, dachte sie, der Tod ist mir die ganze Nacht auf dem Fuße gefolgt. Ich muss mich ausruhen. Was gehen mich seine Sorgen und Kümmernisse an? Zum Teufel mit ihm und mit ihr! Verdammt, wegen alledem ist mir der Schlaf ganz vergangen...

Der Hexer stand auf. »Werden sie mir ein Pferd geben?«, wiederholte er.

»Nimm, welches du willst«, sagte sie nach einer Weile. »Den Elfen komm lieber nicht unter die Augen. Man hat uns beim Übergang hart zugesetzt, es hat Blut gekostet... Nur den Rappen rühr nicht an, der gehört mir... Was stehst du noch da?«

»Ich danke dir für die Hilfe. Für alles.« Sie antwortete nicht.

»Ich schulde dir etwas. Wie kann ich mich revanchieren?«

»Wie? Na, indem du endlich deiner Wege gehst!«, schrie sie, stemmte sich auf dem Ellenbogen hoch und riss heftig an der Decke.

»Ich... ich muss mich ausschlafen! Nimm ein Pferd ... und reit. Nach Nilfgaard, in die Hölle, zum Teufel, mir ist es gleich! Geh weg! Lass mich in Ruhe!«

»Ich werde bezahlen, was ich dir schulde«, sagte er leise. »Ich werde es nicht vergessen. Vielleicht geschieht es einmal, dass du Hilfe brauchst. Einen Halt. Eine Schulter. Dann schrei, schrei in die Nacht. Und ich werde kommen.«

Der Bock lag am Rande eines Hangs, der von sprudelnden Quellen schwammig und dicht mit Farnen überwachsen war; er lag ausgestreckt da, das glasige Auge gen Himmel gerichtet. Milva sah die großen Zecken, die sich an seinem hellbraungelblichen Bauch festgesogen hatten.

»Ihr werdet euch anderes Blut suchen müssen, Würmchen«, murmelte sie, während sie die Ärmel hochkrempelte und das Messer hervorholte. »Denn dieses hier gerinnt schon.«

Mit einer geübten, schnellen Bewegung schnitt sie die Decke von der Brust bis zum Waidloch auf, wobei sie die Klinge geschickt um die Geschlechtsorgane herumführte. Vorsichtig teilte sie die Fettschicht, besudelte sich die Arme bis zu den Ellenbogen, als sie den Schlund durchtrennte und den Aufbruch heraushob. Sie schnitt den Magen und die Gallenblase auf, um Bezoarsteine zu suchen. An deren magische Eigenschaften glaubte sie nicht, doch es fehlte nicht an Dummköpfen, die daran glaubten und dafür bezahlten.

Sie nahm den Bock auf und legte ihn auf einen umgestürzten Baumstamm in der Nähe, mit dem aufgetrennten Bauch nach unten, so dass das Blut ablaufen konnte. Sie wischte sich die Hände an der Oberseite des Farnkrautes ab.

Sie setzte sich neben die Beute.

»Besessener, wahnsinniger Hexer«, sagte sie leise, den Blick zu den hundert Schritt über ihr schwebenden Wipfeln der Brokilon-Fichten gerichtet. »Du brichst auf der Suche nach deinem Mädchen nach Nilfgaard auf. Brichst ans Ende der Welt auf, die in Flammen steht, und hast nicht mal daran gedacht, dich mit Wegzehrung zu versorgen. Ich weiß, dass du jemanden hast, für den du lebst. Aber hast du auch was, wovon du leben kannst?«

Die Fichten unterbrachen ihren Monolog natürlich nicht und kommentierten ihn nicht.

»Ich denk mir«, fuhr Milva fort, während sie mit dem Messer Blut unter den Fingernägeln hervorpolkte, »dass du überhaupt keine Chancen hast, dieses Fräulein von dir zu finden. Nicht nur, dass du nicht nach Nilfgaard kommst, du schaffst es nicht mal bis zur Jaruga. Ich denk mir, du kommst nicht mal nach Sodden. Ich denk mir, dass du dem Tode geweiht bist. Auf deinem zusammengepressten Mund steht er geschrieben, aus deinen widerwärtigen Augen schaut er hervor. Der Tod wird dich ereilen, wahnsinniger Hexer, und das schon bald. Aber dank diesem Böcklein wird es wenigstens nicht der Hungertod sein. Und das ist immerhin etwas. Denk ich mir.«

Beim Anblick des in den Audienzsaal tretenden Nilfgaarder Botschafters seufzte Dijkstra insgeheim. Shilard Fitz-Oesterlen, der Gesandte von Kaiser Emhyr var Emreis, hatte die Angewohnheit, Gespräche in der Sprache der Diplomatie zu führen, und flocht in seine Sätze mit Vorliebe pompöse Sprachungetüme ein, die nur Diplomaten und Gelehrten verständlich waren. Dijkstra hatte an der Oxenfurter Universität studiert und zwar keinen Magistergrad erlangt, kannte aber die Grundzüge des akademischen Jargons. Er benutzte ihn jedoch ungern, denn im tiefsten Inneren verabscheute er Pomp und alle Arten von prätentiöser Förmlichkeit. »Ich grüße Euch, Exzellenz.«

»Herr Graf.« Shilard Fitz-Oesterlen verbeugte sich förmlich. »Ach, geruht bitte zu entschuldigen. Vielleicht sollte ich schon sagen: durchlauchtigster Fürst? Euer Hoheit Reichsregent?EuerDurchlaucht Staatssekretär? Bei meiner Ehre, Euer Hochwohlgeboren, die Würden regnen derart auf Euch herab, dass ich wahrlich nicht weiß, wie ich Euch titulieren soll, ohne das Protokoll zu verletzen.«

»Am besten wäre >Euer königliche Gnaden<«, erwiderte Dijkstra bescheiden. »Ihr wisst doch, Exzellenz, dass der Hof den König macht. Und es ist Euch sicherlich nicht unbekannt, dass ich nur zu rufen brauche: >Springen!<, und der Hof in Dreiberg fragt: >Wie hoch?<«

Der Botschafter wusste, dass Dijkstra übertrieb, aber gar nicht so sehr. Prinz Radowid war minderjährig, Königin Hedwig vom tragischen Tod ihres Gatten niedergedrückt, die Aristokratie verängstigt, kopflos, zerstritten und in Fraktionen gespalten. Die Regierung in Redanien lag de facto in den Händen Dijkstras, und Dijkstra hätte mühelos jede Würde erlangt, die er nur wollte. Doch Dijkstra wollte keine.

»Euer Hochwohlgeboren haben geruht, mich rufen zu lassen«, sagte der Botschafter nach einer Weile. »Unter Übergehung des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten. Was verschafft mir diese Ehre?«

»Der Minister« – Dijkstra richtete den Blick zur Decke – »hat aus gesundheitlichen Gründen sein Amt zur Verfügung gestellt.«

Der Botschafter nickte gewichtig. Er wusste nur zu gut, dass der Außenminister im Kerker saß, und da er ein Feigling und ein Idiot war, hatte er zweifellos schon beim Vorzeigen der Instrumente, das dem Verhör vorausging, alles über seine Konspiration mit dem Nilfgaarder Spionagedienst erzählt. Er wusste, dass das von Vattier de Rideaux, dem Spionagechef des Kaisers, aufgebaute Agentennetz zerschlagen worden war und dass Dijkstra alle Fäden in der Hand hielt. Er wusste auch, dass diese Fäden geraden Weges zu seiner Person führten. Doch seine Person wurde von der diplomatischen Immunität geschützt, und die Pflicht zwang ihn, das Spiel zu Ende zu führen. Insbesondere nach den seltsamen chiffrierten Anweisungen, die ihm Vattier und der Untersuchungsführer Stefan Skellen geschickt hatten, der kaiserliche Agent für Sonderaufgaben.

»Da ein Nachfolger noch nicht ernannt ist«, fuhr Dijkstra fort, »ist es mir eine überaus unangenehme Pflicht, Euch wissen zu lassen, dass Euer Exzellenz im Königreich Redanien zur Persona non grata erklärt worden ist.«

Der Botschafter verneigte sich. »Ich bedaure es«, sagte er, »dass die in der wechselseitigen Abberufung der Botschafter resultierenden Diffidenzen aus Angelegenheiten entspringen, die weder das Königreich Redanien noch das Kaiserreich Nilfgaard unmittelbar betreffen. Das Kaiserreich hat keinerlei feindselige Akte gegen Redanien unternommen.«

»Abgesehen von der Blockade der Jarugamündung und der Skellige-Inseln für unsere Schiffe und Waren. Abgesehen von der Bewaffnung und Unterstützung der Scioa'tael- Banden.«

»Das sind Unterstellungen.«

»Und die Konzentration der kaiserlichen Truppen in Verden und Cintra? Die Überfälle bewaffneter Banden auf Sodden und Brugge? Sodden und Brugge stehen unter dem Schutz von Temerien, wir jedoch sind mit Temerien verbündet, Exzellenz, Angriffe auf Temerien sind Angriffe auf uns. Es bleiben auch Angelegenheiten, die Redanien direkt betreffen: die Rebellion auf der Insel Thanedd und der verbrecherische Anschlag auf König Wisimir. Und die Frage der Rolle, die das Kaiserreich bei diesen Ereignissen gespielt hat.«

»Quod attinet den Zwischenfall auf Thanedd«

– der Botschafter breitete die Arme aus –, »bin ich nicht ermächtigt, eine Ansicht zu äußern. Seiner Kaiserlichen Majestät Emhyr var Emreis sind die Hintergründe der privaten Fehden zwischen euren Zauberern fremd. Ich bedaure die Tatsache, dass unsere Proteste gegen eine Propaganda, die etwas anderes suggeriert, keine nennenswerte Wirkung gezeigt haben. Einer Propaganda, die, wie ich anzumerken wage, nicht ohne das Zutun höchster Kreise des Königreiches Redanien verbreitet wird.«

»Eure Proteste kommen überraschend und sind überaus verwunderlich.« Dijkstra deutete ein Lächeln an. »Immerhin verhehlt der Kaiser nicht im mindesten die Tatsache, dass sich an seinem Hofe eine Herzogin von Cintra aufhält, die just von Thanedd entführt wurde.«

»Cirilla, die Königin von Cintra«, berichtigte ihn Shilard Fitz-Oesterlen nachdrücklich, »ist nicht entführt worden, sondern hat im Kaiserreich um Asyl nachgesucht. Mit dem Zwischenfall auf Thanedd hat das nichts zu tun.«

»Wirklich nicht?«

»Der Zwischenfall auf Thanedd«, fuhr der Botschafter mit steinerner Miene fort, »hat beim Kaiser Missbehagen ausgelöst. Und der heimtückische, von einem Wahnsinnigen ausgeführte Anschlag auf das Leben König Wisimirs hat seine aufrichtige und lebhafte Abscheu erregt. Noch größere Abscheu ruft indes das in der Öffentlichkeit verbreitete widerwärtige Gerücht hervor, das es wagt, die Anstifter dieses Verbrechens im Kaiserreich zu suchen.«

»Die Ergreifung der wahren Anstifter«, sagte Dijkstra langsam, »wird den Gerüchten ein Ende bereiten, wie wir hoffen wollen. Doch ihre Ergreifung und gerechte Aburteilung ist eine Frage der Zeit.«

»Justitia fundamentum regnorum«, pflichtete ihm Shilard Fitz-Oesterlen gewichtig bei.

»Und crimen horribilis non potest non esse punibile. Ich versichere, dass Seine Kaiserliche Majestät ebenfalls wünscht, dass es so geschehen möge.«

»Es liegt in der Macht des Kaisers, diesen Wunsch zu erfüllen«, warf Dijkstra wie widerwillig hin und verschränkte die Arme vor der Brust. »Eine der Anführerinnen der Verschwörung, Enid an Gleanna, bis vor kurzem die Zauberin Francesca Findabair, spielt sich als Königin von des Kaisers Gnaden eines Marionettenstaates der Elfen in Dol Blathanna auf.«

»Seine Kaiserliche Majestät« – der Botschafter verneigte sich steif – »kann sich nicht in die Angelegenheiten von Dol Blathanna einmischen, eines unabhängigen Königreiches, das von allen Nachbarländern anerkannt ist.«

»Aber nicht von Redanien. Für Redanien ist Dol Blathanna weiterhin ein Teil des Königreichs Aedirn. Obwohl ihr Aedirn im Verein mit den Elfen und mit Kaedwen in Teile zerlegt habt, obwohl von Lyrien kein lapis super lapidem geblieben ist, habt ihr diese Königreiche voreilig von der Karte der Welt gestrichen. Voreilig, Euer Exzellenz. Doch dies sind nicht Zeit und Ort, um darüber zu diskutieren. Soll Francesca Findabair vorerst die Königin mimen, die Zeit der Gerechtigkeit wird kommen. Aber was ist mit den anderen Aufständischen und Organisatoren des Anschlags auf König Wisimir? Was ist mit Vilgefortz von Roggeveen, was mit Yennefer von Vengerberg? Es besteht Grund zu der Annahme, dass sie nach dem Scheitern des Putsches beide nach Nilfgaard geflohen sind.«

»Ich versichere« – der Botschafter hob den Kopf –, »dass dem nicht so ist. Und wenn es dazu kommen sollte, so garantiere ich, dass sie der Strafe nicht entgehen werden.«

»Nicht euch gegenüber haben sie sich schuldig gemacht, nicht euch obliegt es also, sie zu bestrafen. Den aufrichtigen Wunsch nach Gerechtigkeit, die ja das fundamentum regnorum ist, würde Kaiser Emhyr unter Beweis stellen, indem er uns die Verbrecher auslieferte.«

»Man kann Eurem Wunsch die Berechtigung nicht absprechen«, gab Shilard Fitz-Oesterlen zu und täuschte ein bekümmertes Lächeln vor.

»Die genannten Personen befinden sich jedoch nicht im Kaiserreich, dies primo. Secundo, selbst wenn sie uns unterkämen, besteht ein Impediment. Eine Auslieferung erfolgt aufgrund eines Gerichtsurteils, das in diesem Fall vom kaiserlichen Rat zu fällen wäre. Beachtet, Euer Hochwohlgeboren, dass der Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch Redanien ein feindseliger Akt ist, und man kann schwerlich damit rechnen, dass der Rat für die Auslieferung von Asyl suchenden Personen stimmt, wenn die Auslieferung von einem feindseligen Land verlangt wird. Das wäre ein Fall ohne jede Präzedenz ... Es sei denn ...« »Es sei denn was?«

»Man schüfe solch einen Präzedenzfall.« »Ich verstehe nicht.«

»Wenn das Königreich Redanien bereit wäre, dem Kaiser seinen Untertanen auszuliefern, einen hier festgesetzten gemeinen Verbrecher, dann hätten der Kaiser und sein Rat Anlass, diese Geste guten Willens zu erwidern.«

Dijkstra schwieg lange, er machte den Eindruck, er döse vor sich hin oder denke nach. »Um wen handelt es sich?«

»Der Name des Verbrechers ...« Der Botschafter tat so, als versuche er sich zu erinnern, schließlich holte er aus einem Mäppchen aus Saffianleder ein Dokument hervor. »Verzeiht, memoria fragilis est... Ich hab's. Ein gewisser Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach. Gegen ihn liegen schwere Anschuldigungen vor. Er wird wegen Mordes gesucht, Fahnenflucht, raptus puellae, Vergewaltigung,Diebstahlund Urkundenfälschung. Vor dem Zorn des Kaisers ist er ins Ausland geflohen.«

»Nach Redanien? Da hat er sich einen weiten Weg gesucht.«

»Euer Hochwohlgeboren«, sagte Shilard Fitz- Oesterlen mit einem leichten Lächeln,

»beschränken Ihre Interessen ja nicht auf Redanien. Ich habe nicht den Schatten eines Zweifels, dass, sollte dieser Verbrecher in irgendeinem der verbündeten Königreiche ergriffen werden, Euer Hochwohlgeboren davon aus den Berichten Eurer zahlreichen... Bekannten erfahren würden.«

»Wie, sagtet Ihr, heißt dieser Verbrecher?«

»Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach.«

Dijkstra schwieg lange und tat so, als suche er in seiner Erinnerung.

»Nein«, sagte er schließlich. »Es wurde niemand dieses Namens verhaftet.«

»Wirklich nicht?«

»Meine memoria pflegt in solchen Dingen nicht fragilis zu sein. Es tut mir leid, Exzellenz.«

»Mir ebenfalls«, erwiderte Shilard Fitz- Oesterlen in eisigem Ton. »Zumal eine wechselseitige Auslieferung von Verbrechern unter diesen Umständen nicht durchzuführen sein dürfte. Ich werde Euer Gnaden nicht länger zur Last fallen. Ich wünsche Gesundheit und Erfolg.«

»Gleichfalls. Lebt wohl, Exzellenz.«

Der Botschafter ging aus dem Zimmer, nachdem er ein paar komplizierte förmliche Verbeugungen ausgeführt hatte.

»Leck mich am sempiternum meam, Schlauberger«, murmelte Dijkstra und kreuzte die Arme vor der Brust. »Ori! Komm raus!«

Rot angelaufen vom lange unterdrückten Krächzen und Husten trat der Sekretär hinter der Portiere hervor.

»Sitzt Philippa immer noch in Montecalvo?«

»Ja, ä-häm. Bei ihr sind die Damen Laux- Antille, Merigold und Metz.«

»In ein, zwei Tagen bricht der Krieg aus, jeden Augenblick kann die Grenze an der Jaruga in Flammen stehen, und die haben sich in irgendeinem Schlösschen in der Wildnis eingesponnen! Nimm die Feder, schreib. Geliebte Phil... Verdammt!«

»Ich habe >Liebe Philippa< geschrieben.«

»Gut. Schreib weiter. Es interessiert Dich vielleicht, dass der dürre Kerl mit dem gefiederten Helm, der von Thanedd ebenso geheimnisvoll verschwunden ist, wie er aufgetaucht war, Cahir Mawr Dyffryn heißt und der Sohn des Seneschalls Ceallach ist. Dieses sonderbare Individuum suchen nicht nur wir, sondern auch der Geheimdienst von Vattier de Rideaux und die Leute dieses Hurensohns ...«

»Frau Philippa, ä-häm, mag solche Wörter nicht. Ich habe geschrieben: >dieser Kanaille<.«

»Meinetwegen. Dieser Kanaille Stefan Skellen. Du weißt aber so gut wie ich, liebe Phil, dass Emhyrs Nachrichtendienste nur jene Agenten und Emissäre dringend suchen, denen Emhyr das Fell über die Ohren zu ziehen geschworen hat. Solchen, die, statt einen Befehl auszuführen oder bei dem Versuch umzukommen, ihn verraten und den Befehl nicht ausgeführt haben. Die Sache sieht daher ziemlich verwunderlich aus, denn wir waren ja überzeugt, dass die Befehle dieses Cahirs lauteten, die Fürstentochter Cirilla zu ergreifen und nach Nilfgaard zu bringen. Absatz. Den seltsamen, aber begründeten Verdacht, den diese Angelegenheit bei mir erweckt hat, sowie eine etwas überraschende, aber nicht unlogische Theorie, die ich habe, würde ich gern mit Dir unter vier Augen diskutieren. Mit dem Ausdruck tiefer Hochachtung et cetera, et cetera.«

Sie ritt nach Süden, schnurgerade, erst am Ufer des Bandwassers entlang, durch das Rodfeld, später, nachdem sie den Fluss durchquert hatte, durch feuchte Schluchten, die von einem weichen, grellgrünen Teppich von Haarmoos überzogen waren. Sie nahm an, dass der Hexer, da er das Terrain nicht so gut kannte wie sie, einen Übergang auf das Menschenufer nicht riskieren würde. Indem sie eine ausgedehnte, zum Brokilon hingewandte Flussschleife abschnitt, hatte sie Chancen, ihn in der Nähe des Wasserfalls von Ceann Treise einzuholen. Wenn sie schnell und ohne Pause ritt, konnte sie ihn vielleicht sogar überholen.

Die Finken hatten sich nicht geirrt, als sie schlugen. Der Himmel im Süden hatte sich sichtlich bewölkt. Die Luft war schwer und schwül geworden, Mücken und Gnitzen schwärmten ausgesprochen aufdringlich.

Als sie in ein Weidengestrüpp ritt, das von Haselnusssträuchern, an denen noch grüne Nüsse hingen, und von schwärzlichem Kreuzdorn überwuchert war, spürte sie eine Anwesenheit. Sie hörte nichts. Sie spürte es. Also wusste sie, dass es Elfen waren.

Sie hielt das Pferd an, damit die im Dickicht verborgenen Bogenschützen Gelegenheit hatten, sie in Augenschein zu nehmen. Sie hielt auch den Atem an. In der Hoffnung, dass sie nicht an Übereifrige geraten war.

Über dem über die Pferdekruppe gelegten Bock brummte eine Fliege.

Ein Rascheln. Ein leises Pfeifen. Sie pfiff zur Antwort. Die Scioa'tael traten wie Gespenster aus dem Unterholz hervor, und erst jetzt atmete Milva freier. Sie kannte sie. Sie gehörten zum Kommando von Coinneach Då Reo.

»Hael«, sagte sie und stieg ab. »Que'ss va?«

»Ne'ss«, erwiderte der Elf trocken. An seinen Namen erinnerte sie sich nicht. »Caemm.«

Ein Stück weiter auf einer Lichtung kampierten andere. Es waren mindestens dreißig, mehr, als Coinneachs Kommando zählte. Milva wunderte sich. In letzter Zeit nahmen die Einheiten der Eichhörnchen eher ab als zu. In letzter Zeit waren die Kommandos, denen sie begegnete, Gruppen von blutigen, fiebernden, sich kaum im Sattel und auf den Füßen haltenden Jammergestalten gewesen. Dieses Kommando war anders.

»Cead, Coinneach«, begrüßte sie den näher kommenden Anführer.

»Ceadmil, Sor'ca.«

Sor'ca. Schwesterchen. So nannten sie jene, mit denen sie befreundet war, wenn sie Wertschätzung und Sympathie ausdrücken wollten. Und das, obwohl sie doch viel, viel älter waren als sie. Zu Beginn war sie für die Elfen nur Dh'oine gewesen, der Mensch. Später, als sie ihnen schon regelmäßig half, sagten sie »Aen Woedbeanna« zu ihr, »die Waldesbraut«. Noch später, nachdem sie sie besser kennengelernt hatten, nannten sie sie nach dem Vorbild der Dryaden Milva, die Weihe. Ihr wahrer Name, den sie den engsten Freunden offenbarte – im Gegenzug zu ähnlichen Gesten von deren Seite –, passte ihnen nicht – sie sprachen ihn »Mear'ya« aus und verzogen dabei leicht das Gesicht, als erinnere er sie in ihrer Sprache an etwas Unangenehmes. Und dann gingen sie gleich zu

»Sor'ca« über.

»Wo wollt ihr denn hin?« Milva schaute sich genauer um, sah aber immer noch keine Verwundeten oder Kranken. »Zur Achten Meile? In den Brokilon?«

»Nein.«

Sie enthielt sich weiterer Fragen, sie kannte sie zu gut. Ihr genügten ein paar Blicke auf die reglosen, erstarrten Gesichter, auf die übertriebene, demonstrative Ruhe, mit der sie Ausrüstung und Waffen in Ordnung brachten. Es genügte ein einziger aufmerksamer Blick in die tiefen, bodenlosen Augen. Sie wusste, dass sie in den Kampf zogen.

Von Süden her bezog sich der Himmel, wurde dunkel.

»Und wohin willst du, Sor'ca?«, fragte Coinneach, dann warf er einen raschen Blick auf den Rehbock, den das Pferd gebracht hatte, lächelte ein wenig.

»Nach Süden«, klärte sie ihn über seinen Irrtum auf. »Nach Drieschot.«

Der Elf lächelte nicht mehr. »Auf dem Menschenufer?«

»Zumindest bis Ceann Treise.« Sie zuckte mit den Schultern. »Bei den Wasserfällen werd ich sicherlich auf die Brokilon-Seite zurückkehren, weil...«

Sie drehte sich um, als sie ein Pferd wiehern hörte. Weitere Scioa'tael schlossen sich dem ohnehin schon ungewöhnlich zahlreichen Kommando an. Die neuen kannte Milva noch besser.

»Ciaran!«, rief sie leise, ohne ihre Verwunderung zu verbergen. »Toruviel! Was tut ihr hier? Kaum hab ich euch in den Brokilon begleitet, und schon seid ihr wieder...«

»Ess'creasa, Sor'ca«, sagte Ciaran aep Dearbh ernst. Auf dem Verband um den Kopf des Elfs prangte ein Fleck von durchsickerndem Blut.

»Es muss sein«, wiederholte Toruviel und setzte sich vorsichtig hin, um den in einer Schlinge hängenden Arm zu schonen. »Es sind Botschaften gekommen. Wir können nicht im Brokilon sitzenbleiben, wenn jeder Bogen zählt.«

»Wenn ich das gewusst hätt«, sagte sie schmollend, »hätt ich mich nicht für euch abgemüht. Ich hätt nicht meinen Hals riskiert, um euch über den Fluss zu bringen.«

»Die Nachrichten sind gestern Nacht gekommen«, erklärte Toruviel leise. »Wir konnten ... Wir können in solch einem Augenblick unsere Waffengefährten nicht im Stich lassen. Wir können es nicht, versteh, Sor'ca.«

Der Himmel verdunkelte sich immer mehr. Diesmal hörte Milva deutlich fernen Donner.

»Reite nicht nach Süden, Sor'ca«, sagte Coinneach Da Reo. »Es kommt ein Gewitter.«

»Was kann mir denn ein Gewitter...« Sie hielt inne, schaute ihn aufmerksamer an. »Ha! Solche Nachrichten habt ihr also bekommen? Nilfgaard, ja? Sie überschreiten die Jaruga nach Sodden? Sie führen einen Schlag gegen Brugge? Darum brecht ihr auf?«

Er antwortete nicht.

»Ja, wie in Dol Angra.« Sie schaute ihm in die dunklen Augen. »Abermals benutzt euch der Kaiser von Nilfgaard, damit ihr mit Feuer und Schwert Unruhe im Rücken der Menschen stiftet. Und später wird der Kaiser Frieden mit den Königen schließen, und ihr werdet ausgeschlossen. In dem Feuer, das ihr entfacht, werdet ihr selber verbrennen.«

»Das Feuer reinigt. Und macht hart. Man muss hindurchgehen. AenyelPhael, ell'ea, Sor'ca? Wie es bei euch heißt: Feuertaufe.«

»Mir ist ein anderes Feuer lieber.« Milva machte den Bock los und warf ihn auf die Erde, den Elfen vor die Füße. »Eins, das unterm Bratspieß knistert. Da habt ihr, damit ihr bei eurem Feldzug nicht vor Hunger schwach werdet. Ich brauch ihn nicht mehr.«

»Du reitest nicht nach Süden?«

»Doch.«

Ich werde reiten, dachte sie, schnell reiten. Ich muss diesen dummen Hexer warnen, muss ihm sagen, in was für eine Bredouille er unterwegs ist. Muss ihn zur Umkehr bewegen.

»Reite nicht, Sor'ca.«

»Gib Ruhe, Coinneach.«

»Es kommt ein Gewitter von Süden«, wiederholte der Elf. »Es kommt ein großer Sturm. Und ein großes Feuer. Verbirg dich im Brokilon, Schwesterchen, reite nicht nach Süden. Du hast für uns genug getan, mehr kannst du nicht mehr tun. Und musst es auch nicht. Wir müssen. Ess'tedd, esse creasa! Es ist Zeit für uns. Leb wohl.«

Die Luft war schwer und schwül.

DieTeleprojektions-Zauberwaren kompliziert, sie mussten sie gemeinsam wirken, indem sie Hände und Gedanken vereinten. Und selbst dann noch erwies es sich als verteufelt große Anstrengung. Denn auch die Entfernung war nicht gering. Die geschlossenen Lider Philippa Eilharts zuckten, Triss Merigold atmete schwer, auf die hohe Stirn von Keira Metz waren Schweißtropfen getreten. Nur auf dem Gesicht von Margarita Laux-Antille war keine Erschöpfung zu sehen.

In dem spärlich beleuchteten Zimmer wurde es plötzlich sehr hell, über die dunkle Wandtäfelung huschte ein Mosaik von Lichtblitzen. Über dem runden Tisch erschien schwebend eine milchigen Schein verströmende Kugel. Philippa Eilhart skandierte den abschließenden Spruch, und die Kugel senkte sich ihr gegenüber herab, auf einen der zwölf um den Tisch aufgestellten Sessel. Im Inneren der Kugel erschien eine undeutliche Gestalt. Das Bild zitterte, die Projektion war nicht besonders stabil. Doch bald schon wurde es klarer.

»Verdammt«, murmelte Keira und wischte sich die Stirn ab. »Kennen die dort in Nilfgaard kein Glamarye und keinen Schönheitszauber?«

»Offensichtlich nicht«, murmelte Triss durch den Mundwinkel. »Von Mode haben sie anscheinend auch nie gehört.«

»Oder von so etwas wie Schminken«, bestätigte Philippa leise. »Aber jetzt psst, Mädchen. Und starrt sie nicht an. Wir müssen die Projektion stabilisieren und unseren Gast begrüßen. Gib mir Hilfestellung, Rita.«

Margarita Laux-Antille wiederholte den Zauberspruch und Philippas Geste. Das Bild zuckte mehrmals, verlor die milchige Trübung und den unnatürlichen Glanz, Konturen und Farben traten schärfer hervor. Jetzt konnten die Zauberinnen die Gestalt auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches noch genauer betrachten. Triss biss sich auf die Lippen und zwinkerte Keira vielsagend zu.

Die Frau auf der Projektion hatte ein blasses Gesicht von unschönem Teint, unbestimmte, ausdruckslose Augen, schmale bläuliche Lippen und eine leicht hakenförmige Nase. Sie trug einen sonderbaren, kegelförmigen, ein wenig zerknitterten Hut. Unter der runden Krempe fielen dunkle, nicht besonders frisch aussehende Haare hervor. Den Eindruck von Unansehnlichkeit und Vernachlässigung vervollständigte der schwarze, weite und formlose Umhang, der an der Schulter mit ausgefranstem silbernem Garn bestickt war. Die Stickerei stellte einen Halbmond in einem Sternenkreis dar. Es war das einzige Ornament, das die Nilfgaarder Zauberin trug.

Philippa Eilhart stand auf, bemüht, Schmuck, Krönchen und Dekollete nicht über Gebühr hervorzukehren.

»Ehrenwerte Frau Assire«, sagte sie.

»Willkommen in Montecalvo. Wir freuen uns riesig, dass du dich bereitgefunden hast, unsere Einladung anzunehmen.«

»Ich habe es aus Neugier getan«, sagte die Zauberin aus Nilfgaard mit unerwartet netter und melodischer Stimme, wobei sie mechanisch den Hut zurechtrückte. Ihre Hand war feingliedrig, von gelben Flecken gezeichnet, die Fingernägel gebrochen und ungleichmäßig, offensichtlich abgekaut.

»Ausschließlich aus Neugier«, wiederholte sie,

»die übrigens für mich fatale Folgen haben kann. Ich würde um Erklärungen bitten.«

»Ich werde unverzüglich damit beginnen.« Philippa nickte den anderen Zauberinnen zu.

»Zuerst jedoch sei es mir gestattet, die Projektionen der übrigen Teilnehmerinnen unserer Versammlung herbeizurufen und alle einander vorzustellen. Ich bitte um einen Augenblick Geduld.«

Die Zauberinnen legten abermals die Hände zusammen, erneuerten gemeinsam die Beschwörung. Die Luft im Zimmer begann zu klingen wie ein gespannter Draht, von der Kassettendecke schwebte wieder ein leuchtender Nebel herab und erfüllte den Raum mit flackernden Schatten. Über dreien von den nicht besetzten Sesseln bildeten sich von pulsierendem Licht erfüllte Sphären, in ihnen schienen Gestalten auf – als erste Sabrina Glevissig in einem türkisfarbenen und provokativ dekolletierten Kleid mit einem großen hochstehenden Spitzenkragen, der einen schönen Rahmen für die frisierten und in ein Brillantdiadem gefassten Haare bildete. Neben ihr trat aus dem nebligen Lichtschein der Projektion Sheala de Tancarville in schwarzem, perlenbesetztem Samt hervor, um den Hals eine Silberfuchs-Boa geschlungen. Die Magierin aus Nilfgaard fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lippen. Warte auf Francesca, dachte Triss. Wenn du Francesca erblickst, kleine schwarze Ratte, dann werden dir die Augen übergehen.

Francesca Findabair enttäuschte sie nicht. Weder mit dem prunkvollen Kleid von Ochsenblut-Farbe noch mit der stolzen Frisur, weder mit dem Rubinkollier noch mit den auf Elfenart stark geschminkten Rehaugen.

»Ich begrüße alle Damen«, sagte Philippa, »im Schloss Montecalvo, wohin ich mir erlaubt habe, euch alle einzuladen, um Angelegenheiten von nicht zu vernachlässigender Bedeutung zu erörtern. Ich bedaure, dass wir uns in Gestalt von Teleprojektionen treffen. Eine unmittelbare Begegnung hätten jedoch weder die Zeit noch die uns trennenden Entfernungen erlaubt, noch die Lage, in der wir uns alle befinden. Ich bin Philippa Eilhart, die Herrin dieses Schlosses. Als Initiatorin des Treffens und Hausherrin erlaube ich mir, euch einander vorzustellen. Zu meiner Rechten sitzt Margarita Laux-Antille, die Rektrix der Akademie in Aretusa. Zu meiner Linken: Triss Merigold von Maribor und Keira Metz von Carreras. Weiter Sabrina Glevissig von Ard Carraigh. Sheala de Tancarville ist aus Creyden gekommen, aus Kovir. Francesca Findabair, auch als Enid an Gleanna bekannt, die derzeitige Herrscherin des Blumentals. Und schließlich Assire var Anahid von Vicovaro im Kaiserreich Nilfgaard. Und jetzt...«

»Und jetzt verabschiede ich mich!«, schrie Sabrina Glevissig und zeigte mit der ringgeschmückten Hand auf Francesca. »Du bist zu weit gegangen, Philippa! Ich habe nicht die Absicht, an einem Tisch mit dieser verdammten Elfe zu sitzen, und sei es als Illusion! Das Blut auf den Mauern und Fußböden von Garstang ist noch nicht einmal geronnen! Und sie hat dieses Blut vergossen! Sie und Vilgefortz!«

»Ich möchte doch bitten, die Formen zu wahren.« Philippa stützte sich mit beiden Händen auf die Tischkante. »Und ruhig Blut. Hört zu, was ich euch zu sagen habe. Um mehr bitte ich nicht. Wenn ich fertig bin, wird jede von euch entscheiden, ob sie bleiben oder gehen will. Die Projektion ist freiwillig, man kann sie jederzeit abbrechen. Das einzige, worum ich diejenigen bitte, die sich zum Gehen entschließen, ist, dieses Treffen geheimzuhalten.«

»Ich wusste es!« Sabrina bewegte sich so heftig, dass sie für einen Augenblick aus der Projektion herausgeriet. »Ein konspiratives Treffen! Geheime Abmachungen! Kurzum, eine Verschwörung! Und es dürfte klar sein, gegen wen. Machst du dich über uns lustig, Philippa? Du verlangst, dass wir das vor unseren Königen geheimhalten, vor den Kollegen, die einzuladen du nicht für angebracht gehalten hast. Aber dort sitzt Enid Findabair, die als Königin von Emhyrs var Emreis Gnaden in Dol Blathanna über die Elfen herrscht, welche Nilfgaard tätliche und bewaffnete Hilfe leisten. Damit nicht genug, mit Verwunderung stelle ich hier im Saal die Projektion einer Zauberin aus Nilfgaard fest. Seit wann haben die Zauberer in Nilfgaard aufgehört, der kaiserlichen Gewalt blinden Gehorsam und sklavische Unterwürfigkeit entgegenzubringen?Vonwelchen Geheimnissen reden wir hier? Wenn sie hier ist, dann mit Wissen und Einverständnis Emhyrs! Auf seinen Befehl! Als seine Augen und Ohren!«

»Ich streite das ab«, sagte Assire var Anahid ruhig. »Niemand weiß, dass ich an diesem Treffen teilnehme. Ich bin gebeten worden, das Geheimnis zu wahren, ich habe es gewahrt und werde das weiterhin tun. Auch in meinem eigenen Interesse. Denn wenn es bekannt würde, wäre es um meinen Kopf geschehen. Darauf beruht ja die Unterwürfigkeit der Zauberer im Kaiserreich. Sie haben die Wahl zwischen Gehorsam und dem Schafott. Ich bin das Risiko eingegangen. Ich bestreite, dass ich als Spionin hierhergekommen bin. Beweisen kann ich das nur auf eine Art: mit meinem Tod. Es genügt, die Geheimhaltung zu verletzen, zu der Frau Eilhart auffordert. Es genügt, dass die Nachricht von unserem Treffen aus diesen Mauern hinausdringt, und ich verliere das Leben.«

»Für mich könnte der Verrat des Geheimnisses ebenfalls betrübliche Folgen haben«, sagte Francesca mit bezauberndem Lächeln. »Du hast eine hervorragende Gelegenheit, dich zu revanchieren, Sabrina.«

»Ich werde mich auf andere Weise revanchieren, Elfe.« Sabrinas schwarze Augen funkelten feindselig. »Wenn das Geheimnis bekannt wird, dann nicht durch meine Schuld oder Unvorsichtigkeit. Durch meine jedenfalls nicht!« »Willst du damit etwas andeuten?«

»Selbstverständlich«, warf Philippa Eilhart ein. »Es ist offensichtlich, was Sabrina andeutet. Sie erinnert die Damen feinsinnig an meine Zusammenarbeit mit Sigismund Dijkstra. Als hätte sie nicht selbst Beziehungen zum Geheimdienst König Henselts.«

»Es gibt einen Unterschied«, blaffte Sabrina.

»Ich war nicht drei Jahre lang die Geliebte Henselts! Und schon gar nicht seines Geheimdienstes!«

»Genug! Schweig!«

»Ich stimme ihr zu«, sagte Sheala de Tancarville plötzlich laut. »Schweig, Sabrina. Genug von Thanedd, genug von geheimdienstlichen und außerehelichen Affären. Ich bin nicht gekommen, um mich an Streitgesprächen zu beteiligen oder mir gegenseitige Vorwürfe und Anschuldigungen anzuhören. Ich bin auch nicht an der Rolle der Vermittlerin interessiert, und falls man mich zu diesem Zweck eingeladen hat, dann erkläre ich, dass es vergebliche Mühe war. Ich habe tatsächlich den Verdacht, dass ich ohne Sinn und Zweck teilnehme und die Zeit verschwende, die ich mit Mühe auf Kosten meiner Forschungsarbeit erübrigt habe. Ich enthalte mich jedoch voreiliger Urteile. Ich schlage vor, endlich Philippa Eilhart zu Worte kommen zu lassen. Wir wollen endlich das Ziel dieser Zusammenkunft erfahren. Wir wollen die Rolle kennenlernen, die wir hier übernehmen sollen. Dann werden wir ohne überflüssige Emotionen entscheiden, ob wir die Vorstellung fortsetzen oder den Vorhang fallen lassen. Die Diskretion, um die gebeten wurde, ist natürlich für uns alle verpflichtend. Mit den Konsequenzen, die ich, Sheala de Tancarville, persönlich gegen Indiskrete ziehen werde.«

Keine der Zauberinnen regte sich oder antwortete. Triss zweifelte keinen Augenblick lang an der Warnung Shealas.

Die Einsiedlerin aus Kovir pflegte keine leeren Drohungen auszustoßen.

»Du hast das Wort, Philippa. An die hochgeschätzte Versammlung indes wende ich mich mit der Bitte, bis zu dem Moment Schweigen zu bewahren, da Philippa zu verstehen gibt, dass sie fertig ist.«

Philippa Eilhart stand mit raschelndem Kleid auf. »Hochgeschätzte Konsorores«, sagte sie.

»Die Lage ist ernst. Die Magie ist in Gefahr. Die tragischen Ereignisse auf Thanedd, an die ich mit Trauer und Widerwillen zurückdenke, haben dazu geführt, dass die Wirkungen jahrhundertelanger scheinbar konfliktfreier Zusammenarbeit im Handumdrehen zunichte wurden, als Privatinteressen und übersteigerte Ambitionen ins Spiel kamen. Gegenwärtig haben wir Zerwürfnisse, Unordnung, wechselseitige Feindschaft und Misstrauen. Die Vorgänge beginnen außer Kontrolle zu geraten. Um die Kontrolle zu gewinnen, um es nicht zu einem Kataklysmus der Elemente kommen zu lassen, muss man das Steuer dieses vom Sturm geschüttelten Schiffes in feste Hände nehmen. Ich, Frau Laux-Antille, Frau Merigold und Frau Metz haben diese Angelegenheit bereits erörtert und sind zu einer einhelligen Meinung gelangt. Es genügt nicht, Kapitel und Rat, die auf Thanedd vernichtet worden sind, wiederzuerrichten. Übrigens ist niemand da, mit dem man beide Institutionen wiedererrichten könnte, es gibt keine Garantie, dass der Wiederaufbau nicht von vornherein von der Krankheit befallen wäre, die die Vorgänger vernichtet hat. Es muss eine ganz andere, geheime Organisation entstehen, die ausschließlich den Angelegenheiten der Magie dienen soll. Die alles tut, um es nicht zum Kataklysmus kommen zu lassen. Denn wenn die Magie untergeht, geht diese Welt unter. So wie in Vorzeiten würde eine Welt ohne Magie und den von Magie getragenen Fortschritt in Chaos und Finsternis versinken, in Blut und Barbarei untergehen. Wir laden alle hier anwesenden Damen ein, sich an unserer Initiative zu beteiligen, an den Arbeiten der vorgeschlagenengeheimenGruppe mitzuwirken. Wir haben uns erlaubt, euch hier zusammenzurufen, um eure Ansicht in dieser Frage zu hören. Ich bin fertig.«

»Wir danken.« Sheala de Tancarville nickte.

»Wenn die Damen erlauben, werde ich beginnen. Meine erste Frage, liebe Philippa, lautet: Warum ich? Warum wurde ich gerufen? Ich habe es viele Male abgelehnt, für das Kapitel zu kandidieren, ich habe auf meinen Sitz im Rat verzichtet. Erstens werde ich von meiner Arbeit vollends in Anspruch genommen. Zweitens war ich der Ansicht und bin es weiterhin, dass es in Kovir, Poviss und Hengfors andere gibt, die diese Ehren eher verdient hätten. Ich frage, warum bin ich hierher eingeladen worden und nicht Carduin? Nicht Istredd von Aedd Gynvael, Tugdual oder Zangenis?«

»Weil sie Männer sind«, erwiderte Philippa.

»Die Organisation, von der ich gesprochen habe, soll ausschließlich aus Frauen bestehen. Frau Assire?«

»Ich ziehe meine Frage zurück.« Die Nilfgaarder Zauberin lächelte. »Sie stimmte inhaltlich mit der Frage von Frau de Tancarville überein. Die Antwort stellt mich zufrieden.«

»Mir riecht das nach Weiberchauvinismus«, sagte Sabrina Glevissig ironisch.

»Insbesondere in deinem Munde, Philippa, nachdem du die ... erotische Orientierung gewechselt hast. Ich habe nichts gegen Männer. Mehr noch, ich schätze sie über alles und kann mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Aber... wenn ich es recht überlege ... Alles in allem ist es ein richtiges Konzept. Männer sind psychisch instabil, zu abhängig von Emotionen, im Augenblick der Krise kann man nicht auf sie zählen.«

»Das ist eine Tatsache«, gab Margarita Laux- Antille gelassen zu. »Ich vergleiche ständig die Ergebnisse der Adeptinnen von Aretusa mit den Arbeitsresultaten der Jungen aus der Schule in Ban Ard, und der Vergleich fällt unweigerlich zu Gunsten der Mädchen aus. Magie heißt Geduld, Feingefühl, Intelligenz, Überlegung, Ausdauer, man muss auch Niederlagen und Misserfolge demütig, aber gelassen hinnehmen können. Die Männer stürzt ihr Ehrgeiz ins Verderben. Sie wollen immer das, wovon sie wissen, dass es unmöglich und unerreichbar ist. Das Mögliche aber bemerken sie nicht.«

»Genug, genug, genug!« Sheala winkte ab, ohne ein Lächeln zu verbergen. »Es gibt nichts Schlimmeresalswissenschaftlich untermauerten Chauvinismus; schäm dich, Rita. Dennoch... Ja, ich halte es auch für richtig, die eingeschlechtliche Struktur dieses ... Konvents oder, wenn das jemandem lieber ist, dieser Loge vorzuschlagen. Wie wir gehört haben, geht es um die Zukunft der Magie, und Magie ist eine zu wichtige Angelegenheit, als dass man sie den Männern überlassen dürfte.«

»Wenn möglich«, ließ sich Francesca Findabair wohltönend vernehmen, »würde ich gern für einen Moment die Betrachtungen über die naturgegebene und unstrittige Dominanz unseres Geschlechts unterbrechen und die Aufmerksamkeit auf Fragen bezüglich der vorgeschlagenen Initiative lenken, deren Zweck mir nicht vollends klar ist. Der Zeitpunkt aber ist nicht zufällig und weckt Assoziationen. Es ist ein Krieg im Gange. Nilfgaard hat die südlichen Königreiche zerschlagen und in die Enge getrieben. Ob sich daher hinter den Gemeinplätzen, die ich hier höre, nicht der verständliche Wunsch verbirgt, die Lage umzukehren? Nilfgaard vernichtend zu schlagen und in die Enge zu treiben? Und später den frechen Elfen ans Leder zu gehen? Wenn es so ist, liebe Philippa, dann werden wir keine Verständigungsbasis finden.«

»Ist das der Grund, weshalb ich hierher eingeladen wurde?«, erkundigte sich Assire var Anahid. »Ich widme der Politik nicht viel Aufmerksamkeit, aber ich weiß, dass die kaiserliche Armee im Krieg die Oberhand über eure Truppen gewinnt. Außer Frau Francesca und außer Frau de Tancarville, die aus einem neutralen Königreich stammt, vertreten alle Damen Königreiche, die dem Kaiserreich Nilfgaard feind sind. Wie soll ich die Worte von der magischen Solidarität verstehen? Als Aufforderung zum Verrat? Es tut mir leid, aber ich sehe mich nicht in solch einer Rolle.«

Nachdem sie ihre Rede beendet hatte, beugte sich Assire vor, als berühre sie etwas, das nicht von der Projektion erfasst wurde. Triss kam es so vor, als höre sie ein Miauen.

»Sie hat noch eine Katze«, flüsterte Keira Metz. »Ich wette, eine schwarze ...«

»Still«, zischte Philippa. »Liebe Francesca, ehrenwerte Assire. Unsere Initiative soll absolut apolitisch sein, das ist ihre grundlegende Voraussetzung. Wir werden uns nicht von den Interessen von Rassen, Reichen, Königen und Imperatoren leiten lassen, sondern vom Wohl der Magie und ihrer Zukunft.«

»Wenn wir uns vom Wohl der Magie leiten lassen« – Sabrina Glevissig lächelte spöttisch –,

»werden wir doch wohl auch nicht das Wohlergehen der Magierinnen vergessen? Aber wir wissen ja, wie Zauberer in Nilfgaard behandelt werden. Wir werden hier apolitische Reden führen, aber wenn Nilfgaard siegt und wir unter die kaiserliche Herrschaft geraten, werden wir alle so aussehen wie...«

Triss regte sich unruhig, Philippa seufzte kaum hörbar. Keira senkte den Kopf, Sheala tat so, als rücke sie ihre Boa zurecht. Francesca biss sich auf die Lippe. Das Gesicht von Assire var Anahid zuckte nicht, überzog sich aber mit einer leichten Röte.

»Uns alle erwartet ein düsteres Schicksal, wollte ich sagen«, schloss Sabrina rasch.

»Philippa, Triss und ich, wir waren alle auf der Anhöhe von Sodden. Emhyr wird mit uns für jene Niederlage abrechnen, für Thanedd, für unser gesamtes Wirken. Aber das ist nur einer der Vorbehalte, den die verkündete apolitische Natur jenes Konvents bei mir erweckt. Bedeutet die Teilnahme daran, dass wir den aktiven und ja wohl doch politischen Dienst, den wir gegenwärtig bei unseren Königen leisten, sofort aufgeben? Oder sollen wir diesen Dienst fortführen und zwei Herren dienen: der Magie und der Macht?«

»Wenn mir jemand mitteilt« – Francesca lächelte –, »er sei apolitisch, frage ich immer, wessen Politik er konkret im Sinn hat.«

»Und ich weiß, dass er mit Sicherheit nicht die Politik im Sinn hat, die er verfolgt«, sagte Assire var Anahid und schaute Philippa an.

»Ich bin apolitisch.« Margarita Laux-Antille hob den Kopf. »Und meine Schule ist apolitisch. Ich habe sämtliche Typen, Arten und Gattungen von Politik im Sinn, die es gibt!«

»Liebe Damen«, meldete sich Sheala zu Wort, die seit geraumer Zeit geschwiegen hatte.

»Vergesst nicht, dass ihr das dominante Geschlecht seid. Benehmt euch also nicht wie kleine Mädchen, die einander über den Tisch hinweg den Teller mit Süßigkeiten wegnehmen. Das von Philippa vorgeschlagene Prinzip ist ja wohl klar. Mir zumindest, und ich habe bisher nicht genug Anlass, euch für weniger scharfsichtig zu halten. Außerhalb dieses Saales mögt ihr sein, wer ihr wollt, dienen, wem oder welcher Sache ihr wollt, so treu, wie es euch beliebt. Aber wenn sich der Konvent versammelt, werden wir uns ausschließlich mit der Magie und ihrer Zukunft befassen.«

»Genau so stelle ich es mir vor«, bestätigte Philippa Eilhart. »Ich weiß, dass es viele Probleme gibt, auch Zweifel und Unklarheiten. Wir werden sie beim nächsten Treffen besprechen, an dem wir alle nicht in Gestalt von Projektionen oder Illusionen teilnehmen werden, sondern in eigener Person. Die Anwesenheit wird nicht als formeller Akt des Eintritts in den Konvent gelten, sondern als Geste guten Willens. Ob der Konvent überhaupt gebildet wird, werden wir gemeinsam entscheiden. Wir alle gleichberechtigt.«

»Wir alle?«, wiederholte Sheala. »Ich sehe leere Sessel und nehme an, dass sie nicht zufällig hier stehen.«

»Der Konvent soll zwölf Zauberinnen umfassen. Ich möchte, dass uns Frau Assire beim nächsten Treffen die Kandidatin für einen dieser freien Sessel vorschlägt und vorstellt. Im Kaiserreich Nilfgaard wird sich mit Sicherheit noch eine würdige Kandidatin finden. Den zweiten Platz zu besetzen überlasse ich dir, Francesca, damit du dich als einzige reinblütige Elfe nicht einsam fühlst.

Den dritten ...«

»Ich bitte um zwei Plätze. Ich habe zwei Kandidatinnen.«

»Hat jemand von den Damen etwas gegen diese Bitte? Wenn nicht, bin ich ebenfalls einverstanden. Wir haben heute den fünften August, den fünften Tag nach Neumond. Wir werden uns am zweiten Tag nach Vollmond wiedertreffen, liebe Konsorores, in vierzehn Tagen.«

»Moment«, schaltete sich Sheala de Tancarville ein. »Ein Platz bleibt immer noch leer. Wer soll die zwölfte Zauberin sein?«

»Ebendas wird das erste Problem sein, mit dem sich die Loge zu befassen hat.« Philippa lächelte geheimnisvoll. »In zwei Wochen sage ich euch, wer in dem zwölften Sessel sitzen soll. Und dann werden wir uns gemeinsam überlegen, wie wir dafür sorgen, dass jene Person dort Platz nimmt. Ihr werdet euch über meinen Vorschlag und über jene Person wundern. Denn das ist keine gewöhnliche Person, hochgeschätzte Konsorores. Das ist der Tod oder das Leben, die Vernichtung oder die Wiedergeburt, die Ordnung oder das Chaos. Je nachdem, wie man es betrachtet.«

Das ganze Dorf strömte herbei, um die Bande durchreiten zu sehen. Dauser kam zusammen mit den anderen heraus. Er hatte zu tun, konnte sich aber nicht beherrschen. In letzter Zeit wurde viel über die Ratten geredet. Es ging sogar das Gerücht, sie seien alle gefasst und aufgehängt worden. Das Gerücht war indes falsch, der Gegenbeweis paradierte gerade demonstrativ und ohne Eile vor dem ganzen Dorf.

»Diese dreisten Lumpen«, flüsterte jemand hinter Dausers Rücken, doch in dem Flüstern klang Bewunderung mit. »Kommen am helllichten Tage ...«

»Aufgeputzt wie zur Hochzeit...«

»Und was für Pferde! Solche siehst du nicht mal bei den Nilfgaardern!«

»Pah, die sind ja auch geraubt. Die Ratten nehmen allen die Pferde weg. Pferde kann man jetzt überall leicht verkaufen. Aber die besten behalten sie selber...«

»Der an der Spitze, schaut, das ist Giselher... Denen ihr Anführer.«

»Und hinter ihm, auf der Fuchsstute, das ist diese Elfe ... Flamme nennen sie sie ...«

Hinter einem Zaun kam ein Köter hervorgesprungen, begann zu bellen und lief der Stute von Flamme vor den Hufen herum. Die Elfe schüttelte ihre üppige Mähne dunkler Haare, wendete das Pferd, beugte sich weit herab und versetzte dem Hund einen Hieb mit der Reitpeitsche. Der Köter sprang hoch und drehte sich dreimal um die eigene Achse; Flamme spuckte auf ihn herab. Dauser verbiss sich einen Fluch.

Die am Straßenrand Stehenden flüsterten weiter und zeigten diskret auf die nächsten Ratten, die im Schritt durchs Dorf ritten. Dauser hörte zu, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Er kannte die Gerüchte und das Gerede nicht schlechter als die anderen und konnte sich ohne Mühe denken, dass der mit den wirren, schulterlangen strohblonden Haaren, der gerade in einen Apfel biss, Kayleigh war, der Breitschultrige Asse und der mit dem bestickten Halbpelz Reef.

Das Defilee beschlossen zwei Mädchen, die nebeneinander ritten und sich bei den Händen hielten. Die größere, die auf einem Braunen saß, kurzgeschoren, als habe sie Typhus gehabt, hatte ihre Jacke aufgeschnürt; eine Spitzenbluse blitzte darunter in makellosem Weiß hervor, Halsband, Armreifen und Ringe versprühten blendende Reflexe.

»Die Geschorene ist Mistle ...«, hörte Dauser.

»Mit Klunkern behängt wie ein Tannenbaum zum Julfest...«

»Es heißt, sie habe mehr Leute umgebracht, als sie an Jahren zählt...«

»Und die andere? Auf dem Fliegenschimmel? Die das Schwert auf dem Rücken trägt?«

»Falka nennen sie sie. Die reitet seit diesem Sommer mit den Ratten. Soll auch ein sauberes Früchtchen sein...«

Das saubere Früchtchen war, wie Dauser schätzte, nicht viel älter als seine Tochter, Milenka. Die aschblonden Haare der jungen Banditin quollen unter einem Samtbarett hervor, an dem übermütig ein Büschel Fasanenfedern wippte. Am Hals prangte ein Seidentuch von Mohnfarbe, zu einer phantastischen Kokarde gebunden.

Unter den vor ihre Hütten getretenen Dorfbewohnern kam plötzlich Bewegung auf. Denn nun hatte der an der Spitze der Bande reitende Giselher sein Pferd gezügelt, warf mit lässiger Geste ein klingendes Beutelchen vor die Füße der auf eine Krücke gestützten Großmutter Mykitka.

»Mögen die Götter dich beschützen, liebes Söhnchen!«, heulte Großmutter Mykitka auf.

»Gesund sollst du sein, unser Wohltäter, dass dir...«

Das perlende Lachen Flammes übertönte das Gemurmel der Alten. Die Elfe warf draufgängerisch den rechten Fuß über den Sattelbogen, langte in den Geldbeutel und warf mit Schwung eine Handvoll Münzen in die Menge. Reef und Asse folgten ihrem Beispiel, ein wahrer Silberregen ging auf die sandige Straße nieder. Kayleigh warf mit lautem Lachen das Kerngehäuse seines Apfels auf die nach dem Gelde grapschenden Leute.

»Wohltäter!«

»Unsere Goldkinder!«

»Glück und Gesundheit sollt ihr haben!«

Dauser folgte den anderen nicht, sank nicht auf die Knie, um Münzen aus dem Sand und dem Hühnerdreck zu klauben. Er blieb am Zaun stehen und schaute die langsam vorbeireitenden Mädchen an. Die jüngere, die mit den aschblonden Haaren, bemerkte seinen Blick und seinen Gesichtsausdruck. Sie ließ die Hand der Kurzgeschorenen los, trieb das Pferd an und ritt auf ihn los, drückte ihn gegen den Zaun und hätte ihn um ein Haar mit dem Steigbügel gestreift. Er sah ihre grünen Augen und erschauderte. So viel Bosheit und kalter Hass lagen darin.

»Lass sein, Falka«, rief die Kurzhaarige. Es war nicht nötig. Die grünäugige Banditin begnügte sich damit, Dauser gegen den Zaun zu drängen, dann folgte sie den Ratten, ohne sich auch nur umzublicken.

»Wohltäter!«

»Goldkinder!« Dauser spuckte aus.

Am späten Nachmittag kamen die Schwarzen ins Dorf, die Schrecken erregenden Kavalleristen aus dem Fort bei Fen Aspra. Die Hufeisen klangen, die Pferde wieherten, Waffen klirrten. Der Schulze und die anderen befragten Bauern logen, was das Zeug hielt, schickten die Verfolger auf eine falsche Fährte. Dauser wurde von niemandem gefragt. Und das war gut so.

Als er von der Weide zurückkam und in den Garten ging, hörte er Stimmen. Er erkannte das Flüstern der Zwillingsmädchen des Stellmachers Zgarba und die Stimmen der Nachbarsjungen. Und die von Milenka. Sie vergnügen sich, dachte er. Er trat hinter der Holzkammer hervor. Und erstarrte.

»Milena!«

Milenka, seine einzige lebende Tochter, sein Augapfel, hatte sich eine Holzlatte an einer Schnur über den Rücken geworfen, die ein Schwert darstellte. Die Haare hatte sie gelöst, an der Wollmütze eine Hahnenfeder befestigt, um den Hals ein Tuch der Mutter geschlungen. Zu einer sonderbaren, phantastischen Kokarde.

Sie hatte grüne Augen.

Dauser hatte die Tochter noch nie geschlagen, noch nie vom väterlichen Riemen Gebrauch gemacht. Das war das erste Mal.

Am Horizont blitzte es, donnerte. Ein Windstoß fuhr wie eine Egge über die Oberfläche des Bandwassers. Es kommt ein Gewitter, dachte Milva, und nach dem Gewitter starker Regen. Die Finken haben sich nicht geirrt.

Sie trieb das Pferd an. Wenn sie den Hexer vor dem Gewitter einholen wollte, musste sie sich beeilen.

*Ich habe in meinem Lehen viele Militärs kennengelernt. Ich kannte Marschälle, Generale, Heergrafen und Hetmane, die Triumphatoren zahlreicher Feldzüge und Schlachten. Ich habe mir ihre Erzählungen und Erinnerungen angehört. Ich habe sie über Karten gebeugt gesehen, wie sie darauf verschiedenfarbige Striche zeichneten, Pläne machten, die Strategie bedachten. In diesem Krieg auf dem Papier passte alles, alles funktionierte, alles war klar und in vorbildlicher Ordnung. So muss es sein, erklärten die Militärs. Eine Armee heißt ja vor allem Ordnung und Disziplin.*

*Umso erstaunlicher ist es, dass der wirkliche Krieg – und ein paar wirkliche Kriege habe ich gesehen – im Hinblick auf Ordnung und Disziplin einem in Flammen stehenden Bordell zum Verwechseln ähnlich sieht.*

Rittersporn, *Ein halbes Jahrhundert Poesie*

# 

# Das zweite Kapitel

Das kristallklare Wasser des Flusses floss in einem sanften, ovalen Bogen über den Felsrand, fiel als rauschende und schäumende Kaskade zwischen die onyxschwarzen Steine, brach sich an ihnen und verschwand in der weißen Gischt, aus der es in ein breites Bett strömte, so durchsichtig, dass man jedes Steinchen im verschiedenfarbigen Mosaik des Grundes sehen konnte, jeden grünen Strang der im Strome wogenden Wasserpflanzen.

Beide Ufer waren von Knöterich überwuchert, dazwischen wuchs Efeu und präsentierte stolz kleine weiße Jabots auf den Rankenhälsen. Oberhalb des Knöterichs schillerten die Sträucher in Grün, Braun und Ocker vor dem Hintergrund der Fichten, die aussahen, als seien sie mit pulverisiertem Silber bestreut.

»Fürwahr«, seufzte Rittersporn. »Schön ist es hier.«

Eine große dunkle Lachsforelle versuchte den Sprung über die Schwelle des Wasserfalls. Einen Augenblick lang hing sie in der Luft, wedelte mit den Flossen und schlug mit dem Schwanz, dann fiel sie schwer in den brodelnden Schaum des Wirbels.

Den gen Süden dunkler werdenden Himmel durchzuckte ein verzweigter Blitzstrahl, ferner Donner wurde als dumpfes Echo von der Wand des Waldes zurückgeworfen. Die braune Stute des Hexers begann zu tänzeln, warf den Kopf hin und her, bleckte die Zähne beim Versuch, die Gebissstange auszuspucken. Geralt zog ihr kräftig die Zügel straff, die Stute wich tänzelnd zurück, dass die Hufeisen auf den Steinen klirrten.

»Brr! Brrr! Hast du das gesehen, Rittersporn? Verdammte Balletttänzerin! Bei der ersten Gelegenheit werde ich zusehen, dass ich dieses Vieh loswerde! Hol mich der Teufel, und wenn ich sie gegen einen Esel tauschen muss!«

»Rechnest du bald mit solch einer Gelegenheit?« Der Dichter kratzte sich den von Mücken zerstochenen Hals. »Die wilde Landschaft dieses Tales bietet fürwahr ästhetische Eindrücke sondergleichen, aber zur Abwechslung würde ich gern einen Blick in eine weniger ästhetische Schenke werfen. Es ist jetzt fast eine Woche, dass ich romantische Natur, Landschaften und ferne Horizonte bewundere. Ich sehne mich nach Innenräumen. Insbesondere nach solchen, wo man warmes Essen und kaltes Bier serviert.«

»Du wirst dich noch eine Zeitlang sehnen müssen.« Der Hexer drehte sich im Sattel um.

»Vielleicht werden deine Leiden ein wenig durch die Mitteilung beschwichtigt, dass auch ich eine gewisse Sehnsucht nach der Zivilisation empfinde. Wie du weißt, habe ich genau sechsunddreißig Tage im Brokilon gesteckt. Und Nächte, in denen die romantische Natur mir den Hintern hat abfrieren lassen, mir über den Rücken gekrochen ist und sich als Tau auf meiner Nase abgesetzt hat... Brrr! Verdammt! Wirst du wohl sofort aufhören zu springen, elende Mähre?«

»Die Bremsen stechen sie. Die Mistviecher sind bissig und blutrünstig geworden, wie eben vor einem Gewitter. Im Süden donnert und blitzt es immer öfter.«

»Ich hab's gemerkt.« Der Hexer schaute zum Himmel, hielt das unruhige Pferd zurück. »Der Wind ist auch anders. Kommt vom Meer her. Das Wetter ändert sich, keine Frage. Reiten wir. Nun treib schon diesen fetten Wallach an, Rittersporn.«

»Mein Ross heißt Pegasus.«

»Klar doch. Weißt du was? Meiner Elfenstute geben wir auch irgendeinen Namen. Hmm ...«

»Vielleicht Plötze?«, spottete der Troubadour.

»Plötze«, stimmte der Hexer zu. »Schön.«

»Geralt?« »Ja.«

»Hattest du im Leben jemals ein Pferd, das nicht Plötze hieß?«

»Nein«, antwortete der Hexer nach kurzem Überlegen. »Hatte ich nicht. Treib deinen Pegasus an, Rittersporn. Wir haben einen weiten Weg vor uns.«

»Und überhaupt...«, knurrte der Dichter.

»Nilfgaard ... Wie viele Meilen sind das, was meinst du?«

»Viele.«

»Kommen wir vor dem Winter hin?«

»Lass uns erst einmal nach Verden kommen. Dort erörtern wir... gewisse Fragen.«

»Was für welche? Du kannst es mir nicht ausreden und wirst mich auch nicht los! Ich werde dich begleiten! So habe ich es beschlossen.«

»Wir werden sehen. Ich sagte, lass uns erst einmal nach Verden kommen.«

»Und ist es noch weit? Kennst du diese Gegend?«

»Ja. Wir sind am Wasserfall Ceann Treise, vor uns liegt ein Ort namens Siebte Meile. Diese kleinen Berge hinter dem Fluss sind die Eulenhöhen.«

»Und wir reiten nach Süden, flussab? Das Bandwasser mündet irgendwo bei der Festung Bodrog in die Jaruga ...«

»Wir reiten nach Süden, aber auf dem anderen Ufer. Das Bandwasser macht einen Bogen nach Westen, wir reiten durch die Wälder. Ich will zu einer Stadt, die Drieschot heißt, das Dreieck. Dort treffen die Grenzen von Verden, Brugge und dem Brokilon aufeinander.« »Und von dort aus?«

»An die Jaruga. Und zur Mündung. Nach Cintra.« »Und dann?«

»Und dann werden wir sehen. Wenn es überhaupt möglich ist, zwing deinen faulen Pegasus zu einer schnelleren Gangart.«

Der Platzregen erwischte sie beim Übergang, genau in der Mitte des Flusses. Zuerst kam ein gewaltiger Windstoß, der mit Sturmböen an Haaren und Umhängen riss, die Gesichter mit Laub und mit von den Uferbäumen losgerissenen Zweigen peitschte. Mit Rufen und Fersenstößen trieben sie die Pferde an, eilten dem Ufer zu, dass das Wasser schäumte. Da erstarb der Wind plötzlich, und sie erblickten die auf sie zukommende Regenwand. Die Oberfläche des Bandwassers wurde weiß und begann zu brodeln, als werfe jemand vom Himmel Milliarden von Bleikugeln herab.

Ehe sie das Ufer erreichten, waren sie gründlich durchnässt. Eilig suchten sie im Walde Schutz. Die Baumkronen bildeten über ihren Köpfen ein dichtes grünes Dach, doch vor einem solchen Wolkenbruch konnte sie dieses Dach nicht bewahren. Der Regen riss Blätter ab oder bog sie nach unten, binnen kurzem goss es im Wald fast ebenso wie auf freiem Felde.

Sie wickelten sich in ihre Umhänge, streiften die Kapuzen über. Zwischen den Bäumen herrschte nun Dunkelheit, nur von den immer häufigeren Blitzen durchbrochen. Alle naselang donnerte es, anhaltend und mit ohrenbetäubendem Dröhnen. Plötze scheute, stampfte und tänzelte. Pegasus wahrte unerschütterliche Ruhe.

»Geralt!«, schrie Rittersporn und versuchte, den nächsten Donner zu übertönen, der wie ein riesiger Wagen durch den Wald rollte. »Lass uns anhalten! Uns irgendwo unterstellen!«

»Wo?«, schrie Geralt zurück. »Reit weiter!« Und sie ritten weiter.

Nach einer gewissen Zeit ließ der Regen merklich nach, wieder rauschte der Wind in den Baumkronen, die Donnerschläge hämmerten nicht mehr auf die Ohren ein. Sie kamen auf einen Pfad inmitten von Erlendickicht. Dann auf eine Lichtung. Auf der Lichtung wuchs eine mächtige Buche, unter ihren Ästen, auf dem dicken und ausgedehnten Teppich aus vergilbten Blättern und Bucheckern stand ein mit zwei Maultieren bespannter Wagen. Auf dem Bock saß der Kutscher und zielte mit einer Armbrust auf sie.

Geralt fluchte. Der Donner übertönte den Fluch.

»Nimm die Armbrust herunter, Kolda«, sagte ein untersetzter Mann mit einem Strohhut, während er sich von dem Buchenstamm abwandte, auf einem Bein hüpfte und sich die Hose zuknöpfte. »Das sind nicht die, auf die wir warten. Aber es sind Kunden. Mach den Kunden keine Angst. Wir haben wenig Zeit, aber für ein bisschen Handel reicht es allemal!«

»Ki d'yeabl...?«, murmelte Rittersporn hinter Geralts Rücken.

»Kommt näher, ihr Herren Elfen«, rief der Mann mit dem Hut. »Keine Angst, ich bin ein Freund. N'ess a teardh! Va, Seidhe. Ceadmil! Ich bin ein Freund, verstehen der Elf? Wollen wir Handel treiben? Na, kommt hierher, unter die Buche, hier gießt es nicht so auf den Kopf!«

Geralt wunderte sich nicht über die Verwechslung. Sie waren beide, er und Rittersporn, in graue Elfenumhänge gehüllt. Er selbst trug ein von den Dryaden erhaltenes Wams mit dem bei den Elfen beliebten Blattmotiv, saß auf einem Pferd mit typischer Elfenzäumung und charakteristisch verziertem Halfter. Sein Gesicht wurde teilweise von der Kapuze verhüllt. Was den Schönling Rittersporn anging, so war der auch früher schon mitunter für einen Elf oder Halbelf gehalten worden, zumal seit er begonnen hatte, die Haare schulterlang zu tragen, und sie gelegentlich mit dem Brenneisen frisierte.

»Pass auf«, murmelte Geralt. »Du bist ein Elf. Mach den Mund nicht unnötig auf.«

»Warum?«

»Das sind Havekare.«

Rittersporn zischte leise. Er wusste, worum es ging.

Geld regierte die Welt, und Nachfrage erzeugte Angebot. Die in den Wäldern grassierenden Scioa'tael häuften riesige Beute an, für die sie jedoch keine Verwendung hatten, es fehlte ihnen aber an Ausrüstung und Waffen. So entstand ein fliegender Handel im Walde. Und eine Sorte Menschen, die diesen Handel betrieben. Auf den Waldwegen, Schneisen und Lichtungen tauchten still und heimlich die Wagen der Spekulanten auf, die mit den Eichhörnchen Geschäfte machten. Die Elfen nannten sie hav'caaren, ein unübersetzbares Wort, in dem aber raubtierhafte Gier anklang. Unter den Menschen bürgerte sich der Begriff »Havekar« ein, und das erinnerte an ein noch widerwärtigeres Wort. Denn es waren auch widerwärtige Leute. Grausam und skrupellos, schreckten sie vor nichts zurück, nicht einmal vor Mord. Ein vom Heer ergriffener Havekar konnte nicht auf Barmherzigkeit rechnen. So wenig, wie er selbst barmherzig zu sein pflegte. Wenn er unterwegs jemandem begegnete, der ihn an die Soldaten verraten konnte, griff er ohne zu zögern nach Armbrust oder Messer.

Sie hatten es also nicht besonders gut getroffen. Zum Glück hielten die Havekare sie für Elfen. Geralt zog die Kapuze tiefer ins Gesicht und begann sich zu fragen, was geschehen würde, wenn die Maskerade aufflog.

»Das plumpt vielleicht.« Der Händler rieb sich die Hände. »Es gießt, als ob jemand ein Loch in den Himmel gemacht hätte! Ekelhaftes tedd, ell'ea? Aber nichts da, fürs Geschäft gibt es kein schlechtes Wetter. Es gibt nur schlechte Ware und schlechtes Geld, hä, hä! Verstehen der Elf?«

Geralt nickte. Rittersporn murmelte etwas Unverständliches unter der Kapuze hervor. Zu ihrem Glück war die hochnäsige Abneigung der Elfen, sich mit Menschen auf Gespräche einzulassen, allgemein bekannt und wunderte niemanden. Der Kutscher legte jedoch nicht die Armbrust weg, und das war kein gutes Zeichen.

»Zu wem gehört ihr? Zu welchem Kommando?« Wie jeder ernsthafte Handelsmann ließ sich der Havekar von Reserviertheit und Einsilbigkeit der Kunden nicht beirrten. »Zu Coinneach Da Reo? Zu Angus Bri-Cri? Vielleicht zu Riordain? Riordain hat nämlich vor einer Woche ein paar königliche Intendanten weggeputzt, die mit einem Geleitzug unterwegs waren, in dem Geleitzug waren eingetriebene Abgaben. Münzen, kein Krimskrams. Ich nehme als Bezahlung keinen Teer oder Getreide, keine blutfleckige Kleidung, sondern vom Beutegut nur Nerz, Zobel oder Hermelin. Aber am liebsten sind mir Münzchen, Steinchen und Klunkerchen! Wenn ihr so was habt, können wir handeln! Meine Waren sind von erster Güte! Evelienn vara en ard scedde, elPes, verstehen der Elf? Ich habe alles. Schaut nur.«

Der Händler ging zum Wagen, zog den Rand der nassen Plane beiseite. Sie sahen Schwerter, Bögen, Bündel von Pfeilschäften, Sättel. Der Havekar wühlte in den Waren, zog einen der Pfeile heraus. Die Spitze war gezähnt und angefeilt.

»Solche findet ihr bei anderen nicht«, prahlte er. »Jeder andere Händler hat Schiss, weil sie einen für solche Pfeilchen von den Pferdchen zerreißen lassen, wenn sie einen damit erwischen. Ich weiß, was die Eichhörnchen mögen, bei uns ist der Kunde König, und Geschäftchen ohne Risiko gibt's nicht, wenn nur ein ordentliches Häppchen Profit rausspringt! Bei mir gibt es Springspitzen zu zehn Orons das Dutzend. Naev'de aen tvedeane, ell'ea, verstehen der Seidhe? Ich schwöre, das ist nicht zu viel, ich verdiene selber wenig dran, ich schwör's bei den Köpfchen meiner Kinderchen. Wenn ihr aber gleich drei Dutzend nehmt, dann lass ich sechs Prozent Rabatt vom Preis ab. Ein Schnäppchen, schwör ich, das reinste Schnäppchen ... Heda, Seidhe, Hände weg vom Wagenkasten!«

Rittersporn nahm hastig die Hand von der Plane, zog die Kapuze tiefer über die Augen. Geralt verwünschte zum wer weiß wievielten Male im Stillen die unbeherrschte Neugier des Barden.

»Mir'me vara«, murmelte Rittersporn und hob beschwichtigend die Hand. »Squaess'me.«

»Schon gut.« Der Havekar zeigte grinsend die Zähne. »Aber da darf man nicht hinschauen, denn da auf dem Wägelchen ist noch eine andere Ware. Aber nicht zum Verkauf, nicht für die Seidhe. Ist bestellt, hä, hä... Aber wir quasseln hier... Zeigt das Geld her.«

Es geht los, dachte Geralt und schaute auf die gespannte Armbrust des Kutschers. Er hatte Grund zu der Annahme, dass der Bolzen eine Havekar-Spitze haben könnte, die, wenn sie in den Bauch traf, auf dem Rücken an drei, manchmal auch vier Stellen herauskam und aus den inneren Organen des Getroffenen ein sehr unordentliches Gulasch machte.

»N'ess tedd«, sagte er und täuschte einen singenden Akzent vor. »Tearde. Mireann vara, va'en vort. Zurück zu Kommando, dann Handel. ElPea? Verstehen Dh'oine?«

»Verstehen.« Der Havekar spuckte aus. »Ich verstehe, dass ihr blank seid, die Ware möchtet ihr gern haben, aber am Baren fehlt's. Verschwindet! Und kommt nicht wieder, weil ich mich hier mit wichtigen Personen treffen muss, es ist sicherer, wenn ihr diesen Personen nicht unter die Augen kommt. Macht euch...«

Er stockte, als er ein Pferd schnauben hörte.

»Hol's der Kuckuck!«, knurrte er. »Zu spät! Sie sind schon da! Visagen unter die Kapuzen, Elfen! Keine Bewegung und keinen Mucks!

Kolda, du Trottel, leg die Armbrust weg, aber dalli!«

Das Rauschen des Regens, der Donner und der Laubteppich dämpften den Hufschlag, weshalb es den Reitern gelungen war, sich unbemerkt zu nähern und die Buche im Handumdrehen einzukreisen. Das waren keine Scioa'tael. Die Eichhörnchen trugen keine Rüstungen, an den acht Reitern aber, die den Baum umringten, glänzte das regennasse Metall von Helmen, Brünnen und Kettenhemden.

Einer der Reiter ritt im Schritt heran, er ragte über dem Havekar auf wie ein Berg. Er selbst war von stattlichem Wuchs, und er saß auf einem mächtigen Streitroß. Über den gepanzerten Schultern lag ein Wolfsfell, das Gesicht war halb verdeckt von einem Helm mit breitem Nasenschutz, der bis zur Unterlippe reichte. In der Hand hielt der Fremde einen bedrohlich aussehenden Streithammer.

»Rideaux!«, rief er mit heiserer Stimme.

»Faoiltiarna!«, schrie der Händler mit etwas brüchiger Stimme zurück.

Der Reiter kam noch näher, beugte sich im Sattel herab. Das Wasser floss von dem stählernen Nasenschutz als Rinnsal direkt auf den Kürass und auf den feindselig glänzenden Schnabel des Streithammers.

»Faoiltiarna!«, wiederholte der Havekar und verbeugte sich tief. Er nahm die Kapuze ab, der Regen ließ seine schütteren Haare augenblicks am Schädel kleben. »Faoiltiarna! Ich bin Euer Mann, kenne Losung und Antwort... Von Faoiltiarna komme ich, Euer Gnaden ... Ich warte hier, wie es abgesprochen war...«

»Die dort, was sind das für welche?«

»Meine Eskorte.« Der Havekar verneigte sich noch tiefer. »So Elfen ...«

»Der Gefangene?«

»Auf dem Wagen. Im Sarg.«

»Im Sarg?« Der Donner übertönte teilweise den zornigen Schrei des Reiters. »Das wirst du bereuen! Herr de Rideaux hat ausdrücklich befohlen, dass der Gefangene lebendig gebracht werden soll!«

»Er lebt, er lebt«, sprudelte der Händler hastig hervor. »Wie es befohlen war... Sie haben ihn in einen Sarg gesteckt, aber lebendig... Das war nicht meine Idee, das mit dem Sarg, Euer Gnaden... Das war Faoiltiarna ...«

Der Reiter pochte mit dem Streithammer an einen Steigbügel, gab ein Zeichen. Drei andere Berittene stiegen ab und zogen die Plane vom Wagenkasten. Als sie Sättel, Decken und Zaumzeug auf den Boden hinauswarfen, konnte Geralt im Lichte eines Blitzes tatsächlich einen Sarg aus frischem Fichtenholz sehen. Er sah jedoch nicht allzu gründlich hin. Er spürte eine kribbelnde Kälte in den Fingerspitzen. Er wusste, was gleich geschehen würde.

»Wie das, Euer Gnaden?«, ließ sich der Havekar vernehmen, während er zusah, wie die Waren auf das nasse Laub flogen. »Ihr werft mir mein Hab und Gut vom Wagen?«

»Ich kaufe das alles. Zusammen mit dem Gespann.«

»Aaaa...« Auf die vom Bart überwucherten Lippen des Händlers stahl sich ein heuchlerisches Lächeln. »Das ist was anderes ... Das macht... Lasst mich nachdenken ... Fünfhundert, mit Euer Hochwohlgeboren Verlaub, wenn es in temerischer Währung ist. In Euren eigenen Florins wären es fünfundvierzig.«

»So billig?«, schnaubte der Reiter und lächelte gespenstisch hinter seinem Nasenschutz hervor. »Komm näher.«

»Pass auf, Rittersporn«, zischte der Hexer und löste unbemerkt die Mantelschnalle. Es donnerte.

Der Havekar näherte sich dem Reiter, in seiner Naivität überzeugt, er werde die Transaktion seines Lebens machen. Und es war die Transaktion seines Lebens, vielleicht nicht die beste, aber jedenfalls die letzte. Der Reiter richtete sich in den Steigbügeln auf und hieb ihm mit Schwung den Streithammer in den kahlen Scheitel. Der Händler fiel ohne einen Laut, begann zu zucken, mit den Armen zu fuchteln, zerpflügte mit den Absätzen den nassen Laubteppich. Jemand von den Leuten, die sich auf dem Wagen zu schaffen machten, warf einen Riemen um den Hals des Kutschers, zog zu, ein anderer sprang herbei und stieß mit dem Stilett zu.

Einer der Berittenen riss die Armbrust an die Schulter, zielte auf Rittersporn. Doch Geralt hatte schon ein Schwert in der Hand, das vom Wagen des Havekars geworfen worden war. Er packte die Waffe in der Mitte der Klinge und warf sie wie einen Speer. Der durchbohrte Armbrustschütze fiel vom Pferd, noch immer einen Ausdruck grenzenloser Verwunderung auf dem Gesicht.

»Flieh, Rittersporn!«

Rittersporn stürzte zu Pegasus und sprang mit einem wilden Satz in den Sattel. Der Sprung war jedoch ein wenig zu wild, und dem Dichter fehlte es an Übung. Er konnte sich nicht am Sattelknauf festhalten und fiel auf der anderen Seite des Pferdes zu Boden. Und das rettete ihm das Leben – die Schwertklinge eines angreifenden Reiters durchschnitt pfeifend die Luft über Pegasus' Ohren. Der Wallach erschrak, scheute, stieß mit dem Pferd des Angreifers zusammen.

»Das sind keine Elfen!«, brüllte der Reiter mit dem Nasenschutz am Helm, während er das Schwert zog. »Lebend ergreifen! Lebend!«

Einen von denen, die vom Wagen gesprungen waren, ließ der Befehl verharren. Doch inzwischen hatte Geralt schon sein eigenes Schwert ziehen können und zögerte keine Sekunde. Der Eifer der beiden übrigen wurde ein wenig von der Blutfontäne abgekühlt, die ihnen entgegenspritzte. Er nutzte die Gelegenheit und machte den zweiten nieder. Doch die Berittenen bedrängten ihn schon. Er duckte sich unter ihren Schwertern weg, parierte die Hiebe, machte eine Finte und spürte plötzlich einen überwältigenden Schmerz im rechten Knie, fühlte, wie er fiel. Er war nicht verwundet. Das im Brokilon geheilte Bein hatte ihm einfach ohne Vorwarnung den Dienst verweigert.

Der Fußkämpfer, der ausholte, um ihn mit dem Axtrücken niederzuschlagen, stöhnte plötzlich auf und wankte, als habe ihm etwas einen kräftigen Tritt versetzt. Ehe er fiel, bemerkte der Hexer einen Pfeil mit langen Flugfedern, der bis zur Mitte des Schaftes in der Seite des Angreifers steckte. Rittersporn schrie, der Schrei wurde vom Donner übertönt.

An ein Wagenrad geklammert, erblickte Geralt im Licht eines Blitzes ein hellhaariges Mädchen mit gespanntem Bogen; sie kam aus dem Erlendickicht gelaufen. Die Berittenen hatten sie auch erblickt. Sie konnten gar nicht anders, denn einer kippte gerade nach hinten vom Pferd, die Kehle von einem Pfeil in einen karminroten Brei verwandelt. Die drei restlichen, darunter der Anführer mit dem Nasenschutz am Helm, erkannten die Gefahr auf der Stelle, galoppierten brüllend auf die Bogenschützin zu, hinter die Hälse der Pferde geduckt. Sie glaubten, die Pferdehälse würden hinreichend Schutz vor den Pfeilen gewähren. Sie irrten sich.

Maria Barring, genannt Milva, spannte den Bogen. Sie zielte ruhig, die Sehne an die Wange gepresst.

Der erste der Angreifer schrie auf und rutschte vom Pferd, sein Fuß blieb im Steigbügel hängen, die beschlagenen Hufe zertraten ihn. Den zweiten fegte der Pfeil geradezu aus dem Sattel. Der dritte, der Anführer, war schon nahe, er stellte sich in den Steigbügeln auf, holte mit dem Schwert zum Schlag aus. Milva zuckte nicht einmal, schaute ihm furchtlos entgegen, spannte den Bogen und schickte ihm den Pfeil aus fünf Schritt Entfernung mitten ins Gesicht, gleich neben dem stählernen Nasenschutz. Der Pfeil ging glatt durch und stieß den Helm herab. Das Pferd hielt im Galopp nicht inne, der Reiter saß ohne Helm und ohne einen Großteil des Schädels noch etliche Augenblicke im Sattel, dann kippte er langsam weg und fiel in eine Pfütze. Das Pferd wieherte und lief weiter.

Geralt stand mit Mühe auf, massierte sich das Bein, welches schmerzte, aber, o Wunder, zu gebrauchen zu sein schien, er konnte ohne Probleme darauf stehen, konnte gehen. Unweit rappelte sich Rittersporn vom Boden auf, wälzte den Leichnam mit der zerrissenen Kehle weg, der auf ihm lag. Das Gesicht des Dichters hatte die Farbe ungelöschten Kalks.

Milva kam näher, riss im Gehen einen Pfeil aus einem Toten.

»Ich danke dir«, sagte der Hexer. »Rittersporn, bedank dich. Das ist Milva Barring. Wir verdanken ihr unser Leben.«

Milva zog aus einem zweiten Leichnam den Pfeil, betrachtete die blutige Spitze. Rittersporn murmelte etwas Unverständliches, machte eine höfische, aber etwas zittrige Verbeugung, worauf er auf die Knie sank und sich übergab.

»Wer ist denn das?« Die Bogenschützin wischte die Pfeilspitze am nassen Laub ab, steckte den Pfeil in den Köcher. »Dein Freund, Hexer?«

»Ja. Er heißt Rittersporn. Er ist ein Dichter.«

»Ein Dichter.« Milva betrachtete den Troubadour, der inzwischen von trockenem Brechreiz gequält wurde, dann hob sie den Blick. »Wenn das so ist, dann versteh ich. Wenn ich etwas nicht versteh, dann, wieso er hier kotzt, statt irgendwo im Stillen Verse zu schreiben. Übrigens geht es mich nichts an.«

»In gewissem Sinne doch. Du hast seine Haut gerettet. Meine auch.«

Milva wischte sich das regennasse Gesicht ab, auf dem immer noch der Abdruck der Bogensehne zu sehen war. Obwohl sie mehrmals geschossen hatte, gab es nur einen Abdruck – die Sehne hatte jedesmal an exakt derselben Stelle gelegen.

»Ich war schon in den Erlen, als ihr mit dem Havekar geredet habt«, sagte sie. »Ich wollte nicht, dass der Halunke mich sieht, und es war ja auch nicht nötig. Und dann kamen diese anderen, und das Hauen und Stechen fing an. Ein paar hast du nicht schlecht erledigt. Du weißt mit dem Schwert umzugehen, das muss man dir lassen. Obwohl du ja ein Hinkefuß bist. Hättest noch im Brokilon bleiben sollen, die Lahmheit kurieren. Wenn du's schlimmer machst, hinkst du vielleicht bis ans Ende des Lebens, das ist dir doch wohl klar?« »Ich werd's überleben.«

»Das seh ich auch so. Denn ich bin dir nachgeritten, um dich zu warnen. Und zur Umkehr zu bewegen. Es wird nichts aus deiner Expedition. Im Süden ist Krieg. Von Drieschot rückt die Nilfgaarder Armee auf Brugge vor.«

»Woher weißt du das?«

»Na, zum Beispiel daher.« Das Mädchen wies mit weit ausholender Geste auf die Leichen und die Pferde. »Das sind doch Nilfgaarder! Siehst du nicht die Sonnen auf den Helmen? Die Stickerei auf den Schabracken? Macht euch fertig, wir nehmen die Beine in die Hand, es können jeden Moment mehr von denen nachkommen. Die hier waren ein Aufklärungstrupp.«

»Ich glaube nicht«, sagte er kopfschüttelnd,

»dass es ein Aufklärungstrupp oder eine Vorhut war. Sie wollten hier etwas anderes.«

»Und was, wenn man fragen darf?«

»Das.« Er zeigte auf den Fichtensarg, der auf dem Wagen lag, vom Regen dunkel geworden. Es regnete inzwischen schwächer und hatte aufgehört zu donnern. Das Unwetter zog nach Norden ab. Der Hexer hob das im Laub liegende Schwert auf, sprang auf den Wagen, wobei er leise fluchte, denn das Knie machte sich noch immer mit Schmerzen bemerkbar.

»Hilf mir, das zu öffnen.«

»Was denn, eine Leiche willst du ...« Milva stockte, als sie die im Deckel angebrachten Offnungen sah. »Verdammt! Einen Lebendigen hat der Havekar in dieser Kiste gefahren?«

»Das ist irgendein Gefangener.« Geralt hob den Deckel an. »Der Händler hat hier auf die Nilfgaarder gewartet, um ihn ihnen zu übergeben. Sie haben Parolen ausgetauscht...«

Der Deckel löste sich mit lautem Knacken und gab den Blick auf einen geknebelten Mann frei, dessen Hände und Füße mit Riemenschlingen an die Seitenwände des Sarges gefesselt waren. Der Hexer beugte sich vor. Schaute genauer hin. Und noch einmal, noch genauer. Und stieß einen Fluch aus.

»Na bitteschön«, sagte er gedehnt. »Das ist ja eine Überraschung. Wer hätte das erwartet?«

»Kennst du ihn, Hexer?«

»Vom Sehen.« Er grinste widerwärtig. »Steck das Messer weg, Milva. Schneid ihm nicht die Fesseln durch. Das ist, wie ich sehe, eine innere Angelegenheit Nilfgaards. Da sollten wir uns nicht einmischen. Wir lassen ihn so zurück, wie er ist.«

»Höre ich recht?«, meldete sich hinter ihnen Rittersporn. Er war noch immer bleich, doch die Neugier überwog schon wieder die anderen Emotionen. »Du willst einen gefesselten Menschen im Walde zurücklassen? Ich kann mir denken, dass du jemanden erkannt hat, mit dem du ein Hühnchen zu rupfen hast, aber das ist doch ein Gefangener, verdammt! Er war der Gefangene der Leute, die uns überfallen haben und um ein Haar ermordet hätten. Ein Feind unserer Feinde ...«

Er brach ab, als er sah, wie der Hexer das Messer aus der Scheide zog. Milva räusperte sich leise. Die dunkelblauen Augen des Gefesselten, bisher wegen des Regens fast geschlossen, öffneten sich. Geralt beugte sich vor und schnitt die Schlinge durch, die seine linke Hand hielt.

»Schau, Rittersporn«, sagte er, indem er das Handgelenk packte und anhob. »Siehst du die Narben auf der Handfläche? Da hat Ciri ihn geschnitten. Auf der Insel Thanedd, vor einem Monat. Das ist ein Nilfgaarder. Er ist eigens nach Thanedd gekommen, um Ciri zu entführen. Sie hat ihm die Schnitte beigebracht, als sie sich wehrte.«

»Es hat ihr ja nichts genützt«, murmelte Milva.

»Aber irgendwas, denke ich, passt hier nicht zusammen. Wenn der da deine Ciri für die Nilfgaarder von der Insel Thanedd geraubt hat, wie ist er dann in den Sarg geraten? Warum hat ihn der Havekar den Nilfgaardern eigentlich ausgeliefert? Nimm ihm den Knebel aus dem Mund, Hexer. Vielleicht sagt er uns was?«

»Ich will gar nichts von ihm hören«, sagte Geralt tonlos. »Mir juckt es schon jetzt in der Hand, ihn abzustechen, wie er so daliegt und schaut. Ich kann mich kaum zurückhalten. Wenn er was sagt, halte ich mich nicht mehr zurück. Ich habe euch nicht alles über ihn gesagt.«

»Dann halte dich doch nicht zurück.« Milva zuckte mit den Schultern. »Stich ihn ab, wenn das so ein Dreckskerl ist. Aber beeil dich, denn die Zeit drängt. Ich hab gesagt, gleich werden die Nilfgaarder hier sein. Ich geh mein Pferd holen.«

Geralt richtete sich auf, ließ die Hand des Gefesselten los. Der riss sich sofort den Knebel aus dem Mund. Doch er sagte nichts. Der Hexer warf ihm das Messer auf die Brust.

»Ich weiß nicht, für welche Verfehlungen sie dich in die Kiste gesteckt haben, Nilfgaarder«, sagte er. »Und es geht mich nichts an. Ich lass dir dieses Messer da, befreie dich selbst. Warte hier auf deine Leute oder verdrück dich in den Wald, wie du willst.«

Der Gefangene schwieg. Gefesselt und in die Holzkiste gelegt, sah er noch armseliger und wehrloser als auf Thanedd aus, dort aber hatte ihn Geralt auf Knien gesehen, von Angst geschüttelt in einer Blutlache. Er sah auch viel jünger aus. Geralt schätzte ihn auf nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre.

»Ich habe dir auf der Insel das Leben geschenkt«, setzte Geralt hinzu. »Ich schenke es dir auch jetzt. Aber das ist das letzte Mal. Bei der nächsten Begegnung erschlage ich dich wie einen Hund. Denk dran. Wenn es dir einfallen sollte, deine Kumpane zu überreden, uns zu verfolgen, dann nimm diesen Sarg mit. Du wirst ihn brauchen. Reiten wir, Rittersporn.«

»Und hurtig!«, rief Milva, die im Galopp von dem nach Westen führenden Pfad zurückkam.

»Aber nicht dorthin! In die Wälder, verdammt, in die Wälder!«

»Was ist passiert?«

»Vom Bandwasser her kommt massenhaft Reiterei! Das ist Nilfgaard! Was glotzt ihr? Auf die Pferde, ehe sie uns umzingeln!«

Die Schlacht um das Dorf dauerte schon eine gute Stunde, und noch immer deutete nichts auf ein Ende hin. Die Infanteristen, die sich hinter Steinmauern, Zäunen und zu Barrikaden aufgestellten Wagen verschanzt hielten, hatten schon drei Angriffe der Kavallerie zurückgeschlagen, die auf dem Damm angesprengt kam. Die geringe Breite des Damms erlaubte es den Reitern nicht, frontalen Druck auszuüben, den Fußsoldaten aber ermöglichte sie, die Verteidigung zu konzentrieren. Daher scheiterte Angriffswelle auf Angriffswelle der Reiterei an den Barrikaden, hinter denen hervor verzweifelte, aber verbissene Landsknechte einen Hagel von Bolzen und Pfeilen in die dicht gedrängten Reiterhaufen schickten. Unter dem Beschuss stockte die Kavallerie und drängte sich noch mehr zusammen, und dann brachen die Verteidiger zu schnellen Gegenangriffen hervor, hieben, was das Zeug hielt, mit Streitäxten, Partisanen und Morgensternen drauflos. Die Reiterei zog sich über die Teiche zurück, ließ die Leichen von Menschen und Pferden liegen, das Fußvolk indes verschwand hinter der Barrikade und überschüttete den Feind mit unflätigen Schimpfworten. Nach einer Weile formierte sich die Reiterei wieder und griff abermals an. Und so weiter.

»Wer schlägt sich hier eigentlich mit wem?«, fragte Rittersporn zum wiederholten Male – undeutlich, weil er gerade einen von Milva geschnorrten Zwieback im Mund hatte und versuchte, ihn aufzuweichen.

Sie saßen am äußersten Rande eines Abhangs, inmitten von Wacholderbüschen gut getarnt. Sie konnten die Schlacht beobachten, ohne fürchten zu müssen, selbst entdeckt zu werden. Das heißt, sie mussten sie beobachten. Ihnen blieb weiter nichts übrig. Vor ihnen lag die Schlacht, hinter ihnen brennender Wald.

»Das ist nicht schwer zu erraten.« Geralt hatte sich widerwillig entschlossen, endlich auf Rittersporns Frage zu antworten. »Die Berittenen sind Nilfgaarder.«

»Und das Fußvolk?«

»Das sind keine Nilfgaarder.«

»Die Berittenen sind reguläre Kavallerie aus Verden«, sagte Milva, die bis dahin finster dreingeblickt hatte und verdächtig wortkarg war. »Sie haben auf den Überwürfen ein geschachtes Wappen. Und die im Dorf sind Söldner aus Brugge. Sieht man auch an der Fahne.«

In der Tat hatten die Landsknechte nach einem weiteren Erfolg über der Schanze eine grüne Standarte mit weißem Ankerkreuz aufgepflanzt. Geralt schaute genau hin, zuvor hatte er die Standarte nicht gesehen, die Verteidiger hatten sie eben erst aufgestellt. Anscheinend war sie zu Beginn der Schlacht nicht gleich zu finden gewesen.

»Werden wir lange hier sitzen?«, fragte Rittersporn.

»Du kannst vielleicht Fragen stellen«, murmelte Milva. »Guck dich um! Wie du dich auch drehst, überall beschissen.«

Rittersporn brauchte sich nicht umzuschauen oder umzudrehen. Der ganze Horizont war gestreift von Rauchsäulen. Aber am dichtesten stieg der Rauch in Norden und Westen auf, dort, wo irgendeins von den Heeren die Wälder angezündet hatte. Zahlreiche Rauchfahnen gab es auch im Süden, dort, wohin sie bisher unterwegs gewesen waren und wo ihnen die Schlacht den Weg versperrte. Und im Laufe der Stunde, die sie auf der Anhöhe verbracht hatten, war auch im Osten Rauch aufgetaucht.

»Trotzdem«, fuhr die Bogenschützin nach einer Weile fort, den Blick auf Geralt gerichtet, »war ich wirklich neugierig, Hexer, was du jetzt anfangen willst. Hinter uns Nilfgaard und brennendes Unterholz, und was vor uns ist, siehst du selber. Was hast du jetzt für Pläne?«

»Meine Pläne haben sich nicht geändert. Ich warte ab, bis dieses Gefecht vorüber ist, und breche nach Süden auf. An die Jaruga.«

»Du hast wohl den Verstand verloren.« Milva verzog das Gesicht. »Du siehst doch, was los ist. Man sieht doch ohne Brille, dass das nicht irgend so eine Schlägerei von Dahergelaufenen ist, sondern Krieg, wie er im Buche steht. Nilfgaard greift zusammen mit Verden an. Im Süden haben sie sicherlich schon die Jaruga überschritten, sicherlich steht schon ganz Brugge und vielleicht auch Sodden in Flammen...«

»Ich muss zur Jaruga.«

»Schön. Und dann?«

»Suche ich mir ein Boot, fahre mit der Strömung, versuche zur Mündung zu gelangen. Danach ein Schiff... Von dort müssen doch, verdammt, irgendwelche Schiffe fahren...«

»Nach Nilfgaard?«, schnaubte sie. »Die Pläne haben sich nicht geändert?«

»Du brauchst mich nicht zu begleiten.«

»Das brauch ich wahrlich nicht. Und den Göttern sei Dank, denn ich bin nicht auf den Tod aus. Nicht, dass ich mich vor ihm fürcht, aber eins muss ich dir sagen: Sich umbringen zu lassen, ist keine große Kunst.«

»Ich weiß«, antwortete er ruhig. »Ich habe darin Übung. Ich würde mich dort nicht blicken lassen, wenn ich nicht müsste. Ich muss aber, also reite ich hin. Nichts wird mich aufhalten.«

»Ha!« Sie maß ihn mit Blicken. »Eine Stimme, als ob jemand mit 'nem Messer über den Boden von 'nem alten Kessel fährt. Wenn Kaiser Emhyr dich hören könnt, tät er sich bestimmt vor Angst in die Hosen machen. Zu mir, Wache, zu mir, mein kaiserliches Gefolge, o weh, o weh, da kommt der Hexer schon im Boot zu mir nach Nilfgaard gefahren, gleich wird er hier sein, wird mir das Leben und die Krone nehmen! Ich bin verloren!«

»Hör auf, Milva.«

»Von wegen! Es ist Zeit, dass dir endlich mal jemand die Wahrheit ins Gesicht sagt. Mich soll doch gleich ein kahles Kaninchen bumsen, wenn ich jemals einen blöderen Kerl gesehen hab! Du willst dem Emhyr dein Mädchen wegnehmen? Das Emhyr zu heiraten gedenkt? Das er den Königen weggenommen hat? Emhyr hat einen verdammt kräftigen Biss, was er packt, lässt er nicht mehr los. Die Könige werden nicht mit ihm fertig, und du willst es?«

Er gab keine Antwort.

»Nach Nilfgaard willst du«, wiederholte Milva und schüttelte bedauernd den Kopf. »Mit dem Kaiser kämpfen, ihm die Verlobte wegnehmen. Aber hast du dir überlegt, was dann passieren kann? Wenn du hinkommst, wenn du diese Ciri in den Palastgemächern findest, ganz in Gold und Seide, was wirst du ihr da sagen? Komm mit, Liebe, was soll dir denn der kaiserliche Thron, wir werden zu zweit in einer Hütte leben, werden in der Zeit vor der Ernte Rinde kauen. Schau dich doch an, lahm und zerlumpt, wie du bist. Sogar Oberrock und Stiefel haben dir die Dryaden gegeben, von irgendeinem Elf, der im Brokilon an seinen Wunden gestorben ist. Weißt du, was dann passiert, wenn dich dein Fräulein erblickt? Ins Gesicht wird sie dir spucken, dich auslachen, von den Trabanten vor die Tür werfen und mit Hunden hetzen lassen!«

Milva sprach immer lauter, gegen Ende ihrer Rede schrie sie fast. Nicht nur aus Zorn, sondern um den anwachsenden Lärm zu übertönen. Unten brüllten Dutzende, vielleicht Hunderte von Kehlen. Der nächste Angriff brach über die Landsknechte aus Brugge herein. Diesmal aber von zwei Seiten zugleich. Die in blaue Umhänge mit Schachbrettmuster gekleideten Verdener galoppierten den Damm entlang, hinter den Teichen hervor jedoch fiel den Verteidigern eine starke Reitereinheit in schwarzen Mänteln in die Flanke. »Nilfgaard«, sagte Milva knapp.

Diesmal hatte das Fußvolk aus Brugge keine Chance. Die Kavallerie schlug sich durch die Sperren und trieb im Handumdrehen die Verteidiger auseinander. Die Standarte mit dem Kreuz fiel. Ein Teil der Söldner warf die Waffen weg und ergab sich, ein Teil versuchte, zum Wald hin zu fliehen. Doch vom Walde her griff eine dritte Abteilung an, eine Bande von uneinheitlich gekleideten, leichtbewaffneten Reitern.

»Scioa'tael«, sagte Milva und stand auf. »Jetzt ist dir klar geworden, was vor sich geht, Hexer? Ist es dir aufgegangen? Nilfgaard, Verden und die Eichhörnchen zusammen.

Krieg. Wie vor einem Monat in Aedirn.«

Geralt schüttelte den Kopf. »Das ist ein Überfall. Ein Raubzug. Nur Reiterei, keinerlei Fußvolk...«

»Das Fußvolk erobert die Forts und Vorposten. Diese Rauchsäulen dort, was meinst du, wo die herkommen? Aus Räucherkammern ?«

Von unten, vom Dorfe her drangen die wilden, durchdringenden Schreie der Flüchtenden herauf, die von den Eichhörnchen eingeholt und niedergemacht wurden. Aus den Dächern der Hütten schlugen Rauch und Flammen hervor. Der starke Wind hatte das Stroh nach den morgendlichen Regengüssen getrocknet, das Feuer griff blitzschnell um sich.

»Da«, murmelte Milva, »geht das Dorf in Flammen auf. Kaum dass sie es nach dem vorigen Krieg wieder aufgebaut hatten. Zwei Jahre lang haben sie im Schweiße ihres Angesichts gezimmert, und es verbrennt in ein paar Augenblicken. Daraus sollte man eine Lehre ziehen!«

»Welche?«, fragte Geralt scharf.

Sie antwortete nicht. Der Rauch aus dem brennenden Dorf stieg hoch empor, erreichte den Abhang, brannte in den Augen, ließ sie tränen. Aus der Brandstätte drangen Schreie. Rittersporn wurde auf einmal kreidebleich.

Die Gefangenen wurden zu einem Haufen zusammengedrängt, umringt. Auf Befehl eines Ritters, der einen Helm mit einem schwarzen Federbusch trug, begannen die Reiter, die Unbewaffneten niederzuhauen. Die zu Boden Sinkenden wurden mit Pferden zertrampelt. Der Ring um sie zog sich zusammen. Die Schreie, die zum Abhang drangen, hatten nichts Menschliches mehr an sich.

»Und wir sollen nach Süden gehen?«, fragte der Dichter mit einem vielsagenden Blick zum Hexer hin. »Durch diese Brände? Dorthin, wo diese Schlächter herkommen?«

»Mir scheint«, erwiderte Geralt mit einiger Verzögerung, »dass uns keine Wahl bleibt.«

»Doch«, sagte Milva. »Ich kann euch durch die Wälder zu den Eulenhöhen führen und zurück zum Ceann Treise. Zum Brokilon.«

»Durch brennende Wälder? Durch die Truppen hindurch, denen wir eben erst knapp entkommen sind?«

»Es ist sicherer als der Weg nach Süden. Bis zum Ceann Treise sind es gerade mal vierzehn Meilen, und ich kenn die Pfade.«

Der Hexer schaute hinab auf das in den Flammen vergehende Dorf. Die Nilfgaarder waren mit den Gefangenen schon fertig, die Reiterei formierte sich zur Marschkolonne. Die bunte Bande der Scioa'tael nahm die Landstraße nach Osten.

»Ich kehre nicht um«, erwiderte Geralt fest.

»Aber führe Rittersporn zum Brokilon.«

»Nein!«, widersprach der Dichter, obwohl er noch immer nicht seine normale Farbe wiedergefunden hatte. »Ich reite mit dir.«

Milva winkte ab, nahm Köcher und Bogen, tat einen Schritt zu den Pferden hin, wandte sich plötzlich um.

»Zum Teufel«, knurrte sie. »Ich habe zu lange und zu oft Elfen vor dem Verderben gerettet. Ich kann nicht mehr mit ansehen, wie jemand umkommt. Ich werde euch an die Jaruga führen, ihr Tollköpfe. Aber nicht auf dem südlichen, sondern auf dem östlichen Weg.«

»Dort brennen auch schon die Wälder.«

»Ich führe euch durchs Feuer. Das bin ich gewohnt.«

»Du brauchst das nicht zu tun, Milva.«

»Natürlich brauch ich nicht. Also, in die Sättel! Bewegt euch endlich!«

Sie ritten nicht weit. Die Pferde kamen im Dickicht und auf den zugewachsenen Pfaden nur mit Mühe voran, und die Straßen wagten sie nicht zu benutzen – von überall drangen Hufschlag und Klirren heran, die marschierende Truppen verrieten. Die Dämmerung überraschte sie in einem Gewirr von Hohlwegen, die mit Gebüsch zugewuchert waren, so machten sie halt, um zu lagern. Es regnete nicht, der Himmel war hell vom Feuerschein.

Sie fanden einen verhältnismäßig trockenen Platz, setzten sich hin, in Umhänge und Decken gehüllt. Milva erkundete die Umgebung. Sobald sie sich entfernt hatte, ließ Rittersporn der lange zurückgehaltenen Neugier freien Lauf, die die Bogenschützin aus dem Brokilon in ihm geweckt hatte.

»Ein Mädchen wie eine Hirschkuh«, murmelte er. »Du hast Glück mit solchen Bekanntschaften, Geralt. Schlank und anmutig, ein Schritt, als ob sie tanzt. In den Hüften ein bisschen zu schmal für meinen Geschmack und in den Schultern eine Spur zu breit, aber dabei fraulich, fraulich ... Die beiden Äpfelchen vorn, ho-ho ... Fehlt nicht viel, und das Hemdchen reißt auf...«

»Sei still, Rittersporn.«

»Unterwegs«, hing Rittersporn weiter seinen Träumereien nach, »habe ich sie zufällig berührt. Ein Schenkel, sag ich dir, wie aus Marmor. Oho, du hast dich diesen Monat im Brokilon nicht gelangweilt...«

Milva, die gerade von der Patrouille zurückkehrte, hörte das Theatergeflüster und bemerkte die Blicke.

»Redest du von mir, Dichter? Was starrst du mich an, kaum dass ich mich umdrehe? Hat mir ein Vogel auf den Rücken geschissen?«

»Wir können uns immer noch nicht genug über deine Schießkünste wundern.« Rittersporn bleckte die Zähne. »Bei einem Wettschießen würdest du kaum deinesgleichen finden.«

»Eia popeia.«

»Ich habe gelesen« – Rittersporn warf Geralt einen vielsagenden Blick zu –, »dass man die besten Bogenschützinnen bei den Serrikanerinnen trifft, in den Steppenclans. Manche sollen sich die linke Brust abschneiden, damit sie sie beim Bogenspannen nicht stört. Der Busen, sagen sie, kommt der Sehne ins Gehege.«

»Das muss sich irgendein Dichter ausgedacht haben«, fauchte Milva. »So einer sitzt da und schreibt Blödsinn zusammen, rührt mit der Feder im Nachttopf, und die dummen Leute glauben's. Als ob man mit den Titten schießen tät, oder was. Zum Munde wird die Sehne gezogen, man steht dabei seitlich, so. Da stört nichts die Sehne. Das mit diesem Abschneiden ist Schwachsinn, das hat sich ein müßiger Kopf ausgedacht, der andauernd nur an Weibertitten denkt.«

»Ich danke dir für die anerkennenden Worte über die Dichter und die Dichtkunst. Und für die Belehrung in Sachen Bogenschießen. Eine gute Waffe ist das, der Bogen. Wisst ihr was? Ich glaube, dass sich die Kriegskunst genau in diese Richtung entwickeln wird. In den künftigen Kriegen wird man auf Distanz kämpfen. Man wird eine Waffe mit so großer Reichweite erfinden, dass die Gegner einander umbringen können, ohne sich auch nur zu sehen.«

»Unsinn«, beschied ihn Milva kurz. »Ein Bogen ist eine gute Sache, aber Krieg heißt Mann gegen Mann, auf Schwertlänge, der Stärkere schlägt dem Schwächeren den Schädel ein. Das war immer so und wird so bleiben. Und wenn es aufhört, werden auch die Kriege aufhören. Erst mal hast du gesehen, wie es im Krieg zugeht. In dem Dorf hinter dem Damm dort. Ach, was soll das leere Gerede. Ich geh mich umschauen. Die Pferde schnauben, als ob hier irgendein Wölfchen herumstreicht ...«

»Wie eine Hirschkuh.« Rittersporn folgte ihr mit dem Blick. »Hmmm ... Aber zurück zu dem erwähnten Dorf bei dem Damm und dazu, was sie dir gesagt hat, als wir am Abhang saßen... Findest du nicht, dass sie doch ein bisschen recht hatte?«

»In welcher Hinsicht?«

»In Hinsicht auf... Ciri.« Der Dichter stockte kurz. »Unsere schöne und zielsichere junge Dame scheint die Beziehung zwischen dir und Ciri nicht verstanden zu haben, sie glaubt anscheinend, du hast vor, mit dem Nilfgaarder Kaiser um Ciris Hand zu wetteifern. Dass dies das wahre Motiv deiner Expedition nach Nilfgaard sei.«

»Folglich hat sie in dieser Hinsicht ganz und gar unrecht. In welcher also hat sie recht?«

»Warte, reg dich nicht auf. Aber schau der Wahrheit ins Gesicht. Du hast Ciri an Kindes statt angenommen und hältst dich für ihren Beschützer. Aber das ist kein gewöhnliches Mädchen. Das ist ein Königskind, Geralt. Ihr steht, was gibt's da groß zu reden, ein Thron zu. Ein Palast. Eine Krone. Ich weiß nicht, ob ausgerechnet die von Nilfgaard. Ich weiß nicht, ob Emhyr der beste Ehemann für sie ist...«

»In der Tat. Du weißt es nicht.«

»Und du weißt es?«

Der Hexer schlang die Decke um sich. »Du strebst offensichtlich auf eine Schlussfolgerung zu. Aber gib dir keine Mühe, ich weiß, wie sie lautet. Es hat keinen Sinn, Ciri vor einem Schicksal zu retten, das ihr von Geburt an zusteht. Denn die gerettete Ciri ist bereit, uns von ihren Trabanten die Treppe hinunterwerfen zu lassen. Also lassen wir es sein. Ja?«

Rittersporn öffnete den Mund, doch Geralt ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Das Mädchen«, fuhr er fort, und seine Stimme änderte sich immer stärker, »hat ja kein Drache und kein böser Zauberer geraubt, es haben sie keine Piraten entführt, um Lösegeld zu erpressen. Sie sitzt nicht im Turm, im Kerker oder im Käfig, man foltert sie nicht und lässt sie nicht hungern. Ganz im Gegenteil. Sie schläft auf Damast, speist von Silber, trägt Seide und Spitze, ist mit Schmuck behängt, und es fehlt nicht viel, dass sie gekrönt wird. Kurzum, sie ist glücklich. Aber irgend so ein Hexer, der ihr irgendwann einmal durch eine unglückliche Fügung über den Weg gelaufen ist, hat sich in den Kopf gesetzt, dieses Glück zu stören, zu verderben, zu vernichten, es mit seinen löchrigen Stiefeln zu treten, die er von irgendeinem Elf geerbt hat. Ja?«

»Das habe ich nicht gemeint«, murmelte Rittersporn.

»Er hat nicht zu dir geredet.« Milva tauchte plötzlich aus der Finsternis auf, setzte sich nach kurzem Zögern neben den Hexer. »Das ging an mich. Es waren meine Worte, die ihm so zugesetzt haben. Ich hab's aus Wut gesagt, ohne mir was dabei zu denken... Verzeih mir, Geralt. Ich weiß, wie das ist, wenn man Salz in eine frische Wunde streut... Na, sei nicht böse. Ich tu das nie wieder. Verzeihst du mir? Oder soll ich dir einen Versöhnungsschmatz geben?«

Ohne eine Antwort oder Erlaubnis abzuwarten, schlang sie ihm kräftig die Arme um den Hals und küsste ihn auf die Wange. Er drückte ihr fest die Schulter.

»Rück näher.« Er räusperte sich. »Du auch, Rittersporn. Zusammen ... haben wir's wärmer.«

Lange schwiegen sie. Über den vom Feuerschein erhellten Himmel zogen Wolken, verdeckten die blinkenden Sterne.

»Ich will euch etwas sagen«, ließ sich Geralt schließlich vernehmen. »Aber ihr müsst versprechen, dass ihr nicht lacht.« »Red.«

»Ich hatte seltsame Träume. Im Brokilon. Erst dachte ich, es seien Wahnbilder. Dass etwas mit meinem Kopf nicht stimmt. Schaut ich habe auf Thanedd ordentlich was auf den Kopf bekommen. Aber seit ein paar Tagen habe ich immerzu den gleichen Traum. Fortwährend den gleichen.«

Rittersporn und Milva schwiegen.

»Ciri«, fuhr er nach einer Weile fort, »schläft nicht in einem Palast unter einem Brokatbaldachin. Sie reitet durch irgendein staubiges Dorf... Die Bauern zeigen mit Fingern auf sie. Sie nennen sie bei einem Namen, den ich nicht kenne. Hunde jaulen. Sie ist nicht allein. Da sind noch andere. Ein Mädchen mit kurzen Haaren, sie hält Ciri bei der Hand ... Ciri lächelt ihr zu. Dieses Lächeln gefällt mir nicht. Mir gefällt nicht, wie grell sie geschminkt ist... Und am wenigsten gefällt mir, dass ihr auf ihren Wegen der Tod folgt.«

»Wo also ist das Mädchen?«, schnurrte Milva und schmiegte sich wie eine Katze an ihn.

»Nicht in Nilfgaard?«

»Ich weiß nicht«, brachte er mit Mühe hervor.

»Aber ich hatte den Traum mehrere Male. Das Problem besteht darin, dass ich nicht an solche Träume glaube.«

»Dann bist du dumm. Ich glaube dran.«

»Ich weiß nicht«, wiederholte er. »Aber ich fühle etwas. Vor ihr ist Feuer, hinter ihr der Tod. Ich muss mich beeilen.«

Im Morgengrauen begann es zu regnen. Nicht so stark wie am Tag zuvor, als mit dem Gewitter ein starker, aber kurzer Regenguss gekommen war. Der Himmel wurde grau und überzog sich mit einer bleiernen Decke. Es begann zu nieseln, ein dünner, gleichförmiger und lästiger Sprühregen.

Sie ritten nach Osten. Milva führte. Als Geralt sie darauf hinwies, dass die Jaruga im Süden lag, kanzelte ihn die Bogenschützin ab und erinnerte ihn daran, dass sie die Führerin sei und dass sie wisse, was sie tue. Er meldete sich nicht mehr zu Wort. Wichtig war letzten Endes, dass sie ritten. Die Richtung hatte keine besondere Bedeutung.

Sie ritten schweigend, nass, durchgefroren, in den Sätteln zusammengekrümmt. Sie hielten sich an Schleichpfade und Waldwege, überquerten Straßen. Sie verschwanden im Dickicht, wenn sie den Hufschlag von Kavallerie hörten, die auf den Straßen heranzog. Sie machten einen weiten Bogen um Schlachtenlärm. Sie ritten an in Flammen stehenden Dörfern vorbei, an rauchenden und glimmenden Brandstätten, an Siedlungen und Gehöften, von denen nur schwarze Quadrate von verbrannter Erde und der stechende Gestank von regendurchnässter Asche geblieben waren. Sie scheuchten Krähenschwärme auf, die an Leichen fraßen. Sie kamen an Gruppen und Kolonnen von gepäckbeladenen Dörflern vorbei, die vor Krieg und Feuer flohen, abgestumpften Leuten, die auf Fragen nur mit furchtsamem, verständnislosem und stummem Starren aus von Unglück und Entsetzen leeren Augen reagierten.

Sie ritten nach Osten, inmitten von Feuer und Rauch, in Nässe und Nebel, und vor ihren Augen entfaltete sich der Gobelin des Krieges. Bilder.

Da war das Bild von dem Brunnen mit dem Schwingbaum, der als schwarzer Strich inmitten der Ruinen eines niedergebrannten Dorfes aufragte. Daran hing ein nackter Leichnam. Mit dem Kopf nach unten. Aus dem aufgeschlitzten Schritt und Bauch war das Blut auf Brust und Gesicht gelaufen, hing in Fäden von den Haaren herab. Auf dem Rücken des Leichnams war die Rune Ard zu sehen. Mit einem Messer hineingeschnitten.

»Ein Aan'brengar«, sagte Milva und warf die nassen Haare zurück. »Hier waren Eichhörnchen.« »Was heißt das, Aan'brengar?« »Ein Denunziant.«

Da war das Bild von dem Pferd, einem gesattelten Grauen mit schwarzer Schabracke. Das Pferd wankte am Rande eines Schlachtfeldes entlang, schlingerte zwischen Leichenbergen und in den Boden gerammten angebrochenen Spießen einher, wieherte leise und ergreifend und zog die aus dem

aufgeschlitzten Bauch herausgefallenen Eingeweide hinter sich her. Sie konnten es nicht töten – außer dem Pferd streiften Marodeure übers Schlachtfeld, die die Leichen fledderten.

Da war das Bild von dem gekreuzigten Mädchen, das unweit eines niedergebrannten Hofes lag, nackt, blutbefleckt, die glasig gewordenen Augen gen Himmel gerichtet.

»Es heißt, Krieg ist Männersache«, knurrte Milva. »Aber ein Weib verschonen sie nicht, müssen sich gehenlassen. Die Helden, die Hundsfötter!«

»Du hast recht. Aber du wirst es nicht ändern.«

»Ich habe es schon geändert. Ich bin von zu Hause weggelaufen. Ich wollte nicht die Kate fegen und den Fußboden scheuern. Und warten, bis sie kommen, die Kate anzünden und mich auf diesen Fußboden legen und ...«

Sie sprach nicht zu Ende, trieb das Pferd an.

Und später kam das Bild von der Teerbrennerei. Da erbrach Rittersporn alles, was er an dem Tage gegessen hatte, das heißt Zwieback und einen halben Stockfisch.

In der Teerbrennerei hatten Nilfgaarder – oder vielleicht Scioa'tael – eine gewisse Anzahl Gefangener erledigt. Welche Anzahl es gewesen war, ließ sich nicht einmal annähernd feststellen. Denn zum Erledigen der Gefangenen hatte man nicht nur Pfeile, Schwerter und Lanzen verwendet, sondern auch die in der Teerbrennerei vorgefundenen Holzfällerwerkzeuge, –Äxte, Bandmesser und Sägen.

Es gab noch andere Bilder, doch Geralt, Rittersporn und Milva behielten sie nicht in Erinnerung. Sie verdrängten sie aus dem Gedächnis.

Sie waren gleichgültig geworden.

Die nächsten beiden Tage legten sie keine zwanzig Meilen zurück. Es regnete noch immer. Die nach der Trockenheit des Sommers durstige Erde hatte sich schon bis zur Sättigung mit Wasser vollgesogen, die Waldwege waren zu schlammigen Rutschbahnen geworden. Nebel und Ausdünstungen nahmen ihnen die Möglichkeit, den Rauch der Brände zu beobachten, doch der Gestank von Verbranntem zeigte an, dass die Truppen noch immer in der Nähe waren und weiterhin alles anzündeten, was nur Feuer fing.

Flüchtlinge sahen sie nicht. Sie waren in den Wäldern allein. Zumindest glaubten sie das.

Geralt hörte als erster das Schnauben eines hinter ihnen gehendes Pferdes. Mit steinernem Gesicht wendete er Plötze. Rittersporn machte den Mund auf, doch Milva hieß ihn mit einer Handbewegung schweigen, nahm den Bogen aus dem Futteral am Sattel.

Der Mann, der ihnen nachritt, tauchte aus dem Unterholz auf. Er sah, dass man ihn erwartete, und hielt sein Pferd an, einen kastanienbraunen Hengst. So standen sie in der Stille, die nur vom Rauschen des Regens unterbrochen wurde.

»Ich habe dir verboten, uns nachzureiten«, sagte der Hexer schließlich.

Der Nilfgaarder, den Rittersporn zuletzt in dem Sarg gesehen hatte, senkte den Blick auf die nasse Mähne seines Pferdes. Der Dichter hätte ihn kaum erkannt, er war jetzt gekleidet in einen Kettenpanzer, eine lange Lederjacke und einen Mantel, alles zweifellos einem der Männer ausgezogen, die beim Wagen des Havekars getötet worden waren. Er erinnerte sich jedoch an das junge Gesicht, das der spärlich sprießende Bart seit dem Abenteuer unter der Buche nicht hatte verändern können.

»Ich hab's dir verboten«, wiederholte der Hexer.

»Du hast's verboten«, gab der junge Mann schließlich zu. Er sprach ohne Nilfgaarder Akzent. »Aber ich muss.«

Geralt sprang vom Pferd, gab dem Dichter die Zügel. Und zog das Schwert.

»Steig ab«, sagte er ruhig. »Du hast dir schon ein Stück Eisen verschafft, wie ich sehe. Das ist gut. Ich würde dich nicht gern abstechen, wenn du unbewaffnet wärst. Jetzt ist es was anderes. Steig ab.«

»Ich werde nicht mit dir kämpfen. Ich will nicht.«

»Das dachte ich mir. Wie alle deine Landsleute ziehst du eine andere Art des Kampfes vor. So wie in der Teerbrennerei, an der du vorbeigekommen sein musst, als du uns folgtest. Steig ab, habe ich gesagt.«

»Ich bin Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach.«

»Ich hab dich nicht gebeten, dich vorzustellen.

Ich hab befohlen, dass du absteigst.«

»Ich werde nicht absteigen. Ich will mich nicht mit dir schlagen.«

»Milva.« Der Hexer nickte der Bogenschützin zu. »Tu mir einen Gefallen und erschieß das Pferd unter ihm.«

»Nein!« Der Nilfgaarder hob die Hand, ehe Milva einen Pfeil auf die Sehne gelegt hatte.

»Nein, bitte. Ich steige ab.«

»Besser. Und jetzt zieh das Schwert, Söhnchen.«

Der junge Mann verschränkte die Arme vor der Brust. »Töte mich, wenn du willst. Wenn es dir lieber ist, sag dieser Elfe, dass sie mich mit dem Bogen erschießt. Ich werde mich nicht mit dir schlagen. Ich bin Cahir Mawr Dyffryn ... der Sohn von Ceallach. Ich will... Ich will mich euch anschließen.«

»Ich muss mich verhört haben. Sag das noch mal.«

»Ich will mich euch anschließen. Du bist auf der Suche nach dem Mädchen. Ich will dir helfen. Ich muss dir helfen.«

»Der ist verrückt.« Geralt wandte sich zu Milva und Rittersporn um. »Er hat den Verstand verloren. Wir haben es mit einem Verrückten zu tun.«

»Er tät zu uns passen«, murmelte Milva. »Wie die Faust aufs Auge.«

»Überleg dir sein Angebot, Geralt«, spottete Rittersporn. »Immerhin ist das ein Nilfgaarder Adliger. Vielleicht kommen wir mit seiner Hilfe leichter nach...«

»Halte deine Zunge im Zaum«, fiel ihm der Hexer scharf ins Wort. »Nun mach schon, zieh das Schwert, Nilfgaarder.«

»Ich werde mich nicht schlagen. Und ich bin kein Nilfgaarder. Ich stamme aus Vicovaro, und ich heiße...«

»Es kümmert mich nicht, wie du heißt. Zieh die Waffe.«

»Nein.«

»Hexer.« Milva beugte sich im Sattel zur Seite, spuckte auf den Boden. »Die Zeit vergeht, und der Regen fällt. Der Nilfgaarder will sich dir nicht zum Kampf stellen, und du, obwohl du eine grimmige Miene machst, wirst ihn ja doch nicht kaltblütig niederhauen. Sollen wir hier Wurzeln schlagen? Ich jage seinem Kastanienbraunen einen Pfeil in die Weichen, und wir reiten unserer Wege. Zu Fuß kann er nicht mit uns Schritt halten.«

Cahir, der Sohn Ceallachs, war mit einem Satz bei dem kastanienbraunen Hengst, sprang in den Sattel und galoppierte zurück, wobei er das Tier mit Schreien zu schnellerem Lauf antrieb. Der Hexer schaute ihm einen Moment lang nach, dann bestieg er Plötze. Schweigend.

Und ohne sich umzublicken.

»Ich werde alt«, murmelte er nach einer Weile, als Plötze zu Milvas Rappen aufgeschlossen hatte. »Ich habe neuerdings Skrupel.«

»Ja, das kommt bei alten Leuten vor.« Die Bogenschützin bedachte ihn mit einem mitleidigen Blick. »Dagegen hilft ein Absud von Ochsenzunge. Und vorerst leg dir ein Kissen auf den Sattel.«

»Skrupel«, erklärte Rittersporn ernsthaft, »sind nicht dasselbe wie Hämorrhoiden, Milva. Du verwechselst die Begriffe.«

»Wer soll denn euer kluges Gerede verstehen! In einem fort reden, das ist alles, was ihr könnt! Weiter, vorwärts!«

»Milva«, fragte der Hexer nach einer Weile und barg das Gesicht vor dem Regen, der ihnen beim Galopp entgegenschlug. »Hättest du das Pferd unter ihm erschossen?«

»Nein«, gestand sie widerwillig. »Das Pferd kann nichts dafür. Aber dieser Nilfgaarder... Wieso, zum Kuckuck, folgt er uns? Wieso sagt er, dass er es muss?«

»Hol mich der Teufel, wenn ich es weiß.«

Es regnete noch immer, als der Wald endete und sie auf eine Landstraße kamen, die sich zwischen Anhöhen von Süden nach Norden schlängelte. Oder in die Gegenrichtung, je nach Standpunkt.

Was sie auf der Straße erblickten, überraschte sie nicht. Sie hatten das schon gesehen. Umgestürzte und ausgeweidete Wagen, tote Pferde, verstreute Bündel, Packtaschen und Bastkörbe. Und verstümmelte, in seltsamen Posen erstarrte Gestalten, die noch vor kurzem Menschen gewesen waren.

Sie ritten näher, ohne Furcht, denn es war zu sehen, dass das Gemetzel nicht heute, sondern gestern oder vorgestern stattgefunden hatte. Sie hatten schon gelernt, derlei zu erkennen, oder vielleicht spürten sie es mit wahrlich tierischem Instinkt, den die letzten Tage in ihnen geweckt und geschärft hatten. Sie hatten auch gelernt, die Schlachtfelder abzugrasen, denn manchmal – selten – gelang es ihnen, unter der verstreuten Habe ein wenig Proviant oder einen Sack Pferdefutter zu finden.

Sie machten am letzten Wagen der ausgeraubten Kolonne halt, der zum Straßengraben hin abgedrängt worden war und schief auf der Nabe eines gebrochenen Rades stand. Unter dem Wagen lag eine korpulente Frau mit unnatürlich gekrümmtem Hals. Den Kragen der Jacke überzogen vom Regen verwaschene Blutrinnsale von einem aufgeschlitzten Ohrläppchen, aus dem ein Ring gerissen worden war. Auf der Plane, die den Wagen bedeckte, stand »Vera Loewenhaupt und Söhne«. Von den Söhnen war in der Nähe nichts zu sehen.

»Das sind keine Bauern.« Milva presste die Lippen zusammen. »Das sind Kaufleute. Sie waren von Süden her unterwegs, von Dillingen nach Brugge, hier haben sie sie eingeholt. Das ist schlecht, Hexer. Ich dacht, wir könnten schon hier nach Süden abbiegen, aber jetzt weiß ich wirklich nicht, was ich machen soll. Dillingen und ganz Brugge sind bestimmt schon in der Hand Nilfgaards, da entlang kommen wir nicht zur Jaruga. Wir müssen weiter nach Osten, durch den Turlough. Dort gibt es Wälder und menschenleere Gegenden, dort geht die Armee nicht hin.«

»Ich reite nicht weiter nach Osten«, widersprach er. »Ich muss an die Jaruga.«

»Du kommst an die Jaruga«, erwiderte sie unerwartet ruhig. »Aber auf einem weniger gefährlichen Weg. Wenn du von hier aus nach Süden aufbrichst, läufst du den Nilfgaardern genau in die Fänge. Du gewinnst nichts.«

»Ich gewinne Zeit«, knurrte er. »Wenn ich nach Osten reite, verliere ich immerzu Zeit. Ich habe euch gesagt, dass ich mir das nicht...«

»Still«, sagte plötzlich Rittersporn und wendete sein Pferd. »Hört einen Moment auf zu reden.« »Was ist passiert?« »Ich höre... Gesang.«

Der Hexer drehte den Kopf hin und her. Milva schnaubte. »Das bildest du dir ein, Dichter.«

»Still! Haltet den Mund! Jemand singt, sag ich euch! Hört ihr nicht?«

Geralt zog seine Kapuze herunter, auch Milva spitzte die Ohren, einen Augenblick später schaute sie den Hexer an und nickte.

Sein musikalisches Gehör hatte den Troubadour nicht getäuscht. Was unmöglich zu sein schien, erwies sich als wahr.

Da standen sie mitten im Walde, im Nieselregen, auf einer leichenübersäten Straße, und an ihre Ohren drang Gesang. Von Süden her kam jemand, der munter und fröhlich sang.

Milva riss an den Zügeln des Rappen, bereit zur Flucht, doch der Hexer hielt sie mit einer Handbewegung zurück. Er war neugierig. Denn der Gesang, den sie hörten, war nicht der bedrohliche, rhythmische, vielstimmig dröhnende Gesang marschierenden Fußvolks oder ein übermütiges Liedchen der Reiterei. Der näher kommende Gesang flößte keine Angst ein. Ganz im Gegenteil.

Der Regen rauschte im Laub. Sie begannen, die Worte des Liedes zu verstehen. Eines fröhlichen Liedes, das in dieser Landschaft von Krieg und Tod fremd wirkte, unnatürlich und völlig fehl am Platze.

Schaut nur, wie das Wölfchen munter dort im Walde tanzt,

Bleckt die Zähne, springt umher und wedelt mit dem Schwanz.

*Warum ist das Wölfchen nur so unbeschwert und froh?*

*Hat bestimmt noch keine Wölfin, darum tollt es so!*

*Um-ta, um-ta, uhu-ha!*

Rittersporn lächelte plötzlich, zog die Laute unter dem nassen Mantel hervor, schlug, ohne auf das Zischen des Hexers und Milvas zu achten, in die Saiten und fiel aus vollem Halse ein:

*Schaut, das Wölfchen schleicht im Dickicht gramgebeugt einher,*

*senkt den Kopf und klemmt den Schwanz ein, Auge tränenschwer.*

*Warum blickt das arme Tier denn plötzlich so gequält?*

*Ist bestimmt verlobt seit gestern oder gar vermählt!*

»Hu-hu-ha!!«, erscholl es vielstimmig von ganz nahe zurück.

Lautes Lachen dröhnte, jemand pfiff durchdringend auf den Fingern, worauf um die Straßenbiegung eine sonderbare, überaus malerische Gesellschaft kam, die im Gänsemarsch mit rhythmischen Tritten der schweren Stiefel den Morast spritzen ließ.

»Zwerge«, stellte Milva halblaut fest. »Aber das sind keine Scioa'tael. Sie haben die Barte nicht geflochten.«

Die Ankömmlinge waren zu sechst. Gekleidet waren sie in kurze, in unzähligen Schattierungen von Grau und Braun changierende Mäntel mit Kapuzen, wie Zwerge sie bei schlechtem Wetter für gewöhnlich trugen. Solche Mäntel besaßen, wie Geralt wusste, den Vorzug, völlig wasserdicht zu sein, den sie im Laufe vieljähriger Imprägnierung mit Teer, Straßenstaub und den Resten fettigen Essens erworben hatten. Diese praktische Kleidung ging vom Vater auf den ältesten Sohn über, daher verfügten in der Regel nur erwachsene Zwerge darüber. Ein Zwerg war erwachsen, wenn sein Bart ihm bis zum Gürtel reichte, was für gewöhnlich im Alter von fünfundfünfzig Jahren der Fall war.

Keiner von den Näherkommenden sah jünger aus. Aber auch nicht älter.

»Sie führen Menschen«, murmelte Milva und wies Geralt mit einer Kopfbewegung auf die Gruppe hin, die hinter den Zwergen aus dem Walde kam. »Gewiss Flüchtlinge, weil sie mit Gepäck beladen sind.«

»Sie selber sind auch nicht schlecht bepackt«, stellte Rittersporn fest.

In der Tat trug jeder Zwerg eine Last, unter der so mancher Mensch und so manches Pferd nach kurzer Zeit zusammengebrochen wäre. Neben den üblichen Ruck- und Quersäcken bemerkte Geralt mit Schlössern bewehrte Köfferchen, einen stattlichen Kupferkessel und etwas, das wie eine kleine Kommode aussah. Einer trug ein Wagenrad auf dem Rücken.

Der an der Spitze trug kein Gepäck. In seinem Gürtel steckte ein nicht besonders großes Beil, auf dem Rücken trug er ein langes Schwert in einer Scheide, die in gestreifte Katzenfelle gewickelt war, und auf der Schulter einen grünen, nassen und aufgeplusterten Papagei.

»Seid gegrüßt«, sagte der Zwerg an der Spitze, blieb mitten auf der Straße stehen und stemmte die Hände in die Seiten. »In diesen Zeiten trifft man lieber einen Wolf im Walde als einen Menschen, und wenn schon, dann begrüßt man ihn lieber mit einem Bolzen von der Armbrust als mit einem freundlichen Wort! Aber wenn einer mit Gesang grüßt, wenn er sich mit Musik vorstellt, dann ist das, ganz klar, unser Mann! Oder unser Weib, wenn die Dame verzeihen will! Seid gegrüßt. Ich bin Zoltan Chivay.«

»Ich bin Geralt«, stellte sich der Hexer nach kurzem Zögern vor. »Der gesungen hat, ist Rittersporn. Und das ist Milva.«

»Hurrrnsohn!«, krächzte der Papagei.

»Halt den Schnabel«, knurrte Zoltan Chivay zu dem Vogel hin. »Entschuldigt. Das ist ein kluges Vögelchen aus Übersee, aber 'n ungewöhnliches. Ich hab zehn Taler für den komischen Vogel bezahlt. Er heißt Feldmarschall Duda. Und das sind die anderen von meinen Leuten. Munro Bruys, Yazon Varda, Caleb Stratton, Figgis Merluzzo und Percival Schuttenbach.«

Percival Schuttenbach war kein Zwerg. Unter der nassen Kapuze schaute anstatt eines verfilzten Bartes eine lange und spitze Nase hervor, die ihren Besitzer unzweifelhaft der alten und edlen Rasse der Gnomen zuordnete.

»Und die da« – Zoltan Chivay zeigte auf die Gruppe, die ein Stück entfernt stehengeblieben war und sich zusammendrängte – »sind Flüchtlinge aus Kernow. Wie ihr seht, lauter Weiber mit Kindern. Es waren mehr, aber Nilfgaard hat ihre Gruppe vor drei Tagen umzingelt, viele niedergemacht und die anderen zerstreut. Wir sind in den Wäldern auf sie gestoßen, und jetzt gehen wir zusammen.«

»Wacker geht ihr«, erlaubte sich der Hexer zu bemerken. »Auf der Straße und mit Gesang.«

»Ich glaube nicht« – der Zwerg wackelte mit dem Bart –, »dass es eine bessere Lösung wäre, unter Tränen zu marschieren. Von Dillingen sind wir durch die Wälder gegangen, still und leise; als die Truppen vorbei waren, sind wir auf die Straße gewechselt, um Zeit zu gewinnen.« Er brach ab und schaute auf die Reste des Überfalls.

»An derlei Anblicke« – er zeigte auf die Leichen – »haben wir uns gewöhnt. Den ganzen Weg von Dillingen her, von der Jaruga, nichts als Tod auf den Straßen ... Habt ihr zu denen hier gehört?«

»Nein. Nilfgaard hat die Kaufleute abgeschlachtet.«

»Nicht Nilfgaard«, sagte der Zwerg kopfschüttelnd und betrachtete die Erschlagenen mit gleichgültiger Miene. »Die Scioa'tael. Reguläre Truppen machen sich nicht die Mühe, die Pfeile aus den Leichen zu ziehen. Aber eine gute Pfeilspitze kostet eine halbe Krone.«

»Er kennt sich aus«, murmelte Milva.

»Wo wollt ihr hin?«

»Nach Süden«, antwortete Geralt sofort.

»Da rate ich ab.« Zoltan Chivay schüttelte abermals den Kopf. »Dort ist die reinste Hölle, Feuer und Vernichtung. Dillingen ist gewiss schon erobert, immer größere Kräfte der Schwarzen überschreiten die Jaruga, sie können jeden Augenblick das ganze Tal am rechten Ufer überfluten. Wie ihr seht, sind sie auch schon vor uns, im Norden, sie rücken gegen die Stadt Brugge vor. Der einzige vernünftige Fluchtweg führt nach Osten.«

Milva warf dem Hexer einen vielsagenden Blick zu, dieser aber enthielt sich eines Kommentars.

»Wir jedenfalls wollen nach Osten«, fuhr Zoltan Chivay fort. »Die einzige Chance ist es, sich hinter der Front zu verbergen, aber von Osten her, vom Flusse Ina, werden letzten Endes die temerischen Truppen anrücken. Wir wollen daher auf Waldwegen zu den Turlough-Höhen, dann auf der Alten Straße nach Sodden zum Flusse Chotla, der in die Ina mündet. Wenn ihr wollt, können wir zusammen reisen. Wenn es euch nicht stört, dass es langsam geht. Ihr habt Pferde, aber bei uns drosseln die Flüchtlinge das Tempo.«

»Euch freilich«, bemerkte Milva und schaute ihn durchdringend an, »tät das nicht besonders stören. Ein Zwerg, sogar mit Gepäck, kann am Tag zu Fuß dreißig Meilen machen, fast so viel wie jemand zu Pferde. Ich kenn die Alte Straße. Ohne die Flüchtlinge würdet ihr bis an die Chotla rund drei Tage brauchen.«

»Das sind Weiber mit Kindern.« Zoltan Chivay reckte Bart und Bauch vor. »Wir werden sie nicht ihrem Schicksal überlassen. Würdet ihr uns etwas Gegenteiliges raten?«

»Nein«, sagte der Hexer. »Würden wir nicht.«

»Das freut mich zu hören. Das heißt, der erste Eindruck hat mich nicht getrogen. Also, was ist? Reisen wir zusammen?«

Geralt schaute Milva an, die Bogenschützin nickte.

»Gut.« Zoltan Chivay hatte das Nicken bemerkt. »Dann auf den Weg, ehe uns hier auf der Straße irgendein Beritt umzingelt. Aber zuvörderst... Yazon, Munro, seht die Wagen durch. Wenn da etwas Nützliches geblieben ist, einsacken. Figgis, sieh nach, ob unser Rad an den kleinen Wagen dort passt. Der käme uns sehr gelegen.«

»Es passt!«, schrie nach einem Augenblick der, der das Rad geschleppt hatte. »Wie angegossen!«

»Na, siehst du, du Schafskopf? Und du konntest dich gestern nicht genug wundern, als ich dir gesagt habe, du sollst das Rad nehmen und tragen! Montier es an! Hilf ihm, Caleb!«

In beeindruckend kurzer Zeit wurde der mit einem neuen Rad versehene Wagen der seligen Vera Loewenhaupt, von der Plane und allem unnützen Zubehör befreit, vom Graben auf die Straße gezogen. Im Handumdrehen war das ganze Gepäck daraufgeladen. Nach kurzem Überlegen ordnete Zoltan Chivay an, auch die Kinder auf den Wagen zu setzen. Die Anordnung wurde zögerlich ausgeführt – Geralt bemerkte, dass die Flüchtlingsfrauen die Zwerge schief ansahen und sich fernzuhalten versuchten.

Rittersporn schaute mit sichtlichem Missfallen zwei Zwergen zu, die Kleidungsstücke anprobierten, die sie Leichen ausgezogen hatten. Die übrigen stöberten bei den Wagen herum, fanden aber nichts, was sie des Mitnehmens für wert hielten. Zoltan Chivay pfiff auf den Fingern und gab ihnen zu verstehen, dass es Zeit war, die Suche zu beenden, worauf er Plötze, Pegasus und Milvas Rappen mit fachmännischem Blick musterte.

»Reitpferde«, stellte er fest und rümpfte missbilligend die Nase. »Also nicht zu gebrauchen. Figgis, Caleb, an die Deichsel. Wir werden abwechselnd ziehen. Abmaaarsch!«

Geralt war sich sicher, dass die Zwerge den erbeuteten Wagen bald würden aufgeben müssen, sobald der in den aufgeweichten Waldwegen gründlich stecken blieb, doch er irrte sich. Die Zwerge waren kräftig wie Stiere, und die nach Osten führenden Wege erwiesen sich als grasbedeckt und nicht allzu schlammig. Es regnete noch immer pausenlos. Milva wurde trübsinnig und wütend; wenn sie sich eine Bemerkung abrang, dann höchstens, dass den Pferden jeden Moment das aufgeweichte Horn an den Hufen aufspringen könnte. Daraufhin leckte sich Zoltan Chivay die Lippen, sah sich die Hufe an und erklärte sich zu einem großen Meister in der Zubereitung von Pferdefleisch, womit er Milva zur Weißglut brachte.

Es hatte sich eine ständige Marschordnung eingespielt, deren Zentrum der abwechselnd gezogene Wagen bildete. Vor dem Wagen marschierte Zoltan, neben ihm ritt auf Pegasus Rittersporn, der sich mit dem Papagei zankte. Hinter dem Wagen ritten Geralt und Milva, am Ende trotteten die sechs Frauen aus Kernow.

Pfadfinder war meistens Percival Schuttenbach, der langnasige Gnom. Er stand zwar an Größe und Kraft hinter den Zwergen zurück, war ihnen aber an Ausdauer ebenbürtig und an Wendigkeit weit überlegen. Beim Marsch schlug er immerzu Haken, durchstöberte das Gebüsch, preschte vor und verschwand, worauf er plötzlich wieder auftauchte und mit nervösen, affenartigen Gesten von weitem zu verstehen gab, dass alles in Ordnung und der Weg frei war. Manchmal kam er zurück und erstattete rasch Bericht über Hindernisse auf dem Weg. Jedesmal, wenn er zurückkam, hatte er für die vier auf dem Wagen sitzenden Kinder eine Handvoll Beeren, Nüsse oder irgendwelche sonderbaren,aberoffensichtlich schmackhaften Stengel.

Sie kamen schrecklich langsam voran und marschierten drei Tage lang über Waldwege. Sie trafen auch keine Truppen, sahen weder Rauch noch Feuerschein. Dennoch waren sie nicht allein. Der Kundschafter Percival meldete ihnen mehrmals Gruppen von Flüchtlingen, die sich im Walde verborgen hielten. An etlichen solchen Gruppen zogen sie vorbei, und zwar schnell, denn die Mienen der mit Mistgabeln und Wagenrungen bewaffneten Bauern luden nicht zur Kontaktaufnahme ein. Es kam der Vorschlag auf, trotzdem zu versuchen, Verhandlungen aufzunehmen und die Frauen aus Kernow bei einer der Flüchtlingsgruppen zu lassen, aber Zoltan war dagegen, und Milva unterstützte ihn. Die Frauen drängten sich auch keineswegs danach, die Gesellschaft zu verlassen. Das war insofern merkwürdig, als sie sich den Zwergen gegenüber auffällig reserviert verhielten, mit einer furchtsamen Abneigung, kaum mit ihnen sprachen und sich bei jedem Halt abseits hielten.

Geralt schrieb das Verhalten der Frauen der Tragödie zu, die sie vor kurzem durchgemacht hatten, argwöhnte jedoch, dass auch die recht ungezwungenen Manieren der Zwerge zu dem Widerwillen beitrugen. Zoltan und seine Begleiter fluchten ebenso schmutzig und oft wie der Papagei namens Feldmarschall Duda, hatten aber ein reichhaltigeres Repertoire. Sie sangen schweinische Lieder, wobei sie übrigens Rittersporn tatkräftig unterstützte. Sie spuckten, rotzten in die Finger und furzten laut, was für gewöhnlich Anlass zu Gelächter, Witzen und Nachahmung gab. Ins Gebüsch gingen sie nur, wenn sie ein wirklich großes Geschäft zu erledigen hatten, bei kleineren machten sie sich nicht die Mühe, weit zu gehen. Das Letztere brachte schließlich Milva so auf, dass sie Zoltan ordentlich beschimpfte, als der am Morgen auf die noch warme Asche des Lagerfeuers pisste, ohne sich im mindesten um seine Umgebung zu kümmern. Der gescholtene Zoltan blieb ihr nichts schuldig und erklärte, dass sich nur solche Individuen bei derlei Tätigkeiten schamhaft versteckten, die heuchlerisch und perfide seien und zur Denunziation neigten, woran man sie für gewöhnlich auch erkenne. Auf die Bogenschützin machte die wortgewandte Entgegnung jedoch keinerlei Eindruck. Die Zwerge wurden mit einem reichen Bukett von Schimpfworten sowie mit sehr konkreten Drohungen bedacht, die dazu führten, dass alle anfingen, brav ins Gebüsch zu gehen. Um sich jedoch nicht in den Ruf perfider Denunzianten zu bringen, gingen sie in der Gruppe.

Rittersporn hingegen war in der neuen Gesellschaft sofort wie ausgewechselt. Der Dichter war mit den Zwergen ein Herz und eine Seele, zumal als sich erwies, dass einige von ihm gehört hatten und sogar seine Balladen und Couplets kannten. Rittersporn stand hinter Zoltans Gesellschaft in nichts zurück. Er trug eine den Zwergen abgeluchste Steppjacke, das ramponierte Hütchen mit der Feder ersetzte er durch eine kecke Mardermütze. Er hatte einen breiten, messingbeschlagenen Gürtel umgelegt, hinter den er ein als Geschenk erhaltenes Messer von mörderischem Aussehen steckte. Mit diesem Messer stach er sich für gewöhnlich jedesmal in die Leistengegend, wenn er sich zu bücken versuchte. Zum Glück verlor er den martialischen Dolch bald irgendwo, und einen neuen bekam er nicht.

Sie zogen durch die dichten Wälder, die an den Flanken des Turlough wuchsen. Die Wälder wirkten wie ausgestorben, es gab keine Spur von Wild, das offensichtlich von den Truppen und den Flüchtlingen vergrämt worden war. Es gab nichts, worauf man hätte Jagd machen können, doch Hunger drohte ihnen vorerst nicht. Die Zwerge hatten eine Menge Proviant dabei. Als der aber zu Ende ging – und das geschah bald, denn es waren viele Mäuler zu stopfen –, verschwanden Yazon Varda und Munro Bruys, kaum dass es dunkel wurde, und nahmen einen leeren Sack mit. Als sie gegen Morgen zurückkehrten, hatten sie zwei Säcke, beide voll. In einem war Pferdefutter, im anderen fanden sich Graupen, Mehl, getrocknetes Rindfleisch, ein kaum angebrochener Laib Käse und sogar ein riesiger Kindziuk – eine Spezialität in Gestalt einesmitInnereiengefüllten Schweinemagens, der zwischen zwei Brettern in Form eines Blasebalgs gepresst worden war.

Geralt konnte sich denken, woher die Beute stammte. Er sagte zunächst nichts dazu, sondern wartete auf einen passenden Moment. Als er mit Zoltan allein war, erkundigte er sich höflich, ob er nichts Verwerfliches darin sehe, andere Flüchtlinge zu bestehlen, die doch nicht weniger hungrig als sie selbst seien und ebenso ums Überleben kämpften. Der Zwerg erwiderte mit ernster Miene, ihm sei das eigentlich sehr peinlich, aber so sei nun mal sein Charakter.

»Mein riesiger Fehler«, erklärte er, »ist meine uneingeschränkte Gutherzigkeit. Ich muss einfach Gutes tun. Ich bin jedoch ein vernünftiger Zwerg und weiß, dass ich außerstande bin, allen Gutes zu erweisen. Wenn ich versuchen würde, gut zu allen zu sein, zu der ganzen Welt und allen darauf lebenden Wesen, wäre das ein Tropfen auf den heißen Stein, mit anderen Worten, vergebliche Mühe. Daher habe ich beschlossen, etwas konkret Gutes zu tun, etwas, das nicht vertan ist. Ich bin gut zu mir selbst und zu meiner unmittelbaren Umgebung.« Geralt stellte weiter keine Fragen.

Bei einem der Biwaks plauderten Geralt und Milva länger mit Zoltan Chivay, dem unverbesserlichen und zwanghaften Altruisten. Was den Verlauf der Kriegshandlungen anging, zeigte sich der Zwerg wohlinformiert.

Zumindest machte er den Eindruck.

»Der Angriff«, erzählte er, während er alle naselang den fluchenden Feldmarschall Duda zum Schweigen brachte, »ging von Drieschot aus, bei Anbruch des siebten Tages nach Lammas. Zusammen mit Nilfgaard marschierte die verbündete Verdener Armee, denn Verden ist, wie ihr wisst, jetzt ein kaiserliches Protektorat. Sie rückten rasch vor, ließen alle Dörfer hinter Drieschot in Flammen aufgehen und fegten die Truppen von Brugge hinweg, die dort in den Vorposten stationiert waren. Gegen die Festung Dillingen aber warf sich über die Jaruga hinweg die Nilfgaarder Schwarze Infanterie. Sie überquerten den Fluss an der Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Sie haben eine Schiffsbrücke gebaut, in einem halben Tag, könnt ihr das glauben?«

»Wir werden an alles glauben müssen«, murmelte Milva. »Wart ihr in Dillingen, als es losging?«

»In der Umgebung«, antwortete der Zwerg ausweichend. »Als uns die Nachricht von dem Angriff erreichte, waren wir schon zur Stadt Brugge unterwegs. Auf der Landstraße brach ein schreckliches Tohuwabohu aus, die Straße war schwarz von Flüchtlingen, die einen strömten von Süden nach Norden, die anderen in die Gegenrichtung. Sie verstopften die Straße, und so sind wir entkommen. Aber Nilfgaard war, wie sich zeigte, praktisch sowohl hinter als auch vor uns. Die Truppen, die von Drieschot her gekommen waren, müssen sich geteilt haben. Ich denke, ein großes Reitergeschwader ist in den Nordosten gegangen, zur Stadt Brügge.«

»Dann sind die Schwarzen schon nördlich vom Turlough. Das heißt, wir sind in der Mitte, zwischen zwei Geschwadern. Im Leeren.«

»In der Mitte«, gab der Zwerg zu. »Aber nicht im Leeren. Den kaiserlichen Haufen decken Eichhörnchen die Flanken, Freiwillige aus Verden und alle möglichen Freischaren, und die sind noch schlimmer als die Nilfgaarder. Solche waren es, die Kernow niedergebrannt haben und danach um ein Haar uns erwischt hätten, wir haben gerade noch in die Wälder verschwinden können. Jetzt dürfen wir die Nase nicht aus dem Walde herausstecken. Und müssen aufpassen. Wir gehen zur Alten Straße und dann an der Chotla entlang zur Ina, und an der Ina müssen wir auf die temerischen Truppen treffen. Die Krieger König Foltests haben sich sicherlich schon von der Überraschung erholt und sind den Nilfgaardern entgegengetreten.«

»Schön wär's«, sagte Milva und blickte zum Hexer hin. »Der Haken ist nämlich, dass uns dringliche und wichtige Angelegenheiten in den Süden rufen. Wir dachten, wir könnten vom Turlough nach Süden vorstoßen, zur Jaruga.«

»Ich weiß nicht, was für Angelegenheiten euch dorthin rufen.« Zoltan beäugte sie misstrauisch. »Sie müssen jedenfalls sehr dringlich und wichtig sein, um den Hals dafür zu riskieren.«

Er endete mit einem fragenden Unterton, doch niemand beeilte sich mit Erklärungen.

Der Zwerg kratzte sich am Hintern, räusperte sich, spuckte aus. »Ich würde mich nicht wundern«, sagte er schließlich, »wenn Nilfgaard schon beide Ufer der Jaruga bis zur Mündung der Ina in der Hand hätte. An welchen Ort an der Jaruga müsst ihr?«

»An keinen bestimmten«, entschloss sich Geralt zu antworten. »Hauptsache, am Fluss. Ich will mit einem Boot zur Mündung fahren.«

Zoltan schaute ihn an und begann zu lachen. Er verstummte sofort wieder, als er begriff, dass das kein Scherz war.

»Ich muss zugeben«, sagte er nach einer Weile, »dass euch ziemlich ausgefallene Routen vorschweben. Aber lasst diese Einfälle sein. Der ganze Süden von Brugge steht in Flammen; ehe ihr die Jaruga erreicht, setzen sie euch auf Pfähle oder treiben euch in Ketten nach Nilfgaard. Und selbst wenn es euch durch irgendein Wunder gelingt, den Fluss zu erreichen, habt ihr nicht die geringste Chance, bis zur Mündung zu fahren. Ich habe euch von der Schiffsbrücke erzählt, die von Cintra aus über den Fluss geschlagen worden ist. Diese Brücke, das weiß ich, wird bei Tag und Nacht streng bewacht, da kommt nichts den Fluss entlang, höchstens ein Lachs. Eure dringlichen und wichtigen Angelegenheiten werden sich etwas weniger dringlich und wichtig fühlen müssen. Über den eigenen Arsch springt man nicht hinaus. So sehe ich die Sache.«

Milvas Gesichtsausdruck und Blick ließen deutlich erkennen, dass sie die Sache ähnlich sah. Geralt sagte nichts dazu. Er fühlte sich sehr schlecht. An den Knochen des linken Unterarms und am rechten Knie nagten noch immer die unsichtbaren Hauer eines dumpfen, entnervenden Schmerzes, verstärkt von der Anstrengung und der allgegenwärtigen Feuchtigkeit. Ihn plagten auch quälende, deprimierende, überaus unangenehme Empfindungen, fremdartige Empfindungen, die er bisher nicht gekannt hatte, mit denen er nicht zurechtkam.

Ohnmacht und Resignation.

Nach zwei Tagen hörte es auf zu regnen, die Sonne kam hervor. Die Wälder atmeten Dunst und einen Nebel, der sich rasch auflöste, die Vögel begannen, das ihnen vom Regen aufgezwungene Schweigen mit Macht wettzumachen. Zoltans Laune besserte sich, er ordnete einen längeren Halt an und versprach, danach würden sie schneller vorankommen und die Alte Straße in höchstens einem Tag erreichen.

Die Frauen aus Kernow verzierten alle Äste in der Umgebung mit dem Schwarz und Grau ihrer zum Trocknen aufgehängten Oberbekleidung, sie selbst, nur im Hemd, versteckten sich schamhaft im Gebüsch und kochten Essen. Die ausgezogenen Kinder spielten nach Herzenslust und störten die würdevolle Ruhe des dampfenden Waldes auf verschiedenerlei auserlesene Weise. Rittersporn schlief sich nach der Anstrengung aus. Milva verschwand.

Die Zwerge erholten sich aktiv. Figgis Merluzzo und Munro Bruys machten sich zum Pilzesammeln auf. Zoltan, Yazon Varda, Caleb Stratton und Percival Schuttenbach setzten sich unweit des Wagens hin und spielten unermüdlich Schlagwetter, ihr liebstes Kartenspiel, dem sie jeden freien Augenblick widmeten, sogar an den vorangegangenen, nassen Abenden hatten sie gespielt.

Der Hexer setzte sich manchmal hinzu und kiebitzte, so auch jetzt. Die komplizierten Regeln dieses typischen Zwergenspiels verstand er immer noch nicht, doch ihn fesselten die außerordentlich seltsame Ausführung der Karten und die Zeichnung der Figuren. Im Vergleich zu den Karten, mit denen die Menschen spielten, waren die der Zwerge wahre Meisterwerke der Druckerkunst. Geralt überzeugte sich zum wiederholten Male, dass die Technik des bärtigen Volkes keineswegs nur auf dem Gebiet von Bergbau, Hüttenwesen und Metallurgie weit fortgeschritten war. Dass im konkreten Fall der Spielkarten die Zwerge trotz ihrer Fähigkeiten kein Marktmonopol erlangt hatten, lag daran, dass Karten bei den Menschen immer noch weniger beliebt waren als Würfel, und die Glücksspieler unter den Menschen gehörten nicht zu den Leuten, die auf Ästhetik Wert legten. Kartenspieler unter den Menschen, die zu beobachten der Hexer mehrfach Gelegenheit gehabt hatte, spielten immer mit zerfledderten Pappstücken, die derart schmutzig waren, dass man sie, ehe man sie auf den Tisch legte, von den Fingern abklauben musste. Die Figuren waren so schludrig gezeichnet, dass sich die Jungfer vom Unter nur dadurch unterscheiden ließ, dass Letzterer auf einem Pferd saß. Wobei das Pferd eher an einen verkrüppelten Iltis erinnerte.

Die Bilder auf den Karten der Zwerge schlossen derlei Irrtümer aus. Der gekrönte König war wahrlich königlich, die Jungfer vollbusig und schön, und der mit einer Hellebarde bewaffnete Unter trug einen kecken Schnurrbart. Diese Figuren hießen in der Zwergensprache Hraval, Vaina und Ballet, doch Zoltan und seine Gefährten benutzten beim Spiel die Gemeinsprache und die Bezeichnungen der Menschen.

Die Sonne wärmte, der Wald dampfte, Geralt kiebitzte.

Das Grundprinzip des Zwergenspiels war etwas, das an eine Versteigerung auf dem Pferdemarkt erinnerte – sowohl was die Intensität als auch was den Stimmeinsatz der Bietenden betraf, insbesondere, wenn der Gegner »Schlagwetter« bot, also den Einsatz verdoppelte. Anschließend versuchte das Paar, das den höchsten »Preis« geboten hatte, möglichst viele Stiche zu bekommen, was das andere Paar mit allen Mitteln zu verhindern suchte. Das Spiel verlief laut und heftig, und neben jedem Spieler lag ein dicker Stock. Zugeschlagen wurde mit dem Stock selten, gefuchtelt aber oft.

»Was spielst du denn, du Hornochse? Du vernagelter Holzkopf? Wieso bringst du Eicheln statt Herzen? Denkst du, ich habe aus Jux und Tollerei von den Herzen abgespielt? Ach, man müsste einen Knüppel nehmen und ihn dir über den dummen Nischel hauen!«

»Ich hatte viermal Eicheln mit dem Unter, ich dachte, ich kann schneiden!«

»Viermal Eicheln, na klar! Hast wohl die am eigenen Pimmel mitgezählt, weil du die Karten zu tief gehalten hast. Streng dein bisschen Grips an, Stratton, du bist hier nicht an der Universität! Hier wird Karten gespielt! Na, mit einem guten Blatt spielt auch meine Oma auf der Klammerkiste. Du gibst, Varda.«

»Ein Fladen in Eicheln.«

»Kleiner Haufen in Kullern!«

»Spielt der König an den Kullern, muss er nachher lange pullern. Doppel in Blättern!«

»Schlagwetter!«

»Schlafnicht,Caleb.EinDoppelmit Schlagwetter ist geboten. Was sagst du?«

»Großer Haufen in Eicheln!«

»Ich passe. Haaa! Und nun? Kommt kein Schlagwetter? Kalte Füße, Söhnchen? Du kommst, Varda. Percival, wenn du ihm noch mal zuzwinkerst, dann verpass ich dir so'n Ding auf die Lichter, dass du bis zum Winter nicht mehr zwinkern kannst.«

»Unter.«

»Jungfer!«

»Und König! Drauf auf die Jungfer! Mein Stich, und haha, ich hab noch Herzen, soll keiner sagen, dass ich herzlos bin. Unter, Banner, Neun...«

»Und Trumpf drauf! Lässt du keine Trümpfe sehn, musst du Klinken putzen gehn! Und jetzt Kullern! Aha, Zoltan? Da drückt dich der Schuh?«

»Schaut ihn euch an, den beschissnen Gnom. Ach, ich sollte den Knüppel nehmen ...«

Ehe Zoltan den Stock gebrauchen konnte, drang vom Walde her ein durchdringender Schrei zu ihnen.

Geralt sprang als Erster auf. Er fluchte beim Laufen, denn wieder stach ihm der Schmerz durchs Knie. Gleich hinter ihm eilte Zoltan Chivay, der sich sein mit Katzenfellen umwickeltes Schwert vom Wagen geschnappt hatte. Percival Schuttenbach und die übrigen Zwerge liefen ihnen nach, mit Stöcken bewaffnet, von hinten her folgte Rittersporn, den der Schrei geweckt hatte. Seitlich aus dem Wald stürzten Figgis und Munro hervor. Die beiden Zwerge ließen die Körbe mit den Pilzen fallen, fingen die Kinder und zogen sie weg. Wie aus dem Nichts tauchte Milva auf, zog im Laufen einen Pfeil aus dem Köcher und zeigte dem Hexer die Stelle, wo das Schreien herkam. Das wäre nicht nötig gewesen. Geralt hörte, sah und wusste schon, was los war.

Es schrie eins von den Kindern, ein sommersprossiges, vielleicht neunjähriges Mädchen mit Zöpfen. Sie stand wie angewurzelt ein paar Schritt vor einem Haufen vermoderter Baumstämme. Geralt sprang blitzschnell herzu, packte sie unter den Achseln, dass der schrille, hohe Schrei abbrach, und registrierte aus den Augenwinkeln die Bewegung zwischen den Stämmen. Er wich rasch zurück und traf auf Zoltan und seine Zwerge. Milva, die die Bewegung zwischen den Stämmen ebenfalls wahrgenommen hatte, spannte den Bogen.

»Nicht schießen«, zischte er. »Nimm das Kind hier weg, rasch. Und ihr, zurück mit euch. Aber ruhig. Keine heftigen Bewegungen!«

Zunächst schien es ihnen, als bewege sich einer der modrigen Holzklötze, als gedenke er von dem in Sonnenlicht getauchten Haufen zu klettern und zwischen den Bäumen Schatten zu suchen. Erst genaueres Hinsehen ließ für einen Holzklotz untypische Einzelheiten erkennen – insbesondere vier Paar dünne Beine mit klumpenförmigen Gelenken, die einen schmutzbedeckten, fleckigen und krebsartig in Segmente unterteilten Panzer überragten.

»Nur ruhig«, wiederholte Geralt leise.

»Provoziert ihn nicht. Lasst euch von seiner scheinbaren Reglosigkeit nicht irreführen. Er ist nicht aggressiv, aber er kann sich blitzschnell bewegen. Wenn er sich bedroht fühlt, kann er angreifen, und gegen sein Gift gibt es keine Gegengifte.«

Das Geschöpf kroch langsam auf den Haufen. Es betrachtete Menschen und Zwerge, wobei es die auf Stielen sitzenden Augen langsam hin und her wendete. Es bewegte sich fast nicht. Es putzte sich die Enden seiner Beine, indem es sie der Reihe nach anhob und sorgfältig mit beeindruckenden, scharfen Kieferzangen abtastete.

»So viel Geschrei«, erklärte plötzlich ungerührt Zoltan, der sich neben den Hexer gestellt hatte, »ich dachte schon, es ist was wirklich Schlimmes. Zum Beispiel ein Kavallerist aus einer Verdener Jägereinheit. Oder ein Staatsanwalt. Dabei ist es bloß so ein etwas groß gewordenes spinnenmäßiges Schalentier. Man muss zugeben, die Natur bringt sonderbare Formen zustande.«

»Nicht mehr«, erwiderte Geralt. »Was dort sitzt, ist ein Augenköpfler. Ein Geschöpf des Chaos. Ein aussterbendes postkonjunktionales Relikt, wenn du weißt, wovon ich rede.«

»Klar weiß ich das.« Der Zwerg blickte ihm in die Augen. »Obwohl ich kein Hexer bin, 'n Fachmann für das Chaos und solche Kreaturen. Na, jetzt bin ich aber gespannt, was der Hexer mit diesem postkonjunktionalen Relikt anfangen wird. Genauer gesagt, ich bin neugierig, wie der Hexer das machen wird. Benutzt du dein eigenes Schwert oder nimmst du lieber meinen Sihill?«

»Eine schöne Waffe.« Der Hexer warf einen Blick auf das Schwert, das Zoltan aus der mit Katzenfellen umwickelten Scheide zog, die in Stocklack gearbeitet war. »Aber ich werde sie nicht brauchen.«

»Interessant«, wiederholte Zoltan. »Wir sollen also dastehen und einander angucken? Abwarten, bis das Relikt sich bedroht fühlt? Oder vielleicht umkehren und die Nilfgaarder zu Hilfe rufen? Was schlägst du vor, Ungeheuertöter?«

»Bringt mir vom Wagen einen Schöpflöffel und den Deckel von dem kleinen Kessel.«

»Was?«

»Diskutier nicht mit dem Fachmann, Zoltan«, ließ sich Rittersporn vernehmen.

Percival Schuttenbach sprang zum Wagen und brachte im Handumdrehen die verlangten Gegenstände herbei. Der Hexer zwinkerte der Gesellschaft zu, worauf er aus Leibeskräften mit dem Schöpflöffel auf den Deckel zu schlagen begann.

»Genug! Genug!«, schrie kurz darauf Zoltan Chivay und hielt sich die Ohren zu. »Du machst die Kelle kaputt, verdammt! Das Schalenvieh ist weg! Es ist schon verschwunden, zum Teufel!«

»Und wie!«, sagte Percival begeistert. »Dass es nur so staubte! Es ist nass, und trotzdem hat es gestaubt, so wahr ich hier stehe!«

»Der Augenköpfler«, erklärte Geralt gelassen, während er den Zwergen die leicht eingedellten Küchenutensilien zurückgab, »hat ein ungewöhnlich feines und empfindliches Gehör. Er hat keine Ohren, aber er hört sozusagen mit dem ganzen Körper. Vor allem metallische Geräusche erträgt er nicht. Sie bereiten ihm Schmerzen...«

»Sogar im Arsch«, fiel ihm Zoltan ins Wort.

»Ich weiß das, weil es mir genauso ging, als du angefangen hast, auf den Deckel zu hauen. Wenn das Monstrum ein empfindlicheres Gehör als ich hat, dann hat es mein Mitgefühl. Es wird doch nicht wiederkommen? Ein paar seinesgleichen mitbringen?«

»Ich glaube nicht, dass es auf der Welt noch viele von seinesgleichen gibt. Der Augenköpfler selber wird mit Sicherheit auch nicht so bald hierher zurückkehren. Es gibt nichts zu fürchten.«

»Über Ungeheuer werde ich nicht diskutieren«, sagte der Zwerg missmutig.

»Aber dein Konzert für Blechinstrumente war bestimmt bis zu den Skellige-Inseln zu hören, ich würde nicht ausschließen, dass irgendwelche Musikfreunde schon hierher unterwegs sind, sie sollten uns besser nicht antreffen, wenn sie hier sind. Wir brechen das Lager ab, Jungs! He, Mädels, anziehen und Kinder durchzählen! Abmarsch, dalli!«

Als sie zum Nachtlager Halt machten, beschloss Geralt, Unklares zu klären. Zoltan Chivay setzte sich diesmal nicht zum Schlagwetterspielen, also war es nicht schwierig, ihn zu einem offenen Gespräch unter Männern an eine abgelegene Stelle zu ziehen. Er begann ohne Umschweife.

»Sag, woher hast du gewusst, dass ich Hexer bin?«

Der Zwerg schaute ihn groß an und lachte kurz auf. »Ich könnte jetzt mit meinem Scharfblick angeben. Ich könnte sagen, dass ich bemerkt habe, wie sich deine Augen nach Einbruch der Dämmerung und im prallen Sonnenlicht verändern. Ich könnte auch geltend machen, dass ich ein Zwerg von Welt bin und schon des öfteren von Geralt von Riva gehört habe. Aber die Wahrheit ist sehr banal. Du bist diskret, aber dein Freund, der Barde, singt und redet, er kann den Mund nicht halten. Daher weiß ich, welchen Beruf du hast.«

Geralt verkniff sich die nächste Frage. Und er tat gut daran.

»Also gut«, fuhr Zoltan fort. »Rittersporn hat alles ausgeplaudert. Er muss gespürt haben, dass wir Offenheit schätzen, und dass wir euch freundlich gesinnt sind, brauchte er ja nicht zu spüren, denn aus unserer Gesinnung machen wir kein Hehl. Kurzum: Ich weiß, warum du so eilig nach Süden willst. Ich weiß, was für wichtige und eilige Angelegenheiten dich nach Nilfgaard führen. Ich weiß, wen du dort zu suchen gedenkst. Und nicht nur aus dem Gerede des Dichters. Ich habe vor dem Krieg in Cintra gewohnt und die Geschichten von dem Überraschungskind und dem weißhaarigen Hexer gehört, dem das Kind vorherbestimmt war.«

Auch diesmal enthielt sich Geralt eines Kommentars.

»Der Rest«, fuhr der Zwerg fort, »ist schon eine Frage der Beobachtung. Du hast dieses spinnenmäßige Scheusal laufen lassen, obwohl du Hexer bist, und Sache der Hexer ist es ja, solche Monster zu erledigen. Aber das Ungeheuer hat deinem Überraschungskind nichts getan, also hast du das Schwert stecken lassen, es nur verscheucht, indem du auf den Deckel gehauen hast. Weil du jetzt kein Hexer bist, sondern ein edler Ritter, der einer geraubten und gekränkten Jungfrau zu Hilfe eilt.

Du durchbohrst mich immer noch mit Blicken«, fügte er hinzu, als er nach wie vor keine Antwort erhielt. »Witterst noch immer Verrat, bist unruhig, dass sich das offenbarte Geheimnis womöglich gegen dich kehren könnte. Mach dir keine Gedanken. Wir werden zusammen zur Ina gehen, einander helfen, einander unterstützen. Du hast dasselbe Ziel vor dir wie wir: überleben und weiterleben. Um die edle Mission fortzusetzen. Oder einfach nur zu leben, aber so, dass man sich in der Stunde des Todes nicht zu schämen braucht. Du denkst, dass du dich verändert hast. Dass sich die Welt verändert hat. Aber diese Welt ist ja noch dieselbe wie vorher. Und du bist noch derselbe wie vorher. Mach dir keine Gedanken.

Gib die Idee auf, dich von uns zu trennen«, setzte Zoltan seinen Monolog fort, ohne sich vom Schweigen des Hexers beirren zu lassen,

»und allein in den Süden zu reisen, durch Brugge und Sodden an die Jaruga. Du musst einen anderen Weg nach Nilfgaard suchen. Wenn du willst, rate ich dir...«

»Rate mir nichts.« Geralt massierte sich das Knie, in dem der Schmerz seit mehreren Tagen anhielt. »Rate mir nichts, Zoltan.«

Er fand Rittersporn, der bei den Schlagwetter dreschenden Zwergen kiebitzte. Wortlos nahm er den Dichter beim Ärmel und zog ihn in den Wald. Rittersporn begriff sofort, worum es ging, ihm genügte ein Blick ins Gesicht des Hexers.

»Plappermaul«, sagte Geralt leise.

»Plaudertasche. Quasselstrippe. Einen Knoten hätte man dir in die Zunge machen sollen, du Blödian. Eine Gebissstange zwischen die Zähne stopfen.«

Der Troubadour schwieg, zog aber eine trotzige Miene. »Als es sich herumsprach, dass ich angefangen habe, mich mit dir abzugeben«, fuhr der Hexer fort, »haben sich manche klugen Leute über diese Bekanntschaft gewundert. Es hat sie erstaunt, dass ich dir erlaube, mich auf meinen Reisen zu begleiten. Sie haben mir geraten, dich irgendwo in der Einöde auszurauben, zu erwürgen, in eine Grube zu werfen und Stroh drüberzustreuen. Wahrlich, es tut mir leid, dass ich nicht auf sie gehört habe.«

»War das denn wunder was für ein Geheimnis, wer du bist und was du vorhast?«, brauste Rittersporn plötzlich auf. »Sollen wir uns vor allen verstecken und verstellen? Diese Zwerge ... das sind doch sozusagen unsere Gefährten ...«

»Ich habe keine Gefährten«, knurrte Geralt.

»Ich hab keine. Und ich will keine haben. Ich brauche keine. Verstehst du?«

»Klar versteht er«, sagte Milva hinter seinem Rücken. »Und ich verstehe es auch. Du brauchst niemanden, Hexer. Das zeigst du oft.«

Er drehte sich heftig um. »Ich führe keinen Privatkrieg. Ich brauche keine wackeren Burschen als Gefährten, weil ich nicht nach Nilfgaard gehe, um die Welt zu retten, das Reich des Bösen zu stürzen. Ich gehe zu Ciri. Darum kann ich allein gehen. Entschuldigt, wenn das nicht schön klingt, aber der Rest kümmert mich nicht. Und jetzt geht. Ich will allein sein.«

Als er sich nach einer Weile umwandte, stellte er fest, dass nur Rittersporn gegangen war.

»Ich hatte wieder einen Traum«, sagte er knapp. »Milva, ich verliere Zeit. Ich verliere Zeit! Sie braucht mich. Sie braucht Rettung.«

»Rede«, sagte sie leise. »Rede es dir von der Seele. So schlimm es auch sein mag, rede.«

»Es war nicht schlimm. In meinem Traum... Sie tanzte. Tanzte in irgendeiner verrauchten Hütte. Und sie war, verdammt nochmal, glücklich. Musik spielte, jemand schrie ... Die ganze Hütte wackelte vor Geschrei und Gefiedel... Sie aber tanzte, tanzte, stampfte mit den Absätzen... Und über dem Dach dieser verdammten Hütte, in der kalten Nachtluft ... tanzte der Tod. Milva... Maria... Sie braucht mich.«

Milva wandte den Blick ab. »Nicht nur sie«, flüsterte sie.

So, dass er es nicht hörte.

Beim nächsten Halt interessierte sich der Hexer für den Sihill, das Schwert Zoltans, auf das er während des Zwischenfalls mit dem Augenköpfler einen Blick hatte werfen können. Der Zwerg ließ sich nicht lange bitten, wickelte die Waffe aus den Katzenfellen und zog sie aus der Lackscheide.

Das Schwert war ungefähr vierzig Zoll lang, wog jedoch nicht mehr als fünfunddreißig Unzen. Über eine große Länge hin mit geheimnisvollen Runenzeichen bedeckt, hatte die Klinge eine blaue Färbung und war scharf wie ein Rasiermesser, mit ein wenig Übung hätte man sich damit rasieren können. Der zwanzigzöllige, über Kreuz mit Streifen von Eidechsenhaut umwickelte Griff hatte anstatt eines Knaufs einen walzenförmigen Beschlag, das Stichblatt war sehr klein und meisterhaft ausgeführt.

»Ein schönes Stück.« Geralt vollführte mit dem Sihill eine kurze, sausende Mühle, markierte einen schnellen Schlag von links und den blitzschnellen Übergang zu einer Parade aus der Dexter-Sekond. »Wirklich ein schönes Stück Eisen.«

»Ha!«, schnaubte Percival Schuttenbach. »Ein Stück Eisen! Nimm es und schau es dir genauer an, sonst nennst du es womöglich noch ein Stück Rettich.«

»Ich hatte einmal ein besseres Schwert.«

»Das will ich nicht bestreiten«, sagte Zoltan achselzuckend. »Denn es stammte gewiss aus einer unserer Schmieden. Ihr Hexer könnt mit Schwertern herumfuchteln, aber ihr macht sie ja nicht selber. Solche Schwerter werden nur bei uns geschmiedet, in Mahakam, am Berge Carbon.«

»Die Zwerge schmelzen den Stahl«, fügte Percival Schuttenbach hinzu, »und schmieden die damaszierten Klingen. Aber wir sind es, die Gnomen, die sich mit dem Schleifen und Schärfen befassen. In unseren Werkstätten. Nach unserer Gnomentechnik, wie wir früher einmal unsere Gwyhyre angefertigt haben, die besten Schwerter der Welt.«

»Das Schwert, das ich jetzt trage« – Geralt zog die Klinge blank –, »stammt aus dem Brokilon, aus den Katakomben von Craag An. Ich habe es von den Dryaden bekommen. Eine erstklassige Waffe, dabei aber weder von den Zwergen noch von den Gnomen. Das ist eine Elfenklinge, an die hundert oder zweihundert Jahre alt.«

»Er kennt sich überhaupt nicht aus!«, rief der Gnom, nahm das Schwert in die Hand und fuhr mit den Fingern darüber. »Fertiggestellt haben es die Elfen, das stimmt. Griff, Stichblatt und Knauf. Von den Elfen stammen die Ätzung, die Gravur, die Ziselierung und andere Verzierungen. Aber die Klinge wurde in Mahakam geschmiedet und geschärft. Und sie ist wirklich vor ein paar hundert Jahren geschmiedet worden, denn man sieht sofort, dass das minderwertiger Stahl ist und die Verarbeitung primitiv. Da, leg Zoltans Sihill daneben, siehst du den Unterschied?«

»Ich sehe. Mein Schwert macht nicht den Eindruck, dass es schlechter ausgeführt ist.«

Der Gnom schnaubte und winkte ab.

Zoltan lächelte herablassend. »Eine Klinge«, erklärte er belehrend, »soll schneiden, nicht Eindruck machen, und sie wird nicht nach dem Eindruck bewertet. Die Sache ist die, dass es sich bei deinem Schwert um eine gewöhnliche Zusammensetzung von Stahl und Eisen handelt, die Klinge von meinem aber ist aus einer Legierung geschmiedet, die mit Graphit und Borax veredelt worden ist...«

»Moderne Technik!«, konnte Percival nicht an sich halten, ein wenig ereifert, denn die Rede kam unweigerlich auf Dinge, in denen er sich gut auskannte. »Die Konstruktion und Zusammensetzung der Klinge, zahlreiche Schichten des weichen Eisenkerns mit aufgeschweißtem hartem, keinem weichen Stahl...«

»Langsam, langsam«, beschwichtigte ihn der Zwerg. »Einen Metallurgen wirst du nicht aus ihm machen, Schuttenbach, langweile ihn nicht mit Einzelheiten. Ich werde es ihm einfach erklären. Guter, harter Magnetitstahl, Hexer, lässt sich unerhört schlecht schärfen. Warum? Weil er hart ist! Wenn einem die Technik fehlt, wie früher uns und euch noch immer, und man ein scharfes Schwert haben will, wird auf die gehärtete Stahlseele der Klinge an den Rändern weicher Stahl aufgeschweißt, der der Bearbeitung weniger Widerstand entgegensetzt. Mit dieser vereinfachten Methode ist dein Schwert aus dem Brokilon geschmiedet worden. Moderne Klingen werden umgekehrt ausgeführt – weiche Seele, harte Schneiden. Das Schleifen ist zeitaufwendig und erfordert, würde ich sagen, fortschrittliche Technik. Aber im Ergebnis kann man eine Klinge erhalten, mit der man in der Luft ein hochgeworfenes Batisttüchlein durchschneiden kann.«

»Lassen sich mit deinem Sihill solche Kunststücke machen?«

»Nein.« Der Zwerg lächelte. »Die Klingen, die so geschärft wurden, kann man an den Fingern abzählen, und selten hat eine Mahakam verlassen. Aber ich garantiere dir, die Schale von diesem staksigen Krebsvieh hätte dem Sihill keinen nennenswerten Widerstand entgegengesetzt. Du hättest es in Portionen zerlegt und dich nicht einmal angestrengt.«

Die Diskussion über Schwerter und Metallurgie dauerte noch einige Zeit an. Geralt hörte interessiert zu, gab eigene Erfahrungen zum Besten, vervollständigte sein Wissen, fragte nach diesem und jenem, betrachtete und erprobte Zoltans Sihill. Er wusste noch nicht, dass er schon anderntags gezwungen sein würde, die Theorie durch Praxis zu ergänzen.

Das erste Anzeichen, dass in der Gegend Menschen wohnten, war ein von Spänen und Borke umgebener gleichmäßiger Stapel gesägten Holzes, den Percival Schuttenbach bei einem seiner Erkundungsgänge am Waldweg entdeckte.

Zoltan hielt den Zug an und schickte den Gnom weiter voraus. Percival verschwand, doch eine halbe Stunde später kam er zurückgerannt, aufgeregt und außer Atem, und gestikulierte schon von weitem. Er kam heran, doch statt sofort mit dem Bericht zu beginnen, fasste er sich mit den Fingern an die lange Nase und schneuzte sich kräftig, dass es wie das Blasen eines Alphorns klang.

»Mach die Tiere nicht scheu«, knurrte Zoltan Chivay. »Und rede. Was liegt da vor uns?«

»Eine Siedlung«, japste der Gnom und wischte sich die Finger an den Schößen seiner mit zahlreichen Taschen versehenen Jacke ab.

»Auf einer Lichtung. Drei Hütten, eine Scheune, ein paar Lehmkaten... Auf dem Hof läuft ein Hund umher, und aus einem Schornstein raucht es. Da wird Essen gekocht. Hafergrütze, und zwar mit Milch.«

»Was denn, warst du in der Küche?« Rittersporn lachte. »Hast du in die Töpfe geschaut? Woher weißt du, dass es Hafergrütze ist?«

Der Gnom bedachte ihn mit einem herablassenden Blick, und Zoltan fauchte zornig. »Beleidige ihn nicht, Dichter. Er riecht Fressalien auf eine Meile. Wenn er sagt, dass es Hafergrütze ist, dann ist es Hafergrütze. Verdammt, das gefällt mir gar nicht.«

»Wieso? Mir gefällt Hafergrütze. Ich würde gern welche essen.«

»Zoltan hat recht«, sagte Milva. »Und du sei still, Rittersporn, denn hier geht's nicht um Dichtkunst. Wenn es Hafergrütze mit Milch ist, dann gibt es dort eine Kuh. Aber ein Bauer, wenn er Rauch von einem Brand sieht, nimmt seine Kuh und verschwindet im Dickicht. Warum ist ausgerechnet der nicht verschwunden? Lasst uns in den Wald abbiegen, einen Bogen schlagen. Das riecht mir nach Unheil.«

»Gemach, gemach«, murmelte der Zwerg.

»Fliehen können wir immer noch. Aber vielleicht ist der Krieg schon vorüber? Vielleicht hat sich endlich die temerische Armee in Bewegung gesetzt? Was wissen wir denn hier in diesem Dickicht? Vielleicht hat es irgendwo eine Entscheidungsschlacht gegeben, vielleicht ist Nilfgaard zurückgedrängt worden, vielleicht liegt die Front hinter uns, die Bauern und die Kühe kehren nach Hause zurück? Wir müssen es überprüfen, auskundschaften. Figgis, Munro, ihr beiden bleibt hier und haltet die Augen offen. Wir aber gehen auf Erkundung. Wenn keine Gefahr droht, rufe ich wie ein Sperber.«

»Wie ein Sperber?« Munro Bruys wackelte unruhig mit dem Bart. »Du hast doch keine Ahnung, wie man Vogelstimmen nachmacht, Zoltan.«

»Genau darum geht es. Wenn ihr eine seltsame Stimme hört, die nach nichts Bekanntem klingt, das bin ich. Percival, geh voran. Geralt, kommst du mit?«

»Wir kommen alle mit.« Rittersporn stieg vom Pferd. »Wenn das irgendein Hinterhalt ist, sind wir in einer großen Gruppe sicherer.«

»Ich lasse euch den Feldmarschall da.« Zoltan nahm den Papagei von der Schulter und gab ihn Figgis Merluzzo. »Der Vogel ist imstande, lauthals zu fluchen, und die unbemerkte Annäherung ist im Eimer. Gehen wir.«

Percival führte sie rasch an den Waldrand, in ein dichtes Gebüsch von wildem Flieder. Hinter dem Gebüsch fiel das Gelände leicht ab, dort türmte sich ein Haufen gerodeter Stubben. Weiter erstreckte sich eine große Lichtung. Sie schauten vorsichtig hinaus.

Der Bericht des Gnoms war präzise gewesen. In der Mitte der Lichtung standen tatsächlich drei Hütten, eine Scheune und ein paar rasengedeckte Katen. Auf dem Hof glitzerte als riesige Pfütze die Jauchengrube. Die Gebäude und das kleine Rechteck eines vernachlässigten Gartens waren von einem niedrigen, teilweise eingefallenen Zaun umgeben, hinter dem Zaun lief ein dunkelgrauer Hund hin und her. Vom First einer der Hütten stieg Rauch auf, kroch träge über das eingesackte Dach.

»In der Tat«, flüsterte schnuppernd Zoltan,

»dieser Rauch riecht schmackhaft. Vor allem, nachdem sich die Nase an den Gestank von Bränden gewöhnt hat. Pferde und Wachen sind nicht zu sehen, das ist gut, denn man kann nicht ausschließen, dass hier irgendein Gesindel Rast macht und sich etwas kocht. Hmm, ich habe den Eindruck, es ist ungefährlich.«

»Ich gehe hin«, erklärte Milva.

»Nein«, widersprach der Zwerg. »Du siehst zu sehr nach einem Eichhörnchen aus. Wenn sie dich erblicken, könnten sie es mit der Angst zu tun kriegen, und wenn sich Leute fürchten, werden sie unberechenbar. Yazon und Caleb gehen. Und du nimm schon mal den Bogen, wenn was ist, wirst du ihnen Deckung geben. Percival, spring zu den anderen. Haltet euch bereit, falls wir zum Rückzug blasen müssen.«

Yazon Varda und Caleb Stratton traten vorsichtig aus dem Gestrüpp und machten sich auf den Weg zu den Gebäuden. Sie gingen langsam, schauten aufmerksam nach allen Seiten.

Der Hund witterte sie sofort, begann wütend zu kläffen, während er rings um den Hof rannte; auf das beschwichtigende Schnalzen und Pfeifen der Zwerge reagierte er nicht. Die Tür der Hütte ging auf. Milva hob sofort den Bogen und spannte mit derselben fließenden Bewegung die Sehne. Und ließ sie sofort wieder locker.

Auf der Schwelle war ein nicht besonders großes, fülliges Mädchen mit langen Zöpfen erschienen. Sie rief etwas, wobei sie mit den Händen fuchtelte. Yazon Varda breitete die Arme aus, rief etwas zurück. Das Mädchen begann zu schreien, sie hörten das Geschrei, konnten aber die Worte nicht ausmachen.

Doch zu Yazon und Caleb mussten die Worte gedrungen sein und auf sie Eindruck gemacht haben, denn beide Zwerge machten wie auf Befehl kehrt und kamen zu dem Fliedergebüsch zurückgerannt. Abermals spannte Milva den Bogen, schwenkte die Pfeilspitze auf der Suche nach einem Ziel.

»Was ist, zum Teufel?«, knurrte Zoltan. »Was geht hier vor? Wovor laufen die Hals über Kopf weg? Milva?«

»Halt den Mund«, zischte die Bogenschützin und ließ die Pfeilspitze weiter von Hütte zu Hütte, von Kate zu Kate schweifen. Doch weiterhin fand sie kein Ziel. Das Mädchen mit den Zöpfen war in der Hütte verschwunden, hatte die Tür hinter sich geschlossen.

Die Zwerge rannten, als seien ihnen alle Dämonen des Chaos auf den Fersen. Yazon brüllte etwas, vielleicht einen Fluch. Rittersporn wurde plötzlich bleich.

»Er ruft... Himmel!«

»Was für...« Zoltan stockte, denn Yazon und Caleb waren inzwischen heran, rot vor Anstrengung. »Was ist? Redet!«

»Eine Seuche ...«, japste Caleb. »Die schwarzen Pocken...«

»Habt ihr etwas angefasst?« Zoltan Chivay wich heftig zurück und hätte beinahe Rittersporn umgestoßen. »Habt ihr auf dem Hof etwas angefasst?«

»Nein... Der Hund hat uns nicht herangelassen ...«

»Dem verdammten Hund sei Dank.« Zoltan richtete den Blick gen Himmel. »Gebt ihm, Götter, ein langes Leben und einen Haufen Knochen, höher als der Berg Carbon. Das Mädchen, die Untersetzte, hatte die Pusteln?«

»Nein. Sie ist gesund. Die Kranken liegen in der letzten Hütte, ihre Sippschaft. Aber viele sind schon gestorben, sagt sie. O je, Zoltan, der Wind hat zu uns her geweht!«

»Schluss mit dem Zähneklappern«, sagte Milva und senkte den Bogen. »Wenn ihr die Kranken nicht berührt habt, passiert euch nichts, keine Angst. Wenn es wirklich die schwarzen Pocken sind. Vielleicht wollte euch das Mädchen auch nur Angst einjagen.«

»Nein«, widersprach Yazon, der noch immer zitterte. »Hinter einer Kate war eine Grube ... Da lagen Leichen drin. Das Mädchen hat keine Kraft, die Toten zu begraben, also wirft sie sie in die Grube ...«

»Na...« Zoltan zog Luft durch die Nase. »Da hast du deine Hafergrütze, Rittersporn. Aber mir ist irgendwie der Appetit vergangen. Verschwinden wir hier, dalli.«

Bei den Gebäuden begann der Hund zu bellen.

»In Deckung«, zischte der Hexer und ließ sich auf ein Knie sinken.

Aus einer Schneise am gegenüberliegenden Ende der Lichtung brach eine Gruppe Reiter hervor, umringte pfeifend und mit Geschrei die Gebäude, drang dann in den Hof ein. Die Reiter waren bewaffnet, trugen aber keine einheitlichen Farben. Ganz im Gegenteil, sie waren kunterbunt und unordentlich gekleidet, auch die Ausrüstung wirkte wie zufällig zusammengeklaubt. Und zwar nicht im Zeughaus, sondern auf dem Schlachtfeld.

»Dreizehn«, zählte Percival Schuttenbach rasch.

»Was sind das für welche?«

»Weder Nilfgaard noch andere Reguläre«, schätzte Zoltan ein. »Auch keine Scioa'tael. Ich denke, es sind Freiwillige. Eine Freischar.«

»Oder Marodeure.«

Die Berittenen schrien, preschten auf dem Hof umher. Der Hund kriegte eins mit einem Lanzenschaft verpasst und floh. Das Mädchen mit den Zöpfen stürzte auf die Schwelle heraus, rief. Doch diesmal wirkte die Warnung nicht oder wurde nicht ernst genommen. Einer der Reiter galoppierte heran, packte das Mädchen bei einem Zopf, zerrte es von der Schwelle, mitten durch eine Pfütze. Die anderen sprangen von den Pferden, halfen ihm, schleiften das Mädchen ans Ende des Hofes, rissen ihm das Hemd vom Leibe und warfen es auf einen Haufen durchgefaultes Stroh. Das Mädchen wehrte sich verzweifelt, hatte aber keine Chance. Nur ein Marodeur beteiligte sich nicht an dem Vergnügen, er bewachte die am Zaun festgebundenen Pferde. Das Mädchen schrie anhaltend, durchdringend.

Dann kurz, schmerzerfüllt. Und dann hörten sie es nicht mehr.

»Krieger!« Milva sprang auf. »Helden, die Hurensöhne!«

»Sie haben keine Angst vor den Pocken«, sagte Yazon Varda kopfschüttelnd.

»Furcht«, murmelte Rittersporn, »ist eine menschliche Eigenschaft. An denen ist schon nichts mehr menschlich.«

»Außer dem Gekröse«, presste Milva hervor und legte sorgfältig einen Pfeil auf die Sehne.

»Das ich ihnen gleich durchlöchern werde, den Dreckskerlen.«

»Dreizehn«, sagte Zoltan Chivay mit Nachdruck. »Und sie haben Pferde. Du erledigst einen oder zwei, die übrigen umzingeln uns. Außerdem kann das eine Vorausabteilung sein. Weiß der Teufel, welche Macht hinter denen kommt.«

»Soll ich ruhig zuschauen?«

»Nein.« Geralt rückte das Schwert auf dem Rücken und das Stirnband zurecht. »Ich habe es satt, zuzuschauen. Ich habe es von Herzen satt, untätig zu sein. Aber sie dürfen sich nicht verteilen können. Siehst du den, der die Pferde hält? Wenn ich dort bin, hol ihn aus dem Sattel. Wenn du es schaffst, noch einen. Aber erst, wenn ich dort bin.«

»Es bleiben elf.« Die Bogenschützin wandte sich zu ihm um.

»Ich kann zählen.«

»Es bleiben auch noch die Pocken«, murmelte Zoltan Chivay. »Wenn du hingehst, schleppst du die Seuche her... Zum Teufel, Hexer! Du wirst uns alle anstecken für... Verdammt, das ist nicht das Mädchen, das du suchst!«

»Halt den Mund, Zoltan. Kehrt zum Wagen zurück, versteckt euch im Wald.«

»Ich komm mit«, ließ sich Milva heiser vernehmen.

»Nein. Decke mich von weitem, so hilfst du mir besser.«

»Und ich?«, fragte Rittersporn. »Was soll ich machen?«

»Dasselbe wie üblich. Nichts.«

»Du bist wahnsinnig...«, knurrte Zoltan.

»Allein gegen so einen Haufen... Was ist mit dir los? Willst du den Helden spielen, den Retter der Jungfrauen?«

»Halt den Mund.«

»Ach, dass dich der Teufel...! Warte. Lass dein Schwert hier. Es sind viele, es ist besser, wenn du den Hieb nicht korrigieren musst. Nimm meinen Sihill. Damit brauchst du nur einmal zuzuschlagen.«

Der Hexer nahm das Schwert des Zwerges ohne Zögern und ohne ein Wort. Er wies Milva noch einmal auf den Marodeur hin, der die Pferde bewachte. Dann trat er durchs Gebüsch und ging raschen Schrittes zu den Hütten. Die Sonne schien. Heupferde sprangen unter seinen Füßen beiseite.

Der Wachposten bei den Pferden bemerkte ihn, zog eine Lanze aus der Halterung am Sattel. Er hatte sehr langes, wirres Haar, das auf seinen gerissenen, mit rostigem Draht geflickte Kettenpanzer fiel. Er trug neue, offensichlich erst vor kurzem geraubte Stiefel mit blitzenden Schnallen.

Der Posten schrie, da kam hinter dem Zaun hervor ein zweiter Marodeur. Er trug den Schwertgürtel um den Hals und zog sich gerade die Hosen zurecht. Geralt war schon ganz nahe. Vom dem Heuhaufen her hörte er das brüllende Lachen der Männer, die sich mit dem Mädchen vergnügten. Er atmete tief, und jeder Atemzug verstärkte die Mordlust in ihm. Er hätte sich beruhigen können, doch er wollte nicht. Er wollte ein wenig Spaß haben.

»Werbistdenndu?Halt!«,schrieder Langhaarige und wog die Lanze in der Hand.

»Was willst du hier?«

»Ich habe es satt, zuzuschauen.«

»Waaas?«

»Sagt dir der Name Ciri etwas?« »Ich werde dich ...«

Mehr konnte der Marodeur nicht sagen. Ein grau gefiederter Pfeil traf ihn mitten in die Brust und warf ihn vom Sattel. Noch ehe er zu Boden stürzte, hörte Geralt den zweiten Pfeil heransausen. Der zweite Söldner kriegte ihn in den Bauch, tief, zwischen die Hände, die den Hosenbund hielten. Er heulte wie ein Tier auf, krümmte sich zusammen und stürzte mit dem Rücken gegen den Zaun, riss Bretter herab und zerbrach sie.

Ehe die übrigen zur Besinnung kamen und zu den Waffen greifen konnten, war der Hexer zwischen ihnen. Das Zwergenschwert blitzte und sang, im Lied des federleichten und rasiermesserscharfen Stahls klang ein wilder Blutdurst. Die getroffenen Körper boten fast keinen Widerstand. Das Blut spritzte ihm ins Gesicht, er hatte keine Zeit, es abzuwischen.

Selbst wenn die Marodeure an Kampf gedacht hatten, ließ ihnen der Anblick der fallenden Leichen und des in Strömen fließenden Blutes rasch die Lust vergehen. Einer hatte die Hose zu den Knien herabgelassen, er schaffte es nicht einmal mehr, sie hochzuziehen, er bekam einen Hieb gegen die Halsschlagader und stürzte hintenüber, wobei seine immer noch nicht befriedigte Männlichkeit lächerlich hin und her schwankte. Der zweite, noch ein ganz grüner Junge, deckte den Kopf mit beiden Armen, und der Sihill schnitt sie beide an den Handgelenken durch. Die übrigen stoben nach allen Seiten auseinander. Der Hexer verfolgte sie und verfluchte in Gedanken den Schmerz, der wieder in seinem Knie zu pochen begann. Er hoffte, dass ihm das Bein nicht den Dienst versagen würde.

Zwei konnte er gegen den Zaun drängen, sie versuchten sich zu wehren, sich mit den Schwertern zu decken. Von Entsetzen gelähmt, taten sie das unbeholfen. Wieder spritzte dem Hexer Blut aus den vom Zwergenschwert durchschnittenen Arterien ins Gesicht. Doch die anderen hatten die Zeit zur Flucht genutzt, sie sprangen schon auf die Pferde. Einer fiel auf der Stelle wieder herab, von einem Pfeil getroffen, zuckte und wand sich wie ein Fisch auf dem Trockenen. Zwei trieben die Pferde zum Galopp an. Fliehen konnte jedoch nur einer, denn auf dem Kampfplatz war plötzlich Zoltan Chivay aufgetaucht. Der Zwerg ließ eine kleine Axt kreisen und warf sie, er traf einen der Fliehenden mitten in den Rücken. Der Marodeur schrie auf, stürzte aus dem Sattel, fuchtelte mit den Beinen. Der letzte duckte sich auf den Pferdehals, setzte über die mit Leichen gefüllte Grube und preschte zu der Schneise.

»Milva!«, schrien gleichzeitig der Hexer und der Zwerg.

Die Bogenschützin kam schon zu ihnen gelaufen, jetzt blieb sie stehen, erstarrte, die Füße weit auseinander gesetzt. Sie senkte den gespannten Bogen und begann ihn langsam zu heben, immer höher. Sie hörten die Sehne nicht schnellen, Milva änderte auch ihre Haltung nicht, zuckte nicht einmal. Den Pfeil sahen sie erst, als er den Scheitelpunkt erreicht hatte und sich wieder herabsenkte. Der Reiter sackte auf dem Pferd zusammen, aus dem Rücken ragte ihm der gefiederte Pfeilschaft. Doch er fiel nicht. Er richtete sich wieder auf und trieb das Tier mit Schreien zu schärferem Galopp an.

»Das ist ein Bogen!«, stöhnte Zoltan Chivay erstaunt. »Das war ein Schuss!«

»Zum Kuckuck mit so einem Schuss.« Der Hexer wischte sich das Blut vom Gesicht.

»Der Hundesohn ist geflohen und wird seine Spießgesellen herführen.«

»Sie hat getroffen! Und das waren wohl an die zweihundert Schritt!«

»Sie hätte auf das Pferd zielen können.«

»Das Pferd kann nichts dafür.« Milva schnaubte vor Zorn, als sie zu ihnen trat. Sie spuckte aus, während sie dem im Walde verschwindenden Reiter nachschaute. »Ich habe den Lumpen verfehlt, weil mir ein bisschen die Luft wegblieb ... Pah, Mistkerl, flieh nur mit meiner Pfeilspitze! Dass sie dir Pech bringt!«

Von der Schneise her drang Wiehern zu ihnen heran und gleich darauf der Entsetzensschrei eines Menschen, der umgebracht wurde.

»Ho-ho!« Zoltan schaute die Bogenschützin verwundert an. »Weit ist er nicht gekommen!

Deine Spitzen wirken nicht schlecht! Sind die vergiftet? Oder vielleicht Zauberei? Denn sogar wenn sich der Kerl die Pocken geholt hat – so schnell entwickelt sich die Krankheit ja nicht!«

»Das war nicht ich.« Milva warf dem Hexer einen vielsagenden Blick zu. »Auch nicht die Pocken. Aber ich denke, ich weiß, wer.«

»Ich weiß es auch.« Der Zwerg biss sich mit einem flüchtigen Lächeln auf den Schnurrbart.

»Ich habe gemerkt, dass ihr euch andauernd umschaut, ich weiß, dass euch jemand insgeheim nachreitet. Auf einem kastanienbraunen Hengst. Ich weiß nicht, was das für einer ist, aber wenn's euch nicht stört... Mich geht's nichts an.«

»Zumal so eine Nachhut mitunter was für sich hat«, sagte Milva und schaute Geralt abermals bedeutungsvoll an. »Bist du dir sicher, dass dieser Cahir dir feindlich gesinnt ist?«

Der Hexer antwortete nicht. Er gab Zoltan das Schwert zurück. »Danke. Es schneidet nicht übel.«

»In einer guten Hand.« Der Zwerg ließ die Zähne blitzen. »Ich habe Geschichten von Hexern gehört, aber acht Kerle in knapp zwei Minuten erledigen...«

»Das war keine Kunst. Sie hatten keine Ahnung, wie man sich verteidigt.«

Das Mädchen mit den Zöpfen rappelte sich auf alle viere hoch, stand dann auf, wankte, versuchte mit zitternden Händen, den Rest des zerrissenen Hemdes zurechtzuziehen. Der Hexer stellte erstaunt fest, dass sie eigentlich in nichts, absolut in nichts Ciri ähnelte, dabei hätte er noch vor einem Augenblick geschworen, dass sie wie Ciris Zwillingsschwester aussah. Das Mädchen rieb sich mit schlecht koordinierten Bewegungen das Gesicht, wankte auf die Hütte zu. Mitten durch die Pfütze.

»He, warte«, rief Milva. »He, du ... Können wir dir irgendwie helfen? He!«

Das Mädchen schaute nicht einmal zu ihr herüber. Auf der Schwelle stolperte sie, wäre fast hingefallen, hielt sich am Türrahmen fest. Und schlug die Tür hinter sich zu.

»Die menschliche Dankbarkeit kennt keine Grenzen«, sagte der Zwerg. Milva fuhr wie von einer Feder geschnellt herum, das Gesicht starr. »Wofür soll sie dankbar sein?«

»Eben«, fügte der Hexer hinzu. »Wofür?«

»Für die Pferde der Marodeure.« Zoltan senkte nicht den Blick. »Sie wird sie schlachten, da braucht sie die Kühe nicht zu schlachten. Gegen die Pocken ist sie offensichtlich immun, und jetzt braucht sie auch den Hunger nicht zu fürchten. Sie wird überleben. Und dass ihr dank dir ein längeres Vergnügen und Feuer an diesen Hütten erspart geblieben sind, wird sie erst in ein paar Tagen verstehen, wenn sie ihre Gedanken zusammennimmt. Gehen wir hier weg, ehe uns die verpestete Luft anweht... He, Hexer, wo willst du hin? Willst du dir Dank holen?«

»Die Stiefel«, sagte Geralt kalt und beugte sich über den langhaarigen Marodeur, der aus toten Augen gen Himmel starrte. »Die dürften mir genau passen.«

Die nächsten Tage über aßen sie Pferdefleisch. Die Stiefel mit den glänzenden Schnallen waren ganz ordentlich. Der Nilfgaarder namens Cahir ritt ihnen noch immer auf seinem kastanienbraunen Hengst nach, doch Geralt schaute sich nicht um.

Er drang endlich in die Geheimnisse des Schlagwetters ein und spielte sogar mit den Zwergen. Er verlor.

Über das Ereignis bei der Siedlung auf der Lichtung sprachen sie nicht. Es hatte keinen Sinn.

*Mandragora, auch Mannwurz, eine Pflanzenart am der Familie der Nachtschattengewächse, umfasst krautige, stengellose Pflanzen mit möhrenförmigen, sich oft in der Mitte spaltenden Wurzeln, in denen man Ähnlichkeit mit einem Menschen erblicken kann; die Blätter bilden eine Rosette. M. autumnalis o. officinarum, die in geringem Umfang in Vicovaro, Rowan und Ymlac angebaut wird, wächst nur selten wild. Die grünen, später gelb werdenden Beeren werden mit Essig und Pfeffer gegessen, die Blätter in rohem Zustand verwendet. Die Wurzel der M., heute in Medizin und Pharmazie geschätzt, spielte früher eine große Rolle im Aberglauben, insbesondere bei den Völkern des Nordens; es wurden aus ihr Menschenfigürchen (Alrunen, Alraunen) geschnitzt und als wertvolle Falismane im Hause aufbewahrt. Man schrieb ihnen Schutz vor Krankheiten zu, sie verliehen Glück bei Prozessen und sicherten den Frauen Fruchtbarkeit und leichte Geburt. Man nähte ihnen Kleidchen und zog sie bei Neumond neu an. Die Wurzeln der M. wurden gehandelt, und ihr Preis erreichte sechzig Florins. Zum selben Zweck wurden Wurzeln der Zaunrübe (s. d.) verwendet. Dem Aberglauben zufolge wurde die M.-Wurzel zu Zauberei und magischen Filtern gebraucht sowie als Gift; dieses Vorurteil flammte zu Zeiten von Hexenjagden wieder auf. Der Vorwurf der Verwendung von*

*M. zu verbrecherischen Zwecken wurde z. B. im Prozess gegen Lukrezia Vigo (s. d.) erhoben. Auch die legendäre Philippa Albard (s. d.) soll M. als Gift benutzt haben.*

Effenberg und Talbot, Encyclopaedia Maxima Mundi, Bd. XI

# 

# Das dritte Kapitel

Die Alte Straße hatte sich seit der Zeit, als der Hexer zum letzten Mal auf ihr gereist war, etwas verändert. Aus dem einst ebenen, mit flachen Basaltsteinen gepflasterten Weg, den Elfen und Zwerge vor Jahrhunderten gebaut hatten, war jetzt eine Ruine mit gähnenden Löchern geworden. Stellenweise waren die hineingeschlagenen Löcher so tief, dass sie an kleine Steinbrüche erinnerten. Das Marschtempo ließ nach, der Wagen der Zwerge lavierte mit Mühe zwischen den Gruben hindurch, blieb alle naselang stecken.

Zoltan Chivay wusste, warum die Straße verfallen war. Nach dem letzten Krieg mit Nilfgaard, erklärte er, war der Bedarf an Baumaterial sprunghaft angestiegen. Da erinnerten sich die Menschen an die Alte Straße als eine ungenutzte Quelle von behauenem Stein. Und da der vernachlässigte, durchs Ödland von nirgendwo nach nirgendwo führende Weg längst seine Bedeutung für den Verkehr verloren hatte und kaum jemandem nützte, wurde er ohne Maß und Erbarmen ausgeschlachtet.

»Eure größeren Städte«, sagte der Zwerg vorwurfsvoll, von gekrächzten Flüchen des Papageien begleitet, »habt ihr samt und sonders auf unseren Fundamenten und denen der Elfen errichtet. Für kleinere Schlösschen und Städtchen habt ihr selber die Fundamente gelegt, aber darauf baut ihr immer noch mit unseren Steinen. Dabei wiederholt ihr unablässig, nur dank euch, den Menschen, gebe es Fortschritt und Entwicklung.«

Geralt enthielt sich eines Kommentars.

»Aber ihr könnt nicht einmal mit Verstand abreißen«, schimpfte Zoltan, während er wieder einmal Anweisungen gab, ein Rad aus einem Loch zu ziehen. »Warum reißt ihr die Steine nicht nach und nach heraus, von den Enden der Straße her? Ihr seid wie die Kinder! Statt den Krapfen ordentlich aufzuessen, puhlt ihr mit dem Finger die Marmelade aus der Mitte und werft den Rest weg, weil er nicht ganz so gut schmeckt.«

Geralt erklärte, an allem sei die politische Geographie schuld. Das westliche Ende der Alten Straße liege in Brugge, das östliche in Temerien, die Mitte jedoch in Sodden, also reiße jedes Königreich seinen Abschnitt nach eigenem Ermessen ab. Zur Antwort bezeichnete Zoltan obszön die Stelle, wo er sich die Könige hinstecken würde, und tat etlicher auserlesener Unanständigkeiten in Bezug auf ihre Politik Erwähnung, indes Feldmarschall Duda Anmerkungen zur beruflichen Laufbahn ihrer Mütter beitrug.

Es wurde immer schlimmer. Zoltans Vergleich vom Krapfen und der Marmelade traf immer weniger zu – die Straße erinnerte eher an einen Hefekuchen, aus dem alle Rosinen und sonstigen Leckereien herausgepickt worden waren. Es sah so aus, als nähere sich unaufhaltsam der Moment, in dem der Wagen auseinanderbrechen oder vollends und unabänderlich feststecken würde. Es rettete sie jedoch dasselbe, was die Straße zerstört hatte. Sie trafen auf einen in südöstlicher Richtung verlaufenden Weg, den die schweren Wagen beim Abtransport der Steine ausgefahren hatten. Zoltans Laune besserte sich, er meinte, der Weg werde unweigerlich zu einem der Forts an der Ina führen, dem Fluss, wo er schon auf temerische Truppen zu stoßen hoffte. Der Zwerg glaubte unbeirrbar, wie im vorigen Krieg werde eben über die Ina hinweg, aus Sodden, der machtvolle Gegenschlag der nördlichen Reiche erfolgen, worauf sich die kläglichen Reste des zerschmetterten Nilfgaards über die Jaruga davonstehlen würden.

Und tatsächlich brachte die Änderung der Marschrichtung sie abermals dem Kriege näher. Nachts erhellte plötzlich großer Feuerschein den Himmel vor ihnen, tags aber sahen sie Rauchsäulen, die sich im Süden und Osten am Horizont erhoben. Da jedoch keine Gewissheit bestand, wer da schlug und brannte und wer geschlagen und gebrannt wurde, rückten sie behutsam vor und schickten Percival Schuttenbach auf weite Erkundungsgänge voraus.

Eines Morgens erlebten sie eine Überraschung

– sie wurden von einem Pferd ohne Reiter eingeholt, von einem kastanienbraunen Hengst. Die grüne Schabracke mit der Nilfgaarder Stickerei war von dunklen Blutflecken gezeichnet. Es war nicht festzustellen, ob es sich um das Blut des beim Wagen des Havekars getöteten Reiters handelte oder ob es später vergossen worden war, als das Pferd schon einen neuen Besitzer hatte.

»Diese Sorge wären wir also los«, sagte Milva mit einem Blick auf Geralt. »Wenn es denn wirklich eine Sorge war.«

»Die eigentliche Sorge ist, dass wir nicht wissen, wer den Reiter aus dem Sattel geholt hat«, murmelte Zoltan. »Und ob dieser Jemand uns nicht folgt, auf unserer Spur und der Spur unserer ehemaligen sonderbaren Nachhut.«

»Das war ein Nilfgaarder«, presste Geralt zwischen den Zähnen hervor. »Er sprach fast ohne Akzent, aber flüchtige Bauern können ihn erkannt haben...«

Milva wandte den Kopf. »Du hättest ihn damals erledigen sollen, Hexer«, sagte sie leise. »Er hätte einen leichteren Tod gefunden.«

»Er ist aus dem Sarg gestiegen« – Rittersporn nickte und schaute Geralt vielsagend an –, »nur um in irgendeinem Straßengraben zu verfaulen.«

Damit war die Totenrede auf Cahir, den Sohn Ceallachs, beendet, den aus dem Sarge freigelassenen Nilfgaarder, der behauptet hatte, kein Nilfgaarder zu sein. Mehr wurde von ihm nicht gesprochen. Da Geralt – entgegen seinen vielfachen Drohungen – nun doch keine Eile zeigte, sich von der störrischen Plötze zu trennen, bestieg Zoltan Chivay den Braunen. Der Zwerg reichte mit den Füßen nicht bis zu den Steigbügeln, doch der Hengst war folgsam und ließ sich mit den Zügeln lenken.

Nachts erhellte noch immer Feuerschein den Umkreis, tags stiegen die Rauchsäulen auf und verschmutzten das Himmelblau. Bald schon trafen sie auf niedergebrannte Gebäude, das Feuer kroch noch über verkohlte Balken und Firste. Unweit der rauchenden Trümmer saßen acht abgerissene Menschen und fünf Hunde, einträchtig damit beschäftigt, die Fleischreste von einem aufgedunsenen, teilweise verkohlten Pferdekadaver abzureißen. Beim Anblick der Zwerge stürzten die Schmausenden eilends davon. Es blieben nur ein Mann und ein Hund, die keine Gefahr von dem aufragenden Kamm der Pferderippen vertreiben konnte. Zoltan und Percival versuchten den Mann zu befragen, erfuhren aber nichts. Der Mann wimmerte nur, zitterte, zog den Kopf ein und erstickte beinahe an den von den Knochen abgerissenen Fleischfetzen. Der Hund knurrte und bleckte die Zähne, dass das Zahnfleisch zu sehen war. Das Pferdeaas stank widerwärtig.

Sie gingen das Risiko ein und blieben auf der Straße, die sie bald zur nächsten Brandstätte führte. Hier war ein kleines Dorf in Flammen aufgegangen, in dessen Nähe es auch zu Kämpfen gekommen sein musste, denn gleich hinter den rauchenden Trümmern erblickten sie einen frischen Grabhügel. Und in einiger Entfernung hinter dem Grabhügel wuchs an einer Weggabelung eine riesige Eiche. Die Eiche hing voller Eicheln.

Und voller Menschen.

»Das muss man sich ansehen«, entschied Zoltan Chivay und beendete so die Diskussion über Risiko und Gefahr. »Wir gehen näher heran.«

»Wozu, verdammt«, erregte sich Rittersporn,

»willst du dir diese Erhängten ansehen, Zoltan? Um sie zu fleddern? Ich sehe von hier aus, dass sie nicht mal Stiefel haben.«

»Du bist dumm. Es geht mir nicht um die Stiefel, sondern um die militärische Lage. Um die Entwicklung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz. Was gibt's da zu feixen? Du bist Dichter, du weißt nicht, was Strategie ist.«

»Du wirst dich wundern. Ich weiß es.«

»Und ich sage dir, du würdest eine Strategie nicht mal erkennen, wenn sie dich aus dem Gebüsch anspringt und dir in den Hintern beißt.«

»In der Tat, so eine würde ich nicht erkennen. Strategie, die aus dem Gebüsch springt, überlasse ich den Zwergen. Eine, die an Bäumen hängt, auch.«

Zoltan winkte ab und marschierte zu dem Baum hin. Rittersporn, der nie seine Neugier bezähmen konnte, trieb Pegasus an und folgte ihm im Schritt. Nach kurzem Zögern schloss sich ihnen Geralt an. Er sah, dass Milva ebenfalls mitkam.

Die an den Leichen fressenden Raben stoben bei ihrem Anblick ziemlich spät unter Krächzen und Flügelrauschen auf. Manche flogen zum Wald, andere setzten sich nur auf höhere Zweige des mächtigen Baumes und musterten interessiert Feldmarschall Duda, der sie von der Schulter des Zwergs mit unflätigen Schimpfwörtern überschüttete.

Der erste von den sieben Erhängten trug auf der Brust eine Tafel mit der Aufschrift

»Volksverräter«. Ein zweiter hing als

»Kollaborateur« da, der dritte als

»Elfenspitzel«, der vierte als »Deserteur«. Die Fünfte war eine Frau in einem zerrissenen und blutigen Hemd, gekennzeichnet als

»Nilfgaarder Hure«. Zwei Erhängte hatten keine Tafeln, woraus zu schließen war, dass sie zufällig dort hingen.

»Das ist gut«, freute sich Zoltan Chivay und zeigte auf die Tafeln. »Seht ihr? Hier sind unsere Truppen durchgekommen. Unsere wackeren Jungs sind zur Offensive übergegangen, haben den Aggressor zurückgeschlagen. Und sie hatten, wie ich sehe, Zeit für Erholung und soldatische Kurzweil.«

»Und was heißt das für uns?«

»Dass die Front schon weitergerückt ist und uns die temerischen Truppen von den Nilfgaardern trennen. Wir sind in Sicherheit.«

»Und der Rauch vor uns?«

»Das sind unsere«, teilte der Zwerg im Brustton der Überzeugung mit. »Sie brennen Dörfer ab, die den Eichhörnchen Nachtlager oder Proviant gegeben haben. Wir sind schon hinter der Front, sage ich euch. Von dieser Weggabelung geht eine Straße nach Süden ab, die nach Armeria führt, zu einem befestigten Vorposten am Zusammenfluss von Chotla und Ina. Die Straße sieht ordentlich aus, wir können sie nehmen. Nilfgaarder brauchen wir nicht mehr zu fürchten.«

»Wo Rauch ist, ist auch Feuer«, ließ sich Milva vernehmen. »Und wo Feuer ist, kann man sich verbrennen. Ich denk mir, es ist dumm, aufs Feuer zuzugehen. Es ist dumm, eine Straße zu nehmen, auf der uns Reiterei im Handumdrehen umzingeln kann. Lasst uns in die Wälder verschwinden.«

»Hier sind die Temerier oder die Armee aus Sodden durchgekommen«, beharrte der Zwerg.

»Wir sind hinter der Front. Wir können ohne Furcht die Straße entlangziehen; wenn wir auf Truppen treffen, sind es unsere.«

»Riskant«, sagte die Bogenschützin kopfschüttelnd. »Wenn du so ein Krieger bist, Zoltan, dann weißt du doch, dass Nilfgaard immer Reitertrupps weit vorgeschickt hat. Hier waren die Temerier, mag sein. Aber was vor uns liegt, wissen wir nicht. Der Himmel im Süden ist schwarz vor Rauch, da brennt bestimmt genau dein Vorposten in Armeria. Dann sind wir hier nicht hinter der Front, sondern an der Front. Wir können auf Militär stoßen, auf Marodeure, auf alles mögliche Gesindel, auf Eichhörnchen. Wir gehen zur Chotla, aber auf Waldwegen.«

»Richtig«, pflichtete ihr Rittersporn bei. »Mir gefällt der Rauch dort auch nicht. Sogar wenn Temerien zur Offensive übergegangen ist, können wir noch vorgeschobene Nilfgaarder Schwadronen vor uns haben. Die Schwarzen unternehmen weite Vorstöße. Sie dringen ins Hinterland vor, vereinigen sich mit den Scioa'tael, stiften Unruhe und machen kehrt. Erinnert euch, was während des letzten Krieges in Obersodden los war. Ich bin auch dafür, durch die Wälder zu gehen. In den Wäldern droht uns keine Gefahr.«

»Dessen wäre ich mir nicht so sicher.« Geralt zeigte auf den letzten Erhängten, der, obwohl er hoch oben hing, statt der Füße von Krallen zerfetzte, blutige Stümpfe mit herausragenden Knochen hatte. »Schaut. Hier waren Ghule am Werk.«

»Vampire?« Zoltan Chivay wich zurück, spuckte aus. »Leichenfresser?«

»Eben. Nachts in den Wäldern werden wir uns vorsehen müssen.«

»Verrrflucht!«, krächzte Feldmarschall Duda los.

»Du nimmst mir das Wort aus dem Mund, Vogel.« Zoltan Chivay runzelte die Stirn. »Da sind wir in einem schönen Schlamassel. Wohin also? In den Wald, wo's Vampire gibt, oder auf die Straße zu den Soldaten und Marodeuren?«

»In den Wald«, sagte Milva, ohne zu zögern.

»Wo er am dichtesten ist. Ghule sind mir lieber als Menschen.«

Sie gingen durch die Wälder, anfangs vorsichtig, angespannt, von jedem Rascheln im Gebüsch alarmiert. Bald jedoch schon fanden sie Fassung, gute Laune und das frühere Tempo wieder. Sie sahen weder Ghule noch die geringsten Spuren ihrer Anwesenheit. Zoltan scherzte, Vampire und alle anderen Dämonen müssten von den heranziehenden Truppen erfahren haben, und wenn die Ungeheuer das Treiben der Marodeure oder der Verdener Freiwilligen mitbekommen hätten, dann hätten sie sich vor Angst ins tiefste und dichteste Dickicht verkrochen, wo sie jetzt säßen, zitterten und mit den Fangzähnen klapperten.

»Und die Vampirinnen hüten, ihre Frauen und Töchter«, knurrte Milva. »Die Monster wissen, dass ein Soldat im Felde nicht einmal ein Schaf auslässt. Und wenn man ein Weiberhemd an einer Weide aufhängt, dann reicht den Helden auch ein Astloch.«

Rittersporn, der sich seit langem Verve und Humor bewahrt hatte, stimmte die Laute und begann, ein passendes Couplet über Weiden, Astlöcher und geile Soldaten zu dichten, und die Zwerge mitsamt dem Papagei wetteiferten darin, ihm Reime zu liefern.

»Oh«, wiederholte Zoltan.

»Was? Wo?«, fragte Rittersporn, stellte sich in den Steigbügeln auf und schaute in die Schlucht, in die Richtung, die der Zwerg wies.

»Ich sehe nichts!«

»Oh.«

»Fasele nicht wie ein Papagei! Was >oh<?«

»Das Flüsschen«, erklärte Zoltan ruhig. »Ein rechter Nebenfluss der Chotla. Es heißt Oh.«

»Ah...«

»Wieso denn das nun wieder!« Percival Schuttenbach lachte. »Das Flüsschen Ah mündet weiter oben in die Chotla, ein gutes Stück Wegs von hier. Das ist der Oh, nicht die Ah.«

Der Hohlweg, an dessen Grunde das Gewässer mit dem unkomplizierten Namen floss, war mit Brennnesseln so hoch zugewachsen, dass sie den Zwergen zu Fuß bis über die Köpfe reichten, roch durchdringend nach Minze und vermodertem Holz und war von unablässigem Froschquaken erfüllt. Er hatte auch steile Hänge, und das erwies sich als verhängnisvoll. Vera Loewenhaupts Wagen, der von Beginn der Reise an wacker alle Widrigkeiten des Schicksals erduldet und alle Hindernisse bezwungen hatte, verlor den Kampf gegen das Flüsschen Oh. Er glitt aus den Händen der Zwerge, die ihn nach unten bugsierten, rollte hüpfend bis an den Grund und zerfiel buchstäblich in alle Bestandteile.

»Verrrflucht!«, krächzte Feldmarschall Duda und setzte damit den Kontrapunkt zum vereinten Aufschrei von Zoltan und seiner Gesellschaft.

»Ehrlich gesagt«, urteilte Rittersporn, während er die Trümmer des Fahrzeugs und das breitgestreute Gepäck betrachtete, »ist es vielleicht sogar besser so. Dieser euer Wagen, der eben über die Jaruga gegangen ist, hat doch nur den Marsch verlangsamt, andauernd gab es Ärger damit. Sieh es realistisch, Zoltan. Wir haben so schon Glück gehabt, dass uns niemand überrascht und niemand verfolgt hat. Wenn wir schnell hätten fliehen müssen, hätten wir den Wagen mitsamt eurer Habe aufgeben müssen, die in der gegebenen Situation immerhin zu retten ist.«

Der Zwerg winkte heftig ab und murmelte zornig etwas in seinen Bart, doch Percival Schuttenbach pflichtete dem Troubadour unerwartet bei. Die Zustimmung wurde, wie der Hexer bemerkte, von vielsagendem Augenzwinkern begleitet. Es sollte verstohlen sein, doch die ausgeprägte Mimik des kleinen Gnomengesichts schloss Verstohlenheit aus.

»Der Dichter hat recht«, wiederholte Percival, verzog dabei das Gesicht und zwinkerte. »Von Chotla und Ina sind wir einen Katzensprung entfernt. Vor uns liegt der Fen Carn, nichts als wegloses Gelände. Da wäre es mit dem Wagen schwierig. Wenn wir hingegen an der Ina auf temerische Truppen stoßen, dann bekämen wir mit unserer Fracht... womöglich Ärger.«

Zoltan überlegte schniefend.

»Na schön«, sagte er schließlich mit einem Blick auf die Überreste des Wagens, die von der trägen Strömung des Flüsschens Oh umspült wurden. »Wir trennen uns. Munro, Figgis, Yazon und Caleb bleiben hier. Der Rest zieht weiter. Die Pferde werden wir mit Proviantsäcken und mit Werkzeug beladen müssen. Munro, ihr wisst, was ihr zu tun habt? Schaufeln habt ihr?«

»Ja.«

»Aber dass mir keine sichtbaren Spuren bleiben! Und den Ort müsst ihr gut markieren und euch merken!« »Nur keine Sorge.«

»Ihr werdet uns mühelos einholen.« Zoltan warf sich den Rucksack und den Sihill über die Schultern, rückte die Axt im Gürtel zurecht.

»Wir folgen dem Lauf des Oh, dann an der Chotla entlang zur Ina. Macht's gut.«

»Interessant«, flüsterte Milva Geralt zu, als die geschwächte Abteilung aufbrach, von den zurückgebliebenen vier Zwergen mit Winken verabschiedet. »Interessant, was sie wohl in diesen Laden hatten, dass sie es vergraben und die Stelle kennzeichnen müssen? Noch dazu so, dass niemand von uns es sieht?«

»Das geht uns nichts an.«

»Ich glaube nicht«, sagte Rittersporn halblaut, während er Pegasus vorsichtig zwischen umgestürzten Baumstämmen hindurchlenkte,

»dass in diesen Köfferchen Wäsche zum Wechseln war. Sie setzten in diese Fracht große Hoffnungen. Ich habe mich oft genug mit ihnen unterhalten, um zu merken, was im Busch ist und was in diesen Kisten verborgen sein kann.«

»Und was kann deiner Meinung nach dort verborgen sein?«

»Ihre Zukunft.« Der Dichter schaute sich um, ob auch niemand zuhörte. »Percival ist von Beruf Steinschleifer, er will eine eigene Werkstatt gründen. Figgis und Yazon sind Schmiede, sie haben von einer Schmiedewerkstatt gesprochen. Caleb Stratton will heiraten, aber die Eltern der Braut haben ihn schon einmal als Habenichts davongejagt. Und Zoltan ...«

»Hör auf, Rittersporn. Du klatschst wie ein Weib. Entschuldige, Milva.«

»Keine Ursache.«

Jenseits des Flüsschens, hinter einem dunklen und nassen Streifen von altem Baumbestand, lichtete sich der Wald, und sie kamen auf Lichtungen, niedriges Birkenholz und trockene Wiesen. Trotzdem ritten sie langsam. Sie folgten Milvas Beispiel, die gleich nach dem Aufbruch ein sommersprossiges Mädchen mit kleinen Zöpfen auf den Sattel genommen hatte; so setzte auch Rittersporn ein Kind auf Pegasus, Zoltan aber nahm auf den kastanienbraunen Hengst zwei, ging selbst nebenher und hielt die Zügel. Doch sie wurden nicht schneller, die Frauen aus Kernow kamen nicht nach.

Es war fast Abend, und sie waren beinahe eine Stunde in Schluchten und Hohlwegen herumgeirrt, als Zoltan Chivay haltmachte, ein paar Worte mit Percival Schuttenbach wechselte und sich dann an den Rest der Gesellschaft wandte.

»Schimpft nicht und lacht mich nicht aus«, sagte er, »aber anscheinend habe ich mich verirrt. Ich weiß nicht, zum Kuckuck, wo wir sind und wohin wir müssen.«

»Rede keinen Unsinn«, erwiderte Rittersporn verärgert. »Was heißt, du weißt es nicht? Wir folgen doch dem Flusslauf. Und dort in der Schlucht ist immer noch euer Flüsschen Oh.

Habe ich recht?«

»Ja. Aber beachte, in welche Richtung es fließt.«

»Verdammt. Das kann nicht sein!«

»Kann es«, sagte Milva mürrisch, während sie geduldig trockene Blättchen und Baumnadeln aus den Haaren des sommersprossigen Mädchens klaubte, das sie aufs Pferd genommen hatte. »Wir haben uns in den Hohlwegen verirrt. Der Fluss windet sich, bildet Schleifen. Wir sind in einem Bogen.«

»Aber es ist immer noch das Flüsschen Oh«, beharrte Rittersporn. »Wenn wir ihm folgen, können wir uns nicht verirren. Flüsse bilden mitunter Mäander, das will ich nicht bestreiten, aber letzten Endes münden alle irgendwo. Das ist die Weltordnung.«

»Spiel nicht den Schlauberger, Sänger.« Zoltan rümpfte die Nase. »Halt den Mund. Siehst du nicht, dass ich gerade denke?«

»Nein. Nichts deutet darauf hin, dass du denkst. Ich wiederhole, wir halten uns an den Flusslauf, und dann...«

»Hör auf«, knurrte Milva. »Du bist ein Stadtmensch. Deine Weltordnung ist von Mauern umgrenzt, dort mögen deine Weisheiten ja etwas wert sein. Schau dich um! Das Tal ist von Hohlwegen durchschnitten, die Ufer sind steil und zugewachsen. Wie willst du am Fluss entlanggehen? Den Hang von 'nem Hohlweg hinab, durch Dickicht und Sumpf, wieder hinauf, wieder hinab, wieder hinauf, dabei immer die Pferde am Zügel führen? Nach zwei Hohlwegen bleibt dir derart die Luft weg, dass du dich auf halbem Hang flachlegst. Wir haben Frauen und Kinder bei uns, Rittersporn. Und gleich wird die Sonne untergehen.«

»Das habe ich bemerkt. Aber gut, ich bin still. Ich werde hören, was die mit dem Walde vertrauten Pfadfinder sagen.«

Zoltan Chivay gab dem fluchenden Papagei eins vor den Kopf, wickelte sich eine Bartsträhne um den Finger, riss wütend daran.

»Percival?«

»Die Richtung kennen wir ungefähr.« Der Gnom schaute nach der Sonne, die knapp über den Baumkronen hing. »Also lautet die erste Konzeption: Wir pfeifen auf den Fluss, machen kehrt, gehen aus den Hohlwegen wieder auf trockenes Terrain und zwischen den Flüssen durch den Fen Carn bis zur Chotla.«

»Die andere Konzeption?«

»Der Oh ist flach. Auch wenn er nach den jüngsten Regenfällen mehr Wasser führt als gewöhnlich, man kann ihn durchwaten. Wir kürzen die Mäander ab und überqueren den Fluss, wo immer er uns den Weg versperrt. Indem wir uns nach der Sonne richten, kommen wir geradewegs zum Zusammenfluss von Chotla und Ina.«

»Nein«, meldete sich der Hexer plötzlich zu Wort. »Ich schlage vor, auf die zweite Konzeption sofort zu verzichten. Wir wollen nicht einmal daran denken. Am anderen Ufer stoßen wir früher oder später auf einen von den Blasenkirschhainen. Das sind widerwärtige Orte, ich rate entschieden, sich von ihnen fernzuhalten.«

»Du kennst also diese Gegenden? Du warst schon hier? Du weißt, wie man hier herauskommt?«

Der Hexer schwieg einen Moment. »Ich war einmal dort«, sagte er und rieb sich die Stirn.

»Vor drei Jahren. Aber ich kam von der anderen Seite, von Osten. Ich war nach Brugge unterwegs und wollte den Weg abkürzen. Aber wie ich herausgekommen bin, weiß ich nicht. Denn ich wurde halbtot auf einem Wagen herausgefahren.«

Der Zwerg schaute ihn kurz an, stellte aber keine Fragen mehr.

Sie kehrten schweigend um. Die Frauen aus Kernow hatten Mühe beim Gehen, sie stolperten und stützten sich auf Stöcke, doch keine verlor ein Wort der Klage. Milva ritt dicht neben dem Hexer und hielt das im Sattel eingeschlafene Kind mit den Zöpfchen in den Armen.

»Ich schätze«, sagte sie plötzlich, »dass sie dich in diesen Hainen übel zugerichtet haben, damals vor drei Jahren. Irgendein Ungeheuer, denke ich. Einen riskanten Beruf hast du, Geralt.«

»Das ist nicht zu leugnen.«

»Ich weiß«, brüstete sich von hinten Rittersporn, »wie es damals war. Du warst verwundet, irgendein Kaufmann hat dich dort weggebracht, und dann hast du im Flussland Ciri gefunden. Das hat mir Yennefer erzählt.«

Beim Klang des Namens lächelte Milva sacht. Geralt entging es nicht. Er nahm sich vor, beim nächsten Biwak Rittersporn für sein loses Mundwerk ordentlich die Ohren langzuziehen. Wie er den Dichter kannte, rechnete er freilich nicht damit, dass es nützen würde, zumal Rittersporn wahrscheinlich längst alles ausgeplappert hatte, was er wusste.

»Aber es war vielleicht doch falsch«, sagte die Bogenschützin nach einer Weile, »dass wir nicht ans andere Ufer geritten sind, zu den Hainen. Wenn du das Mädchen damals gefunden hast... Die Elfen sagen, wenn man einen Ort zum zweiten Mal besucht, wo sich etwas ereignet hat, kann sich die Zeit wiederholen ... Sie nennen es ... Mist, hab's vergessen. Ein Schicksalsknoten?«

»Eine Schlinge«, berichtigte er. »Eine Schicksalsschlinge.«

»Toi-toi-toi!« Rittersporn verzog das Gesicht.

»Hört lieber auf, von Knoten und Schlingen zu reden. Mir hat einmal eine Elfe geweissagt, dass ich dieses Jammertal auf dem Galgenberg verlassen werde, und zwar durch die Hand von Meister Hämmerlein. Ich glaube eigentlich nicht an derlei billige Wahrsagerei, aber vor ein paar Tagen habe ich geträumt, dass ich aufgehängt werde. Ich bin schweißgebadet erwacht, hatte einen trockenen Mund und bekam keine Luft. Ich höre also nicht gern, wenn jemand von Schlingen spricht.«

»Ich rede nicht mit dir, sondern nur mit dem Hexer«, gab Milva zurück. »Und du spitz nicht die Ohren, dann kommt auch nichts Hässliches rein. Also, Geralt? Was sagst du zu dieser Schicksalsschlinge? Wenn wir zu diesem Hain reiten täten, und womöglich wiederholt sich die Zeit?«

»Deshalb ist es gut, dass wir abgebogen sind«, antwortete er scharf. »Ich habe nicht die geringste Lust, den Albtraum zu wiederholen.«

»Alles, was recht ist« – Zoltan nickte, während er sich umschaute –, »an einen schönen Ort hast du uns geführt, Percival.«

»Fen Carn«, murmelte der Gnom und kratzte sich an der Spitze der langen Nase. »Der Anger der Grabhügel... Ich habe mich immer gefragt, wo der Name herkommt...«

»Jetzt weißt du es.«

Der ausgedehnte Talkessel vor ihnen war schon in abendlichen Dunst getaucht, aus dem wie aus einem Meer, so weit das Auge reichte, Tausende von Grabhügeln und moosbewachsenen Monolithen ragten. Manche von den Blöcken waren gewöhnliche formlose Felsbrocken. Andere waren gleichmäßig behauen, zu Obelisken und Menhiren geformt. Wieder andere, die zur Mitte dieses steinernen Waldes hin standen, waren zu Dolmen, Tumuli und Kromlechs angeordnet, derart in Kreisen aufgestellt, dass ein zufälliges Wirken der Natur ausgeschlossen war.

»In der Tat«, wiederholte der Zwerg. »Ein schöner Ort, um die Nacht zu verbringen. Ein Elfenfriedhof. Wenn ich mich recht entsinne, Hexer, hast du vor kurzem Ghule erwähnt? Also, dann solltest du wissen, dass ich hier inmitten dieser Grabhügel welche wittere. Ghule, Graveire, Vampire, Vichte, Elfengeister, Phantome, Gespenster, die ganze Korona. Die sitzen alle da, und weißt du, was sie flüstern? Dass sie sich kein Abendessen zu suchen brauchen, weil es von selbst gekommen ist.«

»Vielleicht kehren wir um?«, schlug Rittersporn flüsternd vor. »Vielleicht verschwinden wir hier, solange noch halbwegs etwas zu sehen ist?«

»Das denke ich auch.«

»Die Weiber können keinen Schritt mehr gehen«, sagte Milva wütend. »Die Kinder fallen einem aus der Hand. Die Pferde sind müde. Du hast uns selber angetrieben, Zoltan, lasst uns weitergehen, noch eine halbe Meile, hast du gesagt, noch dreihundert Schritt. Und was nun? Fünfhundert Schritt zurück? Mist.

Friedhof hin, Friedhof her, wir werden übernachten, wo sich's ergeben hat.«

»Stimmt«, pflichtete ihr der Hexer bei und stieg ab. »Nur keine Panik. Nicht jede Nekropole wimmelt von Ungeheuern und Gespenstern. Ich war noch nie auf dem Fen Carn, aber wenn es hier wirklich gefährlich wäre, hätte ich davon gehört.«

Niemand, nicht einmal Feldmarschall Duda, hatte dazu etwas zu bemerken. Die Frauen aus Kernow nahmen ihre Kinder und setzten sich in einer Gruppe dicht nebeneinander, still und sichtlich geängstigt. Percival und Rittersporn fesselten den Pferden die Vorderhufe und ließen sie auf dem üppigen Gras weiden. Geralt, Zoltan und Milva näherten sich dem Rand der Wiese, beobachteten den in Nebel und Dunkelheit versinkenden Friedhof.

»Zu allem Übel haben wir auch noch Vollmond«, murmelte der Zwerg. »Oi, heute Nacht gibt es ein Fest für die Vampire, ich fühl's, oi, dass uns die Dämonen Zunder geben werden... Und was ist das denn da im Süden? Etwa Feuerschein?«

»Klar doch, Feuerschein«, bestätigte der Hexer. »Es hat wieder jemand jemandem die Dächer überm Kopf angezündet. Weißt du was, Zoltan? Irgendwie fühle ich mich hier auf dem Fen Carn sicherer.«

»Ich mich auch, aber erst, wenn die Sonne aufgeht. Sofern uns die Ghule erlauben, den Aufgang zu betrachten.«

Milva kramte im Quersack, zog etwas Blitzendes heraus. »Eine silberne Pfeilspitze«, sagte sie. »Für so eine Gelegenheit aufgehoben. Hat mich auf dem Basar fünf Kronen gekostet. Damit kann man einen Ghul töten, Hexer?«

»Ich glaube nicht, dass es hier Ghule gibt.«

»Du hast selber gesagt«, knurrte Zoltan, »dass den Erhängten an der Eiche Ghule angefressen haben. Und wo ein Friedhof ist, gibt es auch Ghule.«

»Nicht immer.«

»Ich nehme dich beim Wort. Du bist der Hexer, der Spezialist, du wirst uns dann verteidigen, hoffe ich. Die Marodeure hast du tüchtig erledigt... Schlagen sich Ghule besser als Marodeure?«

»Unvergleichlich besser. Ich hab dich doch gebeten: keine Panik.«

»Und hilft die gegen einen Vampir?« Milva drehte die silberne Spitze auf einen Pfeilschaft, prüfte mit dem kleinen Finger die Schärfe.

»Sie könnte wirken.«

»Auf meinem Sihill«, knurrte Zoltan, während er das Schwert aus der Umhüllung zog, »ist in alten Zwergenrunen ein uralter Zwergenspruch eingraviert. Wenn sich mir auch nur ein Ghul auf Schwertlänge nähert, wird er an mich denken. Da, schaut.«

»Ha«, sagte Rittersporn neugierig, der gerade zu ihnen getreten war. »Das sind also die berühmten geheimen Runen der Zwerge? Wie lautet denn die Aufschrift?«

»>Nieder mit den Hurensöhnen!<«

»Etwas hat sich zwischen den Steinen bewegt!«, schrie plötzlich Percival Schuttenbach auf. »Ein Ghul! Ein Ghul!«

»Wo?«

»Dort, dort! Zwischen den Steinblöcken hat er sich versteckt!« »Einer?«

»Einen hab ich gesehen!«

»Er muss tüchtig hungrig sein, wenn er sich an uns heranzumachen versucht, noch ehe es dunkel ist.« Der Zwerg spuckte in die Hände und fasste den Griff des Sihills fest. »Ha! Gleich wird er merken, dass Gier ins Verderben führt! Milva, jag ihm einen Pfeil in den Wanst, und ich verpass ihm eins mit dem Stahl!«

»Ich seh dort nichts«, zischte Milva, die Federn des Pfeils am Kinn. »Da zuckt sich nichts zwischen den Steinen. Hast du dir das nicht eingebildet, Gnom?«

»Ausgeschlossen«, protestierte Percival. »Seht ihr diesen Stein, der wie ein umgekippter Tisch aussieht? Dort hat sich der Ghul versteckt, genau hinter diesem Stein.«

»Bleibt hier.« Geralt zog mit einer raschen Bewegung das Schwert aus der Scheide auf dem Rücken. »Bewacht die Weiber und gebt auf die Pferde acht. Wenn Ghule angreifen würden, würden die Pferde unruhig. Ich gehe und sehe nach, was das war.«

»Du wirst nicht allein gehen«, widersprach Zoltan entschieden. »Damals bei dem Weiler habe ich dich allein gehen lassen, weil ich vor den Pocken Schiss hatte. Und zwei Nächte lang konnte ich nicht schlafen, so habe ich mich geschämt. Nie wieder! Percival, wo willst denn du hin? Nach hinten? Du willst doch das Monster gesehen haben, da gehst du jetzt voran. Keine Angst, ich folge dir.«

Vorsichtig gingen sie zwischen die Grabhügel, bemüht, in dem Unkraut nicht zu rascheln, das Geralt bis über die Knie reichte, dem Zwerg und dem Gnom aber bis zum Gürtel. Als sie den Dolmen erreichten, den ihnen Percival bedeutet hatte, trennten sie sich geschickt, um dem Ghul mögliche Fluchtwege abzuschneiden. Doch die Strategie erwies sich als vergeblich. Geralt wusste, dass es so sein würde – sein Hexermedaillon zuckte nicht einmal, es gab keinerlei Signal.

»Hier ist niemand«, stellte Zoltan fest, während er sich umschaute. »Keine lebende Seele. Es ist dir doch nur so vorgekommen, Percival. Blinder Alarm. Du hast uns umsonst Angst eingejagt, wirklich, dafür verdienst du einen Tritt in den Hintern.«

»Ich hab's gesehen!«, plusterte sich der Gnom auf. »Ich habe gesehen, wie er zwischen den Steinen durchgesprungen ist! Dünn war er, schwarz wie 'n Steuereintreiber...«

»Sei still, dummer Gnom, sonst werd' ich dir...«

»Was ist das für ein seltsamer Geruch?«, fragte Geralt plötzlich. »Riecht ihr nichts?«

»In der Tat.« Zoltan schwenkte seinen Riecher hin und her. »Stinkt sonderbar.«

»Kräuter.« Percival zog die Luft durch seine empfindliche, zwei Zoll lange Nase. »Wermut, Basilikum, Salbei, Anis ... Zimt? Ki d'yeabl...?«

»Wonach stinken Ghule, Geralt?«

»Nach Leichen.« Der Hexer blickte sich rasch um, suchte Spuren im Gras, dann kehrte er mit ein paar schnellen Schritten zu dem eingesunkenen Dolmen zurück und schlug mit der flachen Schwertklinge leicht gegen den Stein.

»Komm raus«, presste er zwischen den Zähnen hervor. »Ich weiß, dass du da drin bist. Dalli, sonst stochere ich mit Eisen in dem Loch.«

Aus der perfekt getarnten Höhlung unter den Steinblöcken erklang ein leises Krächzen.

»Komm raus«, wiederholte Geralt. »Wir tun dir nichts.«

»Wir krümmen dir kein Haar«, versicherte Zoltan mit süßer Stimme, hob den Sihill über das Loch und verdrehte bedrohlich die Augen.

»Nur Mut!«

Geralt schüttelte den Kopf und bedeutete ihn mit einer entschiedenen Geste, zurückzutreten. Aus der Höhlung unter dem Dolmen erklang wieder ein Krächzen, und es roch durchdringend nach Kräutern und Wurzeln.

Alsbald erblickten sie einen graumelierten Kopf und dann ein Gesicht, das eine edel gekrümmte Nase zierte, die keineswegs einem Ghul gehörte, sondern einem feingliedrigen Mann in mittleren Jahren. Percival hatte sich nicht geirrt. Der Mann erinnerte tatsächlich ein wenig an einen Steuereintreiber.

»Kann ich mich hervorwagen?«, fragte er und blickte aus schwarzen Augen unter leicht angegrauten Brauen zu Geralt hoch.

»Ja.«

Der Mann arbeitete sich aus dem Loch heraus, klopfte sich die schwarze Kleidung ab, um die Mitte hatte er eine Art Schürze gebunden, und rückte den Tornister zurecht, was zu einer neuen Welle von Kräutergerüchen führte.

»Ich schlage vor, dass die Herren die Waffen wegstecken«, erklärte er mit ruhiger Stimme, während er den Blick über die ihn umringenden Wanderer schweifen ließ. »Sie werden nicht vonnöten sein. Ich, wie Ihr seht, trage keinerlei Waffe. Niemals. Ich habe auch nichts bei mir, was man als lohnende Beute bezeichnen könnte. Ich heiße Emiel Regis. Ich stamme aus Dillingen. Ich bin Barbier.«

»In der Tat.« Zoltan Chivay grinste leicht.

»Barbier, Alchimist oder Kräutersammler. Nichts für ungut, werter Herr, aber ihr stinkt tüchtig nach Apotheke.«

Emiel Regis lächelte sonderbar, mit geschlossenem Mund, und breitete entschuldigend die Arme aus.

»Der Geruch hat Euch verraten, Herr Barbier«, sagte Geralt, während er das Schwert in die Scheide steckte. »Hattet Ihr besondere Gründe, Euch vor uns zu verstecken?«

»Besondere?« Der Mann richtete die schwarzen Augen auf ihn. »Nein. Eher allgemeine. Ich hatte einfach vor Euch Angst. Die Zeiten sind so.«

»Stimmt«, bestätigte der Zwerg und wies mit einem Kopfnicken auf den Feuerschein, der den Himmel erhellte. »Die Zeiten sind so. Ich merke, Ihr seid ein Flüchtling wie wir auch. Es ist freilich merkwürdig, dass Ihr zwar so weit vom heimatlichen Dillingen geflohen seid, Euch aber allein zwischen diesen Grabhügeln verbergt. Aber ja, die Leute machen alles mögliche durch, zumal in schweren Zeiten. Wir haben uns vor Euch gefürchtet, Ihr Euch vor uns. Die Angst hat große Augen.«

»Von meiner Seite« – der Mann, der sich als Emiel Regis vorgestellt hatte, wandte den Blick nicht von ihnen – »habt Ihr nichts zu befürchten. Ich hoffe, ich kann auf Gegenseitigkeit rechnen?«

»Was denn« – Zoltan bleckte in einem breiten Lächeln die Zähne –, »haltet Ihr uns für Räuber, oder wie? Wir, Herr Barbier, sind auch Flüchtlinge. Wir sind in Richtung der temerischen Grenze unterwegs. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch uns anschließen. Zusammen ist es sicherer als allein, und uns kann ein Mediziner von Nutzen sein. Wir haben Frauen und Kinder bei uns. Findet sich unter diesen stinkenden Gewächsen, die Ihr, wie ich rieche, bei Euch habt, ein Mittel gegen wunde Füße?«

»Etwas wird sich finden«, sagte der Barbier leise. »Ich will gern helfen. Was jedoch die gemeinsame Reise angeht... Ich danke für das Angebot, aber ich bin kein Flüchtling, meine Herren. Ich bin nicht vor dem Krieg aus Dillingen geflohen. Ich wohne hier.«

»Wie das?« Der Zwerg zog die Brauen zusammen und wich einen Schritt zurück. »Ihr wohnt hier? Hier auf dem Friedhof?«

»Auf dem Friedhof? Nein. Ich habe hier in der Nähe eine Hütte. Außer dem Haus und dem Laden in Dillingen, versteht sich. Aber hier verbringe ich den Sommer, jedes Jahr von Juni bis September, vom Johannisfeuer bis zum Äquinoktium. Ich sammle Heilkräuter und Wurzeln, von einem Teil destilliere ich gleich an Ort und Stelle Arzneien und Elixiere ...«

»Aber vom Krieg wisst Ihr« – es war keine Frage, sondern Geralt stellte es fest – »trotz Eurem Einsiedlerleben fernab von Welt und Menschen. Woher?«

»Von Flüchtlingen, die hierher gekommen sind. Knapp zwei Meilen von hier, am Flusse Chotla, ist ein großes Lager. Dort haben sich etliche hundert Flüchtlinge gesammelt, Dörfler aus Brugge und Sodden.«

»Und die temerischen Truppen?«, wollte Zoltan wissen. »Haben sie sich in Marsch gesetzt?«

»Davon ist mir nichts bekannt.«

Der Zwerg fluchte, dann starrte er den Barbier an. »Ihr wohnt also hier, Herr Regis«, sagte er langsam. »Und nachts spaziert Ihr zwischen den Gräbern umher. Habt Ihr keine Angst?«

»Wovor sollte ich mich fürchten?«

»Dieser Herr hier« – Zoltan zeigte auf Geralt –

»ist Hexer. Er hat vor kurzem Spuren von Ghulen gesehen. Von Leichenfressern, versteht Ihr? Und man braucht kein Hexer zu sein, um zu wissen, dass Ghule sich bei Friedhöfen aufhalten.«

»Ein Hexer.« Der Barbier betrachtete Geralt mit sichtlichem Interesse. »Ein Ungeheuervertilger. Aha. Interessant. Habt Ihr Euren Gefährten nicht erklärt, Herr Hexer, dass diese Nekropole über ein halbes Jahrtausend alt ist? Ghule sind nicht wählerisch, aber sie kauen nicht auf fünfhundert Jahre alten Knochen herum. Es gibt hier keine Ghule.«

»Das betrübt mich ganz und gar nicht«, erklärte Zoltan Chivay und schaute sich um.

»Nun denn, Herr Mediziner, lasst Euch in unser Lager einladen. Wir haben kaltes Pferdefleisch, das werdet Ihr doch nicht verschmähen?«

Regis blickte ihn lange an. »Danke«, sagte er schließlich. »Ich habe aber einen besseren Einfall. Ich lade zu mir ein. Meine Sommerresidenz ist freilich eher eine Laubhütte als eine Kate, noch dazu klein, übernachten müsst ihr im Freien. Aber bei der Hütte gibt es Quellwasser. Und eine Feuerstelle, wo man das Pferdefleisch warm machen kann.«

»Wir nehmen mit Vergnügen an.« Der Zwerg verbeugte sich. »Hier mag es ja keine Ghule geben, trotzdem finde ich den Gedanken, die Nacht auf diesem Friedhof zu verbringen, nicht besonders erbaulich. Gehen wir, macht Euch mit dem Rest unserer Gesellschaft bekannt.«

Als sie sich dem Lagerplatz näherten, begannen die Pferde zu schnauben und zu stampfen.

»Geht ein wenig aus dem Wind, Herr Regis.« Zoltan Chivay bedachte den Mediziner mit einem vielsagenden Blick.

»Der Salbeigeruch macht die Pferde scheu, und mich, wie ich zu meinem Leidwesen gestehen muss, erinnert er ans Zähneziehen.«

»Geralt«, murmelte Zoltan, sobald Emiel Regis hinter der Plane verschwunden war, die den Eingang zur Hütte verdeckte. »Lass uns die Augen offenhalten. Dieser stinkende Kräutermann gefällt mir nicht besonders.«

»Irgendein konkreter Grund?«

»Mir gefallen keine Leute, die den Sommer in der Nähe von Friedhöfen verbringen, und zwar Friedhöfen, die weit von ihrem Wohnort entfernt liegen. Wachsen denn in freundlicheren Gegenden keine Kräuter? Dieser ganze Regis sieht mir nach einem Grabräuber aus. Barbiere, Alchimisten und dergleichen graben auf Friedhöfen Leichen aus, um später mit ihnen allerlei Exkremente anzustellen.«

»Experimente. Aber für solche Praktiken verwendet man frische Leichen. Dieser Friedhof ist sehr alt.«

»Stimmt.« Der Zwerg kraulte sich den Bart, während er den Frauen aus Kernow zusah, die sich unter den Zweigen der Traubenkirschen, die rings um die Hütte des Barbiers wuchsen, ein Nachtlager bereiteten. »Vielleicht stiehlt er dann verborgene Kostbarkeiten aus den Gräbern?«

»Frag ihn«, sagte Geralt achselzuckend.

»Seine Einladung hast du auf der Stelle angenommen, ohne dich zu zieren, und jetzt wirst du plötzlich misstrauisch wie eine alte Jungfer, wenn man ihr Komplimente macht.«

»Hmmm...«, brummte Zoltan. »Da hast du nicht unrecht. Aber ich würde gern einen Blick auf das werfen, was er da in dieser Lehmhütte hat. Nur so sicherheitshalber...«

»Dann geh zu ihm hinein und tu so, als ob du eine Gabel borgen willst.«

»Wieso eine Gabel?«

»Wieso nicht?«

Der Zwerg warf ihm einen langen Blick zu, entschloss sich dann aber und ging munteren Schrittes auf die Hütte zu, klopfte höflich an den Türrahmen und trat ein. Er blieb eine ganze Weile drinnen, worauf er plötzlich in der Tür erschien.

»Geralt, Percival, Rittersporn, kommt. Ihr werdet etwas Interessantes sehen. Nur zu, keine Scheu, Herr Regis lädt uns ein.«

Das Innere der Hütte war dunkel und von einem warmen, betörenden, in der Nase kitzelnden Geruch erfüllt, der hauptsächlich von Kräuter- und Wurzelbündeln verströmt wurde, die an allen Wänden der Hütte hingen. Das gesamte Mobiliar bestand aus einer Bettstatt, auch mit Kräutern bedeckt, und einem schiefen Tisch, auf dem zahllose Fläschchen aus Glas, Ton und Porzellan standen. Das spärliche Licht, in dem das alles zu sehen war, kam von Kohlen in einem sonderbar ausgewölbten Öfchen, das an eine bauchige Sanduhr erinnerte. Das Öfchen war von einem Spinnennetz glänzender Röhren unterschiedlichen Durchmessers umgeben, die zu Bögen und Spiralen geformt waren. Unter einer dieser Röhren stand ein Holzbottich, in den es tropfte.

Beim Anblick des Öfchens machte Percival Schuttenbach Stielaugen, riss den Mund auf, seufzte und sprang dann heran. »Ho, ho, ho!«, rief er mit nicht zu verbergender Begeisterung.

»Was sehe ich da? Das ist ja ein waschechter Athanor im Verein mit einem Alembik! Mit einer Rektifikationskolonne ausgerüstet und einer kupfernen Kühlschlange! Eine schöne Arbeit! Habt Ihr das selbst konstruiert, Herr Barbier?«

»Freilich«, gab Emiel Regis bescheiden zu.

»Ich befasse mich mit der Herstellung von Elixieren, also muss ich destillieren, Fünfte Essenzen herausziehen und auch...«

Er unterbrach sich, als er sah, wie Zoltan Chivay einen aus der Röhre fallenden Tropfen auffing und sich den Finger ableckte. Der Zwerg seufzte, auf seinem rotbäckigen Gesicht malte sich unbeschreibliche Seligkeit.

Rittersporn hielt es nicht aus, er probierte ebenfalls. Und stöhnte leise. »Die Fünfte Essenz«, gestand er und schnalzte. »Und wohl auch die sechste, wenn nicht gar die siebte.«

»Nun ja...« Der Barbier lächelte sacht. »Wie gesagt, ein Destillat...«

»Selbstgebrannter«, berichtigte ihn Zoltan beiläufig. »Und was für welcher. Probier, Percival.«

»Aber von organischer Chemie verstehe ich nichts«, lehnte der Gnom zerstreut ab, der vor dem alchimistischen Ofen kniete und die Einzelheiten seines Aufbaus betrachtete. »Ich glaube nicht, dass ich die Bestandteile erkennen würde ...«

»Das Destillat stammt von Alraunen«, zerstreute Regis die Zweifel. »Mit Belladonna angereichert. Und mit Stärkemasse fermentiert.«

»Also mit Maische?«

»So kann man es auch nennen.«

»Und kann man einen Becher davon kriegen?«

»Zoltan, Rittersporn.« Der Hexer verschränkte die Arme vor der Brust. »Seid ihr taub? Das ist Mandragora. Das Zeug ist aus Mandragora gebrannt. Lasst diesen Bottich in Ruhe.«

»Aber lieber Herr Geralt.« Der Alchimist kramte zwischen verstaubten Retorten und Flaschen ein kleines Mensurglas hervor, wischte es sorgfältig mit einem Lappen ab.

»Da gibt es nichts zu befürchten. Die Mandragora ist richtig abgelagert, und die Anteile sind sorgfältig zusammengestellt und präzise abgewogen. Auf ein Pfund Stärkemasse gebe ich nur fünf Unzen Alraune und von Belladonna nur ein halbes Quent...«

»Darum ging es nicht.« Zoltan schaute den Hexer an, verstand augenblicklich, wurde ernst und zog sich vorsichtig von dem Öfchen zurück. »Es geht nicht darum, Herr Regis, wie viele Quent Ihr hineintut, sondern was ein Quent Alraune kostet. Dieses Getränk ist uns zu teuer.«

»Mandragora«, flüsterte Rittersporn staunend und zeigte auf den Haufen Knollen, die sich in einer Ecke der Hütte türmten und an kleine Zuckerrüben erinnerten. »Das ist Mandragora? Echte Mandragora?«

Der Alchimist nickte. »Die weibliche Form. Sie wächst in großer Menge auf ebendem Friedhof, auf dem wir uns begegnet sind. Deswegen verbringe ich hier auch den Sommer.«

Der Hexer warf Zoltan einen beredten Blick zu. Der Zwerg blinzelte.

Regis deutete ein Lächeln an. »Bitte, bitte, die Herren, wenn Ihr Lust habt, lade ich herzlich zur Verkostung ein. Ich weiß Euer Feingefühl zu schätzen, doch in der gegenwärtigen Lage habe ich wenig Chancen, die Elixiere ins vom Krieg erfasste Dillingen zu bringen. Das alles müsste sowieso vertan werden, also wollen wir in diesem Zusammenhang nicht von Preisen sprechen. Ich bitte um Entschuldigung, aber Trinkgefäß habe ich nur eins.«

»Es genügt«, murmelte Zoltan, während er das Mensurglas nahm und vorsichtig etwas aus dem kleinen Bottich schöpfte. »Auf Euer Wohl, Herr Regis. Uuuch ...«

»Ich bitte um Verzeihung.« Wieder lächelte der Barbier. »Die Qualität des Destillats lässt sicherlich viel zu wünschen übrig... Im Grunde ist das ein Halbfabrikat.«

»Es ist das beste Halbfabrikat, das ich mein Lebtag getrunken habe.« Zoltan schnappte nach Luft. »Nimm, Dichter.«

»Aaach ... Himmel! Vorzüglich! Probier, Geralt.«

»Nach dem Hausherrn.« Der Hexer verbeugte sich leicht zu Emiel Regis hin. »Wo bleiben deine Manieren, Rittersporn?«

»Ihr müsst verzeihen, meine Herren«, wehrte der Alchimist ab, »aber ich gestatte mir keinerlei Genussmittel. Die Gesundheit ist nicht mehr das, was sie einmal war, ich musste verzichten ... auf viele Annehmlichkeiten.«

»Nicht einmal ein Schlückchen?«

»Es handelt sich um ein Prinzip«, erklärte Regis ruhig. »Ich verstoße niemals gegen Prinzipien, die ich für mich selbst aufgestellt habe.«

»Ich bewundere so viel Prinzipienfestigkeit und beneide Euch darum.« Geralt trank ein wenig aus dem Glas, leerte es nach kurzem Zögern. Der Genuss des Geschmacks wurde ein wenig von den Tränen behindert, die ihm in die Augen traten. Im Magen breitete sich eine belebende Wärme aus.

»Ich gehe Milva holen«, erbot er sich und gab das Gefäß dem Zwerg. »Macht nicht alles nieder, ehe wir zurück sind.«

Milva saß in der Nähe der Pferde und neckte sich mit dem sommersprossigen Mädchen, das sie den ganzen Tag aufs Pferd genommen hatte. Als sie von Regis' Gastfreundschaft hörte, zuckte sie erst einmal mit den Schultern, ließ sich aber nicht lange bitten.

Sie traten in die Hütte und trafen die Gesellschaft bei der Betrachtung der gelagerten Mandragora-Wurzeln an.

»Ich sehe das zum ersten Mal«, gestand Rittersporn, während er eine längliche Knolle in den Fingern drehte. »In der Tat, sie erinnert ein wenig an einen Menschen.«

»Den ein Hexenschuss erwischt hat«, stellte Zoltan fest. »Und die da, also das ist ein schwangeres Weib, wie es im Buche steht. Die hier dagegen, mit Verlaub, sieht aus wie zwei Menschen, die sich bumsen.«

»Ihr habt nur das eine im Kopf...« Milva kippte das volle Mensurglas hinunter, hustete heftig in die Hand. »Ja dass mich... Stark ist das Zeug! Ist das wirklich aus Mannwurz? He, dann trinken wir ja das Gleiche wie die Zauberinnen! Das kommt nicht alle Tage vor. Danke, Herr Barbier.«

»Die Freude ist ganz meinerseits.«

Das immer wieder nachgefüllte Mensurglas kreiste in der Gesellschaft, weckte gute Laune, Elan und Redseligkeit.

»Diese Mandragora, habe ich gehört, das ist ein Gebräu von großer Zauberkraft«, erklärte Percival Schuttenbach überzeugt.

»Gewiss doch«, bestätigte Rittersporn, worauf er einen Schluck nahm, sich den Mund abwischte und zu reden begann. »Sind etwa wenig Balladen zu diesem Thema verfasst worden? Die Zauberinnen verwenden die Mandragora für Elixiere, dank denen sie sich die ewige Jugend bewahren. Außerdem machen die Zauberinnen aus der Alraune eine Salbe, die Glamarye heißt. Eine mit solcher Salbe eingeriebene Zauberin wird derart schön und betörend, dass einem die Augen übergehen. Ihr müsst auch wissen, dass die Mandragora ein starkes Aphrodisiakum ist und für Liebeszauber verwendet wird, insbesondere, um das Mädchen gefügig zu machen. Da kommt auch der volkstümliche Name der Mandragora her: Mannwurz. Das heißt, für das Mädchen wurde es vielleicht nicht gleich perfekt, aber für den Mann wurd's.«

»Blödmann«, bemerkte Milva.

»Und ich habe gehört«, sprach der Gnom, nachdem er das volle Gefäß in einem Zug geleert hatte, »wenn man die Wurzel der Alraune aus der Erde zieht, dann weint die Pflanze und jammert, als wäre sie lebendig ...«

»Ha«, sagte Zoltan und schöpfte aus dem Bottich. »Wenn sie nur jammern würde! Die Mandragora, heißt es, schreit so grässlich, dass man davon den Verstand verlieren kann, außerdem ruft sie Beschwörungen und schleudert Zaubersprüche gegen denjenigen, der sie aus der Erde zieht. Das kann einen das Leben kosten.«

»Ich denk, das ist dummes Geschwätz.« Milva nahm ihm das Glas aus der Hand, trank es aus und wischte sich den Mund ab. »Es kann nicht sein, dass eine Pflanze solche Kräfte hat.«

»Es ist die reinste Wahrheit!«, rief der Zwerg hitzig. »Aber die schlauen Kräutersammler haben eine Methode gefunden, sich zu schützen. Wenn man eine Alraune findet, muss man eine Schnur um sie binden, am anderen Ende der Schnur bindet man einen Hund fest...«

»Oder ein Schwein«, warf der Gnom ein.

»Oder ein Wildschwein«, fügte Rittersporn ernst hinzu.

»Bist dumm, Dichter. Es geht darum, dass dieser Hund oder dieses Schwein die Mandragora aus der Erde zieht, wodurch die Flüche und Zauber der Pflanze das Tier treffen, der Kräutersammler aber, der sich weit entfernt und sicher im Gebüsch versteckt hat, kommt davon. Was, Herr Regis? Habe ich recht?«

»Die Methode ist interessant«, gab der Alchimist zu und lächelte geheimnisvoll. »Vor allem im Hinblick auf den Einfallsreichtum. Weniger günstig ist jedoch die zu weit getriebene Komplikation. Denn theoretisch würde ja die Schnur ausreichen, ohne daran ziehendes Tier. Ich würde der Mandragora nicht die Fähigkeit zutrauen, zu erkennen, wer an der Schnur zieht. Die Zaubersprüche und Flüche müssen immer die Schnur treffen, die ja billiger und leichter zu handhaben ist als ein Hund, ganz zu schweigen von einem Schwein.«

»Spottet Ihr?«

»Wie könnte ich es wagen. Wie gesagt, ich bewundere den Einfallsreichtum. Denn wie dem auch sei, die Mandragora ist entgegen der allgemeinen Ansicht nicht imstande, zu zaubern oder zu fluchen, im frischen Zustand ist das eine stark toxische Pflanze, so sehr, dass sogar der Boden rings um die Wurzel giftig ist. Wenn frischer Saft auf das Gesicht oder auf eine Wunde an der Hand spritzt, ha, sogar wenn man den Dunst einatmet, kann das fatale Folgen haben. Ich benutze eine Maske und Handschuhe, was nicht heißt, dass ich etwas gegen die Schnurmethode hätte.«

»Hmm...«, sagte der Zwerg nachdenklich.

»Und das mit diesem schrecklichen Schrei, den die herausgerissene Alraune ausstößt, ist das wahr?«

»Die Mandragora besitzt keine Stimmbänder«, erklärte der Alchimist ruhig. »Das ist ziemlich charakteristisch für Pflanzen, nicht wahr? Das vom Stiel abgesonderte Toxin hat jedoch eine starke halluzinogene Wirkung. Stimmen, Schreie, Flüstern und andere Geräusche sind nichts als Halluzinationen, die vom geschädigten Zentralnervensystem erzeugt werden.«

»Ha, das hab ich auf den Tod vergessen.« Aus dem Munde Rittersporns, der gerade das Mensurglas angesetzt hatte, drang ein unterdrücktes Blöken. »Die Mandragora ist hochgiftig! Und ich habe sie in die Hand genommen! Und jetzt schlucken wir das Zeug wie von Sinnen...«

»Toxisch ist ausschließlich die frische Wurzel der Alraune«, beruhigte ihn Regis. »Meine ist abgelagert und richtig zubereitet, und das Destillat ist gefiltert. Es besteht kein Grund zu Befürchtungen.«

»Natürlich nicht«, stimmte Zoltan zu. »Stoff ist immer Stoff, den kann man sogar aus Salbei brennen, aus Brennnesseln, Fischschuppen und alten Schnürsenkeln. Gib das Glas her, Rittersporn, die anderen warten.«

Das immer wieder nachgefüllte Mensurglas kreiste in der Gesellschaft. Alle setzten sich bequem auf den Fußboden. Der Hexer zischte und fluchte, änderte die Haltung, denn beim Sitzen drang ihm wieder der Schmerz durchs Knie. Er bemerkte, dass Regis ihn aufmerksam beobachtete.

»Eine frische Wunde?«

»Nicht besonders. Aber sie macht mir zu schaffen. Hast du irgendwelche Arzneien, die Schmerzen dämpfen können?«

»Das hängt von der Art der Schmerzen ab.« Der Barbier deutete ein Lächeln an. »Und von den Ursachen. In deinem Schweiß, Hexer, nehme ich einen seltsamen Geruch wahr. Bist du mit Magie geheilt worden? Hat man dir magische Enzyme und Hormone gegeben?«

»Ich habe verschiedene Mittel erhalten. Ich hatte keine Ahnung, dass man sie noch in meinem Schweiß riechen kann. Du hast eine verdammt empfindliche Nase, Regis.«

»Jeder hat seine starken Seiten. Als Ausgleich für die Schwächen. Welches Gebrechen ist bei dir magisch geheilt worden?«

»Ich hatte einen gebrochenen Arm und einen zerschmetterten Oberschenkelknochen.«

»Wie lange ist das her?« »Gut einen Monat.«

»Und du kannst schon wieder gehen? Unglaublich. Die Dryaden vom Brokilon, nicht wahr?« »Wie kommst du darauf?«

»Nur die Dryaden haben Arzneien, die das Knochengewebe so schnell wieder aufbauen können. Auf der Oberseite deiner Hände sehe ich dunkle Punkte, die Stellen, wo die Wurzeln der Conynhael-Pflanzen und die symbiotischen Büschel von purpurrotem Beinwurz eingedrungen sind. Conynhael verstehen nur die Dryaden zu gebrauchen, und purpurroter Beinwurz wächst nicht außerhalb des Brokilon.«

»Bravo. Eine fehlerfreie Deduktion. Mich interessiert aber etwas anderes. Gebrochen hat man mir den Oberschenkelknochen und den Unterarm. Starke Schmerzen verspüre ich jedoch stattdessen im Knie und im Ellenbogen.«

»Das ist charakteristisch.« Der Barbier nickte.

»Die Magie der Dryaden hat dir den beschädigten Knochen wiederhergestellt, aber gleichzeitig eine kleine Revolution in deinen Nervensträngen bewirkt. Eine Nebenwirkung, die am stärksten in den Gelenken zu spüren ist.«

»Was kannst du mir dagegen raten?«

»Nichts, leider. Du wirst noch lange Zeit unfehlbar Regenwetter vorhersehen. Im Winter werden die Schmerzen zunehmen. Ich würde dir aber keine starken Schmerzmittel empfehlen. Vor allem keine Narkotika. Du bist Hexer, in deinem Fall ist das absolut unangebracht.«

»Also werde ich mich mit deiner Mandragora kurieren.« Der Hexer hob das gefüllte Mensurglas, das ihm Milva gerade gereicht hatte, trank es aus und begann zu husten, dass ihm die Tränen in die Augen traten.

»Verdammt, mir ist schon besser.«

»Ich bin mir nicht sicher« – Regis lächelte mit geschlossenem Mund –, »ob du die eigentliche Krankheit kurierst. Ich erinnere dich daran, dass man die Ursachen heilen muss, nicht die Symptome.«

»Nicht im Falle dieses Hexers«, platzte Rittersporn heraus, der, schon ein wenig rot im Gesicht, dem Gespräch gefolgt war. »Ihm mit seinen Kümmernissen tut Schnaps gerade gut.«

»Dir sollte er auch guttun.« Geralt bedachte den Dichter mit einem eisigen Blick. »Vor allem, wenn dir davon die Zunge träge wird.«

»Damit würde ich eher nicht rechnen.« Wieder lächelte der Barbier. »Das Präparat enthält Belladonna. Viele Alkaloide, darunter Skopolamin. Ehe euch die Mandragora erwischt, werdet ihr alle zweifellos mit Eloquenz vor mir glänzen.«

»Womit?«, fragte Percival.

»MitBeredsamkeit.Entschuldigung.Wir wollen einfachere Wörter verwenden.«

Geralt verzog den Mund zu einem schwachen Lächeln. »Richtig«, sagte er. »Man verfällt leicht in Manieren und fängt an, solche Wörter Tag für Tag zu verwenden. Die Leute halten einen dann für einen aufgeblasenen Trottel.«

»Oder für einen Alchimisten«, sagte Zoltan Chivay, der gerade mit dem Mensurglas im Bottich schöpfte.

»Oder für einen Hexer«, prustete Rittersporn,

»der sich etwas angelesen hat, um einer gewissen Zauberin imponieren zu können. Zauberinnen, meine Herren, fliegen auf nichts so wie auf gewähltes Gerede. Habe ich recht, Geralt? Na, antworte doch was ...«

»Setz mal aus, Rittersporn«, unterbrach ihn der Hexer kalt. »Die in diesem Stoff enthaltenen Alkaloide wirken bei dir zu schnell. Du fängst an, dich zu verplaudern.«

»Hör doch auf, Geralt« – Zoltan verzog das Gesicht – »mit dieser Geheimniskrämerei. Viel Neues hat uns Rittersporn nicht erzählt. Du kannst nichts dagegen machen, dass du eine lebende Legende bist. Die Geschichten von deinen Abenteuern werden in den Puppentheatern gespielt. Darunter auch die Geschichte von dir und einer Zauberin namens Guinevere.«

»Yennefer«, berichtigte ihn Regis halblaut.

»Ich habe so ein Stück gesehen. Die Geschichte von der Jagd auf einen Dschinn, wenn mich die Erinnerung nicht trügt.«

»Ich war bei dieser Jagd dabei«, prahlte Rittersporn. »Da war was los, kann ich euch sagen ...«

»Erzähl es allen.« Geralt stand auf. »Trink dabei was und schmück alles schön aus. Ich gehe mir die Füße vertreten.«

»Heda.« Der Zwerg winkte ab. »Kein Grund, beleidigt zu sein...«

»Du hast mich falsch verstanden, Zoltan. Ich gehe meine Blase erleichtern. Etwas, was sogar bei lebenden Legenden vorkommt.«

Die Nacht war verteufelt kalt. Die Pferde stampften und schnaubten, der Dampf quoll ihnen aus den Nüstern. Die in Mondlicht getauchte Bude des Barbiers sah wahrlich märchenhaft aus. Die Hütte einer Waldhexe, wie sie im Buche stand.

Milva, die kurz nach Geralt herausgekommen war, räusperte sich unsicher. Ihr langer Schatten schloss zu seinem auf.

»Warum kommst du nicht zurück?«, fragte sie.

»Bist du wirklich wütend auf die da drin?«

»Nein.«

»Wieso zum Teufel stehst du dann hier allein im Mondschein?« »Ich zähle.« »Hä?«

»Seit dem Aufbruch aus dem Brokilon sind zwölf Tage vergangen, in deren Verlauf ich an die sechzig Meilen zurückgelegt habe. Ciri, wie das Gerücht besagt, ist in Nilfgaard, in der Hauptstadt des Kaiserreichs, von der mich, vorsichtig gerechnet, rund zweieinhalbtausend Meilen trennen. Aus einer einfachen Rechnung folgt, dass ich bei diesem Tempo ein Jahr und vier Monate bis dorthin brauche. Was sagst du dazu?«

»Nichts.« Milva zuckte mit den Schultern, räusperte sich abermals. »Ich kann nicht so gut rechnen wie du. Lesen und schreiben kann ich überhaupt nicht. Ich bin ein dummes, einfaches Mädchen vom Lande. Keine Gesellschaft für dich. Auch niemand zum Reden.«

»Sag so was nicht.«

»Ist doch wahr.« Sie drehte sich heftig um.

»Wozu hast du mir diese Tage und diese Meilen vorgerechnet? Damit ich dir einen Rat geb? Dir Mut mach? Deine Furcht abwehr, die Trauer lindre, die dich schlimmer quält als der Schmerz im Hinkebein? Das kann ich nicht! Du brauchst jemand anders. Diejenige, von der Rittersporn geredet hat. Die kluge, gelehrte. Die du liebst.«

»Rittersporn ist ein Plappermaul.«

»Klar. Aber manchmal hat es Hand und Fuß, was er plappert. Lass uns zurückgehen, ich will mich noch betrinken.« »Milva?« »Was ist?«

»Du hast mir nie gesagt, warum du dich entschlossen hast, mir nachzureiten.« »Du hast nie gefragt.« »Jetzt frage ich.«

»Jetzt ist es zu spät. Jetzt weiß ich es selber nicht mehr.«

»Na, da seid ihr ja endlich«, freute sich bei ihrem Anblick Zoltan, dessen Stimme schon deutlich anders klang. »Wir haben nämlich hier, stellt euch vor, beschlossen, dass Regis mit uns zusammen weiterreist.«

»Wirklich?« Der Hexer musterte den Barbier eingehend. »Woher dieser plötzliche Entschluss?«

»Herr Zoltan« – Regis senkte den Blick nicht –

»hat mir mitgeteilt, dass meine Umgebung von einem weitaus ernsteren Krieg erfasst ist, als aus den Erzählungen der Flüchtlinge hervorging. Eine Rückkehr auf die andere Seite kommt nicht infrage, in dieser Einöde zu bleiben, erscheint mir unklug. Allein zu reisen, auch.«

»Und wir, obwohl du uns überhaupt nicht kennst, sehen wie Leute aus, mit denen sicher zu reisen ist. Hat dir ein einziger Blick genügt?«

»Zwei«, erwiderte der Barbier mit leichtem Lächeln. »Einer auf die Frauen, die ihr in eure Obhut genommen habt. Der andere auf ihre Kinder.«

Zoltan rülpste laut, kratzte mit dem Mensurglas über den Boden des Bottichs.

»Der Anschein kann trügen«, spottete er.

»Vielleicht haben wir vor, diese Weiber in die Sklaverei zu verkaufen? Percival, nun mach doch was mit diesem Apparat. Schraub die Drossel ein bisschen auf, oder was? Wir wollen uns betrinken, und das tropft wie Blut aus der Nase.«

»Die Kühlschlange wird nicht funktionieren. Das Destillat wird warm sein.«

»Das macht nichts. Die Nacht ist kalt.«

Der warme Selbstgebrannte regte die Unterhaltung heftig an. Rittersporn, Zoltan und Percival bekamen rote Gesichter, ihre Stimmen veränderten sich immer mehr – im Falle des Dichters und des Gnoms konnte man im Grunde schon von leichtem Gefasel sprechen. Hungrig geworden, kaute die Gesellschaft kaltes Pferdefleisch und knabberte an den in der Hütte vorgefundenen Meerrettichwurzeln – unter Tränen, denn der Meerrettich war ebenso scharf wie der Selbstgebrannte.

Regis zeigte sich plötzlich verwundert, als sich herausstellte, dass das Endziel der Reise nicht die Enklave im Massiv von Mahakam war, das alte und sichere Wohngebiet der Zwerge. Zoltan, der noch redseliger als Rittersporn geworden war, erklärte, nach Mahakam werde er unter gar keinen Umständen zurückkehren, und ließ seinem Unmut über die dort herrschenden Zustände freien Lauf, insbesondere über die Politik und die absolute Herrschaft Brouver Hoogs, des Berghauptmanns von Mahakam und Gebieters aller Zwergenclans.

»Ein alter Knacker!«, schrie er und spuckte in die Feuerstelle des Ofchens. »Man schaut ihn an und weiß nicht, ob er lebendig ist oder ausgestopft. Er bewegt sich so gut wie gar nicht, zum Glück, denn bei jeder Bewegung furzt er. Was er sagt, versteht man nicht, weil ihm Bart und Schnurrbart mit fest gewordener Kohlsuppe zusammengeklebt sind. Aber er bestimmt über alle und alles, jeder muss nach seiner Pfeife tanzen ...«

»Man kann jedoch schwerlich behaupten, die Politik des Berghauptmanns Hoog sei schlecht«, warf Regis ein. »Gerade dank seinen entschiedenen Maßnahmen haben sich die Zwerge von den Elfen getrennt und kämpfen nicht mehr zusammen mit den Scioa'tael. Und darum haben die Pogrome aufgehört, darum ist es nicht zu einer Strafexpedition nach Mahakam gekommen. Verlässlichkeit in den Kontakten zu den Menschen bringt Früchte.«

»Einen Scheiß bringt sie.« Zoltan trank das Glas leer. »In der Sache mit den Eichhörnchen ging es dem alten Zausel nicht um irgendeine Verlässlichkeit, sondern darum, dass zu viele junge Leute die Arbeit in den Bergwerken und Schmieden sausen ließen, sich den Elfen anschlossen, um bei den Kommandos endlich mal als freie Männer Abenteuer zu erleben. Als sich die Erscheinung zu einem Problem auswuchs, hat Brouver Hoog die Hosenscheißer hart an die Kandare genommen. Die von den Eichhörnchen ermordeten Menschen gingen ihm am Arsch vorbei, und er pfiff auf die Repressalien, die die Zwerge deswegen zu erleiden hatten, auch auf eure berühmten Pogrome. Die Letzteren kümmerten und kümmern ihn einen Dreck, denn die Zwerge, die sich in den Städten angesiedelt haben, hält er für Abtrünnige. Was nun aber die Gefahr einer Strafexpedition nach Mahakam angeht, da kann ich nur lachen, meine Lieben. So eine Gefahr gibt es nicht und hat es nie gegeben, weil keiner der Könige es wagen würde, Mahakam auch nur mit dem Finger anzurühren. Ich sag euch noch mehr: Sogar die Nilfgaarder, wenn sie die Täler rings um das Massiv beherrschen könnten, würden es nicht wagen, Mahakam anzurühren. Wisst ihr, warum? Ich sag's euch: Mahakam heißt Stahl. Und was für welcher! Dort gibt es Kohle, dort gibt es die Magnetiterze, unerschöpfliche Vorräte. Überall sonst gibt's nur Rasenerz.«

»Und Technik gibt es in Mahakam«, warf Percival Schuttenbach ein. »Hüttenwesen und Metallurgie! Große Hochöfen, nicht irgendwelche beschissenen Rennöfen. Hammermühlen und Dampfhämmer...«

»Da, Percival, kipp's runter« – Zoltan reichte dem Gnom das wieder gefüllte Gefäß –, »sonst ödest du uns mit deiner Technik an. Alle wissen von der Technik. Aber nicht alle wissen, dass Mahakam Stahl exportiert. In die Königreiche, aber auch nach Nilfgaard. Und wenn uns jemand anrührt, zerstören wir die Werkstätten und schütten die Gruben zu. Und dann könnt ihr Menschen euch schlagen, aber mit Holzknüppeln, Steinen und Eselskinnladen.«

»Wenn du doch so wütend auf Brouver Hoog und die Zustände in Mahakam bist«, bemerkte der Hexer, »wieso sagst du dann auf einmal

>wir<?«

»Ja freilich«, bestätigte der Zwerg hitzig. »Es gibt so etwas wie Solidarität, oder? Ich gestehe, dass ich auch ein wenig stolz bin, dass wir klüger sind als die hochnäsigen Elfen. Das werdet ihr doch nicht bestreiten? Die Elfen haben ein paar hundert Jahre lang so getan, als gäbe es euch Menschen gar nicht. Haben in den Himmel geguckt, an Blümchen gerochen und beim Anblick eines Menschen die Augen verdreht und weggeschaut. Als sich aber zeigte, dass das nichts bringt, sind sie plötzlich aufgeschreckt und haben nach den Waffen gelangt. Haben beschlossen, zu töten und sich töten zu lassen. Und wir, die Zwerge? Wir haben uns angepasst. Nein, wir haben uns nicht von euch unterwerfen lassen, bildet euch das nur nicht ein. Wir haben euch unterworfen. Ökonomisch.«

»Ehrlich gesagt«, ließ sich Regis vernehmen,

»konntet ihr euch leichter anpassen als die Elfen. Die Elfen werden vom Land, vom Territorium zusammengehalten. Ihr vom Clan. Wo der Clan ist, da ist das Vaterland. Sogar wenn ein besonders kurzsichtiger König Mahakam angreifen würde, lasst ihr die Gruben absaufen und wandert ohne Bedauern woandershin. In andere, abgelegene Berge. Oder eben auch in die Menschenstädte.«

»Klar doch! In euren Städten kann man ganz gut leben.«

»Sogar in einen Ghetto?« Rittersporn schnappte nach Luft, nachdem er einen kräftigen Schluck von dem Destillat genommen hatte.

»Was ist denn schlecht an einem Ghetto? Ich wohne lieber unter meinesgleichen. Was soll mir Integration?«

»Wenn sie uns nur zu den Zünften zulassen würden.« Percival wischte sich die Nase am Ärmel ab.

»Das werden sie letzten Endes tun«, erklärte der Zwerg überzeugt. »Und wenn nicht, dann werden wir pfuschen oder eigene Zünfte gründen, soll der gesunde Wettbewerb entscheiden.«

»Trotzdem ist es in Mahakam sicherer als in den Städten«, bemerkte Regis. »Die Städte können jeden Augenblick in Flammen aufgehen. Es wäre klüger, den Krieg in den Bergen abzuwarten.«

»Wer will, kann da hingehen.« Zoltan schöpfte aus dem Bottich. »Mir ist die Freiheit lieber, und die findet man in Mahakam nicht. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie die Herrschaft des Alten aussieht. Neuerdings hat er begonnen, sich um die Regelung von, wie er sagt, gesellschaftlichen Fragen zu kümmern. Zum Beispiel: ob man Hosenträger tragen darf oder nicht. Ob man einen Karpfen gleich essen darf oder warten muss, bis die Gallerte erstarrt. Ob Okarinaspielen mit unserer vielhundertjährigenZwergentradition vereinbar ist oder ein verderblicher Einfluss der faulenden und dekadenten Menschenkultur. Nach wie viel Jahren Arbeit man einen Antrag auf Zuteilung einer ständigen Ehefrau stellen darf. In welcher Entfernung vom Bergwerk Pfeifen erlaubt ist. Und dergleichen Fragen von vitaler Bedeutung. Nein, Jungs, ich werde nicht zum Berg Carbon zurückkehren. Ich habe keine Lust, mein Leben vor Ort im Bergwerk zu verbringen. Vierzig Jahre unter Tage, wenn einen vorher nicht das Methan erledigt. Aber wir haben schon andere Pläne, was, Percival? Wir haben unsere Zukunft schon gesichert...«

»Zukunft, Zukunft...« Der Gnom trank das Mensurglas aus, schnauzte sich und schaute den Zwerg mit etwas verschwommenem Blick an. »Wir sollten uns nicht zu früh freuen, Zoltan. Denn noch können sie uns erwischen, und dann ist unsere Zukunft der Strang... Oder Drakenburg.«

»Halt den Mund«, knurrte der Zwerg und musterte ihn drohend. »Du verplapperst dich!«

»Das Skopolamin«, murmelte Regis.

Der Gnom faselte. Milva war trübsinnig. Zoltan hatte vergessen, dass er das schon einmal getan hatte, und erzählte allen von Hoog, dem alten Knacker, dem Berghauptmann von Mahakam. Geralt, der nicht mehr wusste, dass er es schon einmal gehört hatte, hörte zu. Regis hörte ebenfalls zu und fügte sogar Bemerkungen ein, ohne sich daran zu stören, dass er der einzige Nüchterne in der schon ziemlich betrunkenen Gesellschaft war. Rittersporn klimperte auf der Laute und sang.

*Jeder weiß, die schönsten Damen sind besonders stolz,*

*Denn am schwersten steigt sich 's immer auf das harte Holz.*

»Idiot«, kommentierte Milva. Rittersporn ließ sich nicht beirren.

*Bei der Jungfer wie beim Baume muss man drum verstehn,*

*Was zu viel ist, wegzunehmen, und dann wird's schon gehn.*

»Ein Pokal...«, stammelte Percival Schuttenbach. »Ein Kelch sozusagen ... Aus einem einzigen Stück Milch-Opal geschnitten ... Oh, so groß. Ich habe ihn auf dem Gipfel des Berges Montsalvat gefunden. Der Rand war mit Jaspis besetzt, und der Fuß war von Gold. Ein wahres Wunder...«

»Gebt ihm keinen Schnaps mehr«, sagte Zoltan Chivay.

»Warte, warte«, sagte Rittersporn, neugierig geworden, auch mit etwas unsicherer Stimme.

»Was ist mit diesem legendären Kelch passiert?«

»Ich hab ihn gegen ein Maultier getauscht. Ich brauchte ein Maultier, um die Ladung zu transportieren ... Korunde und kristallinen Kohlenstoff. Ich hatte davon... Ah... Einen ganzen Haufen... Ahm ... Die Ladung also, die war schwer, ohne Maultier nichts zu machen...

Was sollte ich mit diesem Pokal?«

»Korunde? Kohlenstoff?«

»Na, was ihr Rubine und Diamanten nennt. Sehr... ahm... gut zu gebrauchen.«

»Das kann ich mir denken.«

»Für Bohrer und für Feilen. Für Lager. Ich hatte davon einen ganzen Haufen...«

»Hörst du, Geralt?« Zoltan winkte ab und wäre, obwohl er saß, bei dieser Bewegung beinahe umgekippt. »Er ist klein, da hat er sich schnell besoffen. Träumt von einem Haufen Diamanten. Pass auf, Percival, dass dieser Traum nicht wahr wird! Zur Hälfte. Die nicht die Diamanten betrifft!«

»Träume, Träume«, begann Rittersporn wieder zu stammeln. »Und du, Geralt? Hast du wieder von Ciri geträumt? Du musst nämlich wissen, Regis, dass Geralt prophetische Träume hat! Ciri ist ein Überraschungskind, Geralt ist mit ihr durch die Vorherbestimmung verbunden, darum sieht er sie im Traum. Du musst auch wissen, dass wir nach Nilfgaard reiten, um Ciri dem Kaiser Emhyr wegzunehmen, der sie geraubt hat. Aber damit hat er nicht gerechnet, der Hundesohn, denn wir werden sie ihm wegnehmen, ehe er mit der Wimper zucken kann! Ich würde euch mehr erzählen, Jungs, aber es ist ein Geheimnis. Ein schreckliches, tiefes und finsteres Geheimnis ... Niemand darf davon erfahren, versteht ihr? Niemand!«

»Ich habe nichts gehört«, versicherte Zoltan und schaute den Hexer dreist an. »Hab wohl 'nen Pfropfen im Ohr.«

»Solche Pfropfen sind eine wahre Plage«, gestand Regis und tat so, als puhle er im Ohr.

»Nach Nilfgaard sind wir unterwegs...« Rittersporn stützte sich auf den Zwerg, um das Gleichgewicht zu halten, was sich weitgehend als Fehler erwies. »Es ist, wie gesagt, ein Geheimnis. Ein geheimes Ziel!«

»Und tatsächlich sinnreich verborgen.« Der Barbier nickte und warf einen Blick auf den vor Wut bleichen Geralt. »Wenn man die Richtung eures Marsches analysiert, käme nicht einmal das misstrauischste Individuum auf das Ziel eurer Reise.«

»Milva, was hast du?« »Lass mich in Frieden, betrunkener Dummkopf.«

»He! Sie weint! He, seht doch...«

»Geh zum Teufel, sag ich!« Die Bogenschützin wischte die Tränen fort. »Sonst geb ich dir eins zwischen die Lichter, du beschissner Reimeschmied ... Gib das Glas her, Zoltan ...«

»Das ist irgendwo abgeblieben...«, stotterte der Zwerg. »Ah, da ist es. Danke, Barbier... Und wo, zum Kuckuck, ist Schuttenbach?«

»Rausgegangen. Vor einer Weile. Rittersporn, vergiss nicht, du wolltest mir die Geschichte von dem Überraschungskind erzählen.«

»Gleich, gleich, Regis. Ich nehm nur rasch 'nen Schluck... Und erzähl dir alles ... Von Ciri, vom Hexer... Mit allen Einzelheiten ...«

»Nieder mit den Hurensöhnen!«

»Nicht so laut, Zwerg! Du weckst die Kinder vor der Hütte!«

»Sei nicht böse, Bogenschützin. Da, betrink dich.«

»Eeech ...« Rittersporn ließ den etwas unsteten Blick durch die Hütte schweifen. »Wenn mich jetzt die Gräfin Lettenhove so sähe ...«

»Wer?«

»Egal. Verdammt, dieses Zeug löst einem tatsächlich die Zunge ... Geralt, soll ich dir noch einschenken? Geralt!«

»Lass ihn in Ruhe«, sagte Milva. »Soll er träumen.«

Aus der Scheune am Rande des Dorfes schallte Musik, die Musik erreichte sie, noch ehe sie herangeritten waren, erregte sie. Unwillkürlich begannen sie, sich in den Sätteln der im Schritt gehenden Pferde zu wiegen, erst im Rhythmus des dumpfen Trommelschlags und der Bassgeige, dann, als sie näher kamen, im Takt der Melodie, die von den Fiedeln und Pfeifen gespielt wurde. Die Nacht war kalt, der volle Mond gleißte, in seinem Schein sah die Scheune, vom durch die Bretterritzen dringenden Licht erhellt, wie ein verwunschenes Märchenschloss aus.

Am Tor der Scheune herrschten Stimmengewirr und Helligkeit, unstet von den Schatten der tanzenden Paare.

Als sie eintraten, verstummte die Musik sofort, zerfloss in einem gedehnten, falschen Akkord. Die vom Tanz in Schweiß geratenen Dörfler tratenbeiseite,verließenden Stampflehmboden, drängten sich an Wänden und Pfosten. Ciri, die neben Mistle ging, sah die angstgeweiteten Augen der Mädchen, bemerkte die harten, verbissenen, auf alles gefassten Blicke der Männer und Burschen. Sie hörte das anschwellende Flüstern und Murren, lauter als das verhaltene Brummen der Dudelsacke zuvor, das Insektensummen der Geigen und Fiedeln. Das Flüstern. Die Ratten ... Die Ratten ... Die Räuber...

»Keine Angst«, sagte Giselher laut und warf den verstummten Musikanten einen prallen und klingenden Beutel zu. »Wir sind gekommen, um uns zu vergnügen. Das Fest ist für alle, nicht wahr?«

»Wo bleibt das Bier?« Kayleigh schüttelte einen Geldbeutel. »Wo bleibt eure Gastfreundschaft?«

»Und warum ist es so still?« Flamme blickte um sich. »Wir sind zum Vergnügen aus den Bergen gekommen. Nicht zur Beerdigung!«

Einer von den Dörflern durchbrach endlich das Zögern, näherte sich Giselher mit einem von Schaum triefenden Tonkrug. Giselher nahm ihn mit einer Verbeugung entgegen, trank aus, bedankte sich höflich und sittsam. Ein paar Burschen riefen anfeuernd. Der Rest aber schwieg.

»He, Gevattern«, rief Flamme wieder. »Ich hab Lust zu tanzen, aber ich sehe, dass man euch erst mal in Fahrt bringen muss!«

An der Wand der Scheune stand ein schwerer Tisch, vollgestellt mit Tongefäßen. Die Elfe klatschte in die Hände, sprang geschickt auf die Tischplatte von Eichenholz. Die Bauern nahmen eilig die Gefäße weg, die restlichen, bei denen sie es nicht schafften, entfernte Flamme mit einem ausholenden Fußtritt.

»Also, meine Herren Musiker« – sie stemmte die Hände in die Hüften, warf den Haarschopf zurück. »Zeigt, was ihr könnt! Musik!«

Schnell schlug sie mit den Absätzen den Takt. Die Trommel wiederholte ihn, Bassgeige und Schalmei fielen ein. Die Flöten und Fiedeln griffen die Melodie auf, komplizierten sie und veranlassten Flamme, Schritt und Rhythmus zu ändern. Die Elfe, bunt und leicht wie ein Schmetterling, ging mühelos darauf ein, begann zu tanzen. Die Dörfler fingen an, in die Hände zu klatschen.

»Falka!«, rief Flamme und kniff die von kräftiger Schminke verlängerten Augen zusammen. »Mit dem Schwert bist du schnell! Und beim Tanz? Hältst du mit mir Schritt?«

Ciri wand sich aus Mistles Arm, löste das Tuch vom Hals, legte das Barett und die kurze Jacke ab. Mit einem einzigen Sprung war sie auf dem Tisch neben der Elfe. Die Burschen schrien anfeuernd, Trommel und Bassgeige begannen zu dröhnen, der Dudelsack zu stöhnen.

»Spielt, Musikanten!«, schrie Flamme. »Was das Zeug hält! Und lebhaft!«

Die Hände in die Seiten gestemmt und den Kopf zurückgeworfen, begann die Elfe schnell mit den Füßen zu stampfen, zu tanzen, klopfte mit den Absätzen ein langes, rhythmisches Stakkato. Ciri, vom Rhythmus mitgerissen, wiederholte die Schritte. Die Elfe lächelte, sprang hoch, änderte den Rhythmus. Ciri warf mit einer heftigen Kopfbewegung die Haare aus der Stirn zurück, wiederholte fehlerfrei. Beide begannen im Gleichklang zu tanzen, jede das Spiegelbild der anderen. Die Bauern schrien, klatschten Beifall. Fiedeln und Geigen schwangen sich zu einem hohen Gesang empor, rissen das gleichmäßige, gewichtige Brummen der Bassgeige und das Gejammer des Dudelsacks in Fetzen.

Sie tanzten beide, kerzengerade, die Hände in die Hüften gestemmt, dass sie sich mit den Ellenbogen berührten. Die Eisen an den Absätzen schlugen den Rhythmus, der Tisch zitterte und bebte, im Schein der Talglichter und Fackeln wirbelte der Staub.

»Schneller!«, trieb Flamme die Musikanten an.

»Lebhafter!«

Das war keine Musik mehr, das war Irrsinn.

»Tanze, Falka! Vergiss dich!«

Absatz, Stiefelspitze, Absatz, Stiefelspitze, Absatz, Ausfallschritt und Sprung, eine Bewegung mit den Schultern, die Fäuste in den Hüften, Absatz, Absatz. Der Tisch zittert, das Licht wogt, die Menge wogt, alles wogt, der ganze Schuppen tanzt, tanzt, tanzt... Die Menge schreit, Giselher schreit, Asse schreit, Mistle lacht, klatscht, alle klatschen und stampfen, der Schuppen zittert, die Erde zittert, die Welt zittert in den Angeln. Die Welt? Welche Welt? Es gibt keine Welt mehr, nichts gibt es, nur den Tanz, den Tanz ... Absatz, Stiefelspitze, Absatz ... Flammes Ellenbogen ... Fieber, Fieber... Die Geigen, Fiedeln, Bassgeige und Dudelsack wiehern nur noch, der Trommler hebt und senkt nur noch in einem fort die Stöcke, er wird nicht mehr gebraucht, den Takt schlagen sie, Flamme und Ciri, ihre Absätze, dass es dröhnt und der Tisch wackelt, dass es dröhnt und die ganze Scheune wackelt... Rhythmus, Rhythmus ist in ihnen, Musik ist in ihnen, sie sind Musik. Flammes dunkle Haare tanzen über der Stirn und auf den Schultern. Die Saiten der Fiedeln überschlagen sich in fieberhaftem, flammendem, bis zu den höchsten Registern reichendem Gesang. Das Blut hämmert in den Schläfen. Sich vergessen. Sich verlieren.

Ich bin Falka. Ich bin schon immer Falka gewesen! Tanze, Flamme! Klatsche, Mistle! Geigen und Flöten beenden die Melodie mit einem scharfen, hohen Akkord, Flamme und Ciri bringen das Ende des Tanzes mit einem gleichzeitigen Wirbel der Absätze auf den Punkt, und ihre Ellenbogen verlieren dabei nicht den Kontakt. Beide atmen heftig, erhitzt, nass, plötzlich schmiegen sie sich aneinander, umarmen sich, lassen einander am Schweiß, an der Hitze, am Glück teilhaben. Die Scheune explodiert in einem einzigen großen Aufschrei, im Applaus von Dutzenden von Händen.

»Falka, du Teufelin«, sagt Flamme nach Luft ringend. »Wenn wir die Räuberei einmal satt haben, ziehen wir in die Welt und verdienen unser Brot als Tänzerinnen...«

Auch Ciri atmet schwer. Sie ist außerstande, ein Wort zu sagen. Sie lächelt nur krampfhaft. Über ihre Wange rinnt eine Träne.

Plötzlich Geschrei in der Menge, Durcheinander. Kayleigh stößt heftig einen stämmigen Dörfler zurück, der Dörfler stößt Kayleigh, es blitzen erhobene Fäuste. Reef springt herzu, im Licht der Fackeln blitzt ein Stilett auf.

»Nein! Aufhören!«, schreit Flamme durchdringend. »Keine Schlägerei! Das ist die Nacht des Tanzes!« Die Elfe nimmt Ciri bei

der Hand, beide springen auf den Fußboden.

»Musiker, spielt! Wer zeigen will, wie er springen kann, her zu uns! Na, wer traut sich?«

Die Bassgeige brummt monoton, in das Brummen dringt das langgezogene Stöhnen des Dudelsacks ein, darauf der hohe, wilde Gesang der Fiedeln. Die Dörfler lachen, knuffen sich gegenseitig, überwinden das Zögern. Einer, breitschultrig und hellhaarig, greift sich Flamme. Ein anderer, jünger und schmaler, verbeugt sich unsicher vor Ciri. Ciri wirft stolz den Kopf zurück, doch gleich darauf lächelt sie einladend. Der Bursche umfasst sie an der Taille, Ciri legt ihm die Hände auf die Schultern. Die Berührung durchfährt sie wie eine feurige Pfeilspitze, erfüllt sie mit pulsierendem Verlangen.

»Lebhafter, Musikanten!«

Die Scheune zittert vor Geschrei, vibriert mit Rhythmus und Melodie. Ciri tanzt.

*Vampir, auch Wurdulak, heißet ein toter Mensch, so vom Chaos wieder zum Leben erwecket ward. Wiewohl er das erste Leben verloren hat, gewinnet er das zweite des Nachts. Er verläßt den Sarg beim Lichte des Mondes, und kann allein dahin gehen, wohin des Mondes Strahlen ihn führen; er kommet über schlafende Jungfern oder junge Bauernknechte und sauget, sonder sie zu wecken, ihr süßes Blut.*

Physiologus

*Die Bauern aßen große Mengen Knoblauch und hängten sich der Sicherheit halber noch Knoblauchkränze um den Hals. Etliche, insonderheit Weibervolk, stopften sich ganze Knoblauchzwiebeln, wohin es nur ging. Das ganze Dorf stank horrendum nach Knoblauch, also deuchte die Bauern, sie seien in Sicherheit und der Vampyr könne ihnen nichts anhaben. Groß war darum ihre Verwunderung, als der Vampyr, der nächtens geflogen kam, sich ganz und gar nicht erschrak, sondern zu lachen anfing, vor Freude mit den Zähnen knirschte und spottete: »Das ist gut«, rief er, »daß ihr euch gewürzt habt, ich werde euch augenblicks fressen, aber gewürztes Fleisch ist mehr nach meinem Geschmack. Salzt euch noch und pfeffert euch, und vergeßt auch nicht den Mostrich.«*

Silvester Bugiardo, *Liber Tenebrarum, oder  
Das Buch der Schrecklichen und doch Wahrhaftigen  
Geschehnisse, welche die Wissenschaft niemals expliciert hat*

*Hoch über dir  
fliegt der Vampir,  
schwarz im fahlen Mondenlicht.  
Mädchen, fürchtest du dich nicht?*

Volksliedchen

# Das vierte Kapitel

Wie üblich kamen die Vögel dem Sonnenaufgang zuvor und erfüllten die graue und neblige Stille der Morgendämmerung mit einer wahren Explosion von Gezwitscher. Wie üblich waren als erste die schweigsamen Frauen aus Kernow und ihre Kinder zum Aufbruch bereit. Als ebenso schnell und energisch erwies sich der Barbier Emiel Regis, der sich ihnen mit einem Wanderstab und dem ledernen Tornister auf dem Rücken anschloss. Die Übrigen von der Gesellschaft, die sich in der Nacht mit der Arbeit des Destillierapparats vertraut gemacht hatte, waren nicht so munter. Die Kühle des Morgens weckte die Zecher und brachte sie zur Besinnung, konnte jedoch die Folgen des Mandragora-Selbstgebrannten nicht vollends vertreiben. Geralt kam in einer Ecke der Lehmhütte zu sich, den Kopf auf Milvas Schoß. Zoltan und Rittersporn lagen Arm in Arm auf dem Stapel Alraunenwurzeln und schnarchten, dass die an den Wänden hängenden Kräuterbüschel wackelten. Percival fand sich hinter der Hütte wieder, in einem Traubenkirschgebüsch zusammengerollt und mit der Strohmatte zugedeckt, die Regis als Schuhabstreicher diente. Alle fünf zeigten deutliche, wenngleich differenzierte Symptome der Erschöpfung und löschten intensiv ihren Durst an der Quelle.

Als sich jedoch der Frühdunst auflöste und der rote Sonnenball über den Wipfeln der Kiefern und Lärchen des Fen Carn aufstieg, war die Gesellschaft schon unterwegs und marschierte wacker zwischen den Grabhügeln. Regis führte, gefolgt von Percival und Rittersporn, die sich aufmunterten, indem sie zweistimmig die Ballade von den drei Schwestern und dem eisernen Wolf sangen. Hinter ihnen trottete Zoltan Chivay, der den kastanienbraunen Hengst am Zügel führte. Der Zwerg hatte im Anwesen des Barbiers einen knorrigen Stock von Eschenholz gefunden, jetzt schlug er damit gegen alle Menhire, an denen sie vorbeikamen, und wünschte den längst dahingegangenen Elfen ewige Ruhe, der auf seiner Schulter sitzende Feldmarschall Duda jedoch sträubte das Gefieder und krächzte von Zeit zu Zeit etwas widerwillig, unverständlich und ohne rechte Überzeugung.

Als am wenigsten widerstandsfähig gegen das Alraunendestillat erwies sich Milva. Sie marschierte mit sichtlicher Mühe, war schweißbedeckt, blass und wütend wie eine Wespe, sie antwortete nicht einmal auf das Geplauder des Mädchens mit den Zöpfchen, das sie im Sattel des Rappen reiten ließ. Geralt versuchte also nicht, ein Gespräch zu beginnen; er war selbst nicht bei bester Laune.

Der Nebel, aber auch die mit lauten, wenngleich etwas verkaterten Stimmen vorgetragene lange Geschichte vom eisernen Wolf bewirkten, dass sie plötzlich und ohne Vorwarnung auf die Gruppe von Dörflern stießen. Die Bauern hingegen hatten sie schon von weitem gehört und warteten, standen reglos zwischen den in den Erdboden eingegrabenen Monolithen, und ihre grauen Kittel gaben eine perfekte Tarnung ab. Es fehlte nicht viel, und Zoltan Chivay hätte einem von ihnen eins mit dem Eschenknüppel verpasst, weil er ihn für einen Grabstein hielt.

»Ohohoho!«, rief er. »Entschuldigt, Leute. Ich hab euch nicht gesehen. Guten Tag! Seid gegrüßt!«

Das Dutzend Bauern murmelte in wirrem Chor eine Antwort auf den Gruß und musterte die Gesellschaft finster. In den Händen hielten sie Schaufeln, Spitzhacken und klafterlange angespitzte Stöcke.

»Seid gegrüßt«, wiederholte der Zwerg. »Ich vermute, ihr seid aus dem Lager an der Chotla. Hab ich recht?«

Statt einer Antwort wies einer von den Bauern die übrigen auf Milvas Pferd hin. »Ein Rappe«, sagte er. »Seht ihr?«

»'n Rappe«, wiederholte ein anderer und leckte sich die Lippen. »Fürwahr, 'n Rappe. Das trifft sich gut.«

»He?« Zoltan hatte die Blicke und Gesten bemerkt. »Ja, ein Rappe. Na und? Das ist doch ein Pferd, keine Giraffe, da gibt's nichts zu staunen. Was macht ihr hier, Gevattern, auf diesem Friedhof?«

»Und ihr?« Der Bauer ließ den Blick unwillig über die Gesellschaft schweifen. »Was macht ihr hier?«

»Wir haben dieses Gelände gekauft.« Der Zwerg schaute ihm geradezu in die Augen und schlug mit dem Knüppel gegen einen Menhir.

»Und wir schreiten es ab, ob man uns nicht womöglich betrogen hat.«

»Und mir machn hier Jagd aufn Fangpir!«

»Auf wen?«

»'n Fangpir«, wiederholte der älteste der Bauern deutlich und kratzte sich unter der vor Schmutz starrenden Filzkappe am Kopf.

»Irgendwo hier musser sein Lager habm, der Verfluchte. Mir habm Eschenpflöcke angespitzt, wie mir das Scheusal finden, durchlöchern mirn, dasser nimmer aufsteht!«

»Und Weihwasser habm mir in den Doppeltöpfn, die uns der gesegnete Herr Priester gege'm hat!«, rief herausfordernd ein anderer Bauer und zeigte die Gefäße. »Damit besprühn mir den Blutsäufer, dasser in alle Ewigkeit hinüber ist!«

»Ha, ha«, sagte Zoltan Chivay. »Die Jagd, sehe ich, habt ihr in großem Stil angefangen, breit angelegt und in allen Einzelheiten durchdacht. Ein Vampir, sagt ihr? Na, da habt ihr Glück, gute Leute. Wir haben einen Spezialisten für Vampire unter uns, denn ...«

Er verstummte und fluchte leise, weil ihn der Hexer kräftig gegens Schienbein getreten hatte.

»Wer hat diesen Vampir gesehen?«, fragte Geralt und bedeutete seinen Gefährten mit einem beredten Blick zu schweigen. »Woher wisst ihr, dass ihr ihn ausgerechnet hier suchen müsst?«

Die Bauern flüsterten untereinander.

»Niemand hatn gesehn«, gestand schließlich der mit der Filzkappe. »Auch nicht gehört.

Wie soll man den denn sehn, wenner nachts fliegt, im Finstern? Wie soll man ihn hörn, wenner auf Fledermausflügeln rumsegelt, ohne Lärm und Geräusch?«

»Den Fangpir habm mir nicht gesehn«, fügte ein anderer hinzu. »Aber Spurn von seinem schrecklichen Treibm hatte es. Seitdem Vollmond ist, bringt das Ungeheuer jede Nacht ein' von unsern Leuten um. Zwei hatter schon zerfetzt, in Stücke gerissn. 'n Weib und 'nen Jungen. Fürchterlich! In Stücke hat der Fangpir die Armen gerissn, hat das ganze Blut aus den Adern gesoffn! Solln mir denn da tatnlos auf die dritte Nacht wann?«

»Wer hat gesagt, dass der Täter gerade ein Vampir war und nicht ein anderes Raubtier? Wer ist auf den Gedanken gekommen, auf dem Friedhof nach ihm zu suchen?«

»Der Herr Priester hat das gesagt. Ein gelehrter und gottesfürchtiger Mann, den Göttern sei Dank, dasser in unser Lager geratn ist. Er hat gleich erratn, dassn Fangpir über uns gekomm' ist. Zur Strafe, weil wir nicht genug gebetet und fürn Tempel gespendet habm. Er betet jetzt im Lager und macht alle möglichen Hexozismen, und uns hatter gesagt, mir solin das Grab suchn, wo der Untote am Tage schläft.«

»Ausgerechnet hier?«

»Wo solin mir denn das Grab von dem Fangpir suchen, wenn nicht aufm Friedhof? Und das ist doch 'n Elfnfriedhof, jedes Kind weiß, dass die Elfn 'ne bösartige und gottlose Rasse sind, dass jeder zweite Elf, wenner stirbt, zu 'nem verfluchtn Untotn wird! Alles Schlechte kommt von den Elfn!«

»Und von den Baibieren.« Zoltan nickte mit ernster Miene. »Stimmt. Jedes Kind weiß das. Ist dieses Lager weit entfernt, von dem die Rede war?«

»Och, nicht weit...«

»Redet nicht zu viel mit denen, Vater Haferohm«, knurrte der zugewachsene Bauer mit den Haaren bis zu den Brauen, derselbe, der schon vorher Unwillen gezeigt hatte.

»Weiß der Kuckuck, was das für welche sind, irgend sone verdächtige Bande. Na, ans Werk. Sie solin das Pferd hergebm und dann ihrer Wege gehn.«

»Ja, da hatter recht«, sagte der ältere Bauer.

»Mir müssn zu Rande komm', weil die Zeit vergeht. Gebt das Pferd. Diesn Rappn. Mir brauchns, um den Fangpir zu suchn. Junge Frau, nimm das Kind ausm Sattel.«

Milva, die die ganze Zeit über mit gleichgültiger Miene zum Himmel gestarrt hatte, schaute den Bauern an, und ihre Gesichtszüge wurden bedrohlich scharf.

»Redest du mit mir, Bauer?«

»Grad mit dir. Gib den Rappn, mir brauchn den.«

Milva rieb sich das verschwitzte Genick und biss die Zähne zusammen, der Ausdruck ihrer müden Augen bekam etwas ausgesprochen Wölfisches.

»Worum geht es euch, Leute?« Der Hexer lächelte, er versuchte, die Situation zu entschärfen. »Wozu braucht ihr das Pferd, um das ihr so höflich bittet?«

»Ja, wie solin mir denn sonst das Grab von dem Untotn findn? Weiß doch jeder, dass man auf 'nem schwarzn Hengst übern Friedhof reitn muss, und wo er bei 'nem Grab stehenbleibt und sich nicht mehr von der Stelle rührt, da liegt der Fangpir. Dann muss man den ausgraben und 'nen Espenpflock durch ihn durchschlagn. Sperrt euch nicht, denn bei uns geht's auf Biegn und Brechn. Mir müssn diesn Rappn kriegn!«

»Eine andere Farbe«, erkundigte sich Rittersporn versöhnlich und hielt dem Bauern die Zügel von Pegasus hin, »tut es nicht?«

»Überhaupt nicht.«

»Dann habt ihr Pech«, presste Milva zwischen den Zähnen hervor. »Denn ich geb euch das Pferd nicht.«

»Was heißt, du gibst's nicht? Hast du nicht zugehört, was ich gesagt hab, Weib? Mir müssn!«

»Ihr. Aber ich nicht.«

»Es gibt eine Möglichkeit, sich gütlich zu einigen«, ließ sich Regis freundlich vernehmen. »Soweit ich verstehe, widerstrebt es Frau Milva, das Pferd in fremde Hände zu geben...«

»Und ob.« Die Bogenschützin spuckte saftig aus. »Schon der Gedanke ist mir zuwider.«

»Damit also alle zufrieden sind«, fuhr der Barbier ruhig fort, »dann soll sich Frau Milva selbst auf den Rappen setzen und den notwendigen Ritt über die Nekropole unternehmen.«

»Ich werd nicht wie blöd über den Friedhof reiten!«

»Verlangt ja auch keiner von dir, Weib!«, schrie der mit den Haaren bis zu den Brauen.

»Dazu brauchts 'nen Mann, 'nen ganzn Kerl, das Weibervolk soll in der Küche bei den Töpfn sitzn. 'n Mädel kann sich freilich später vielleicht noch nützlich machn, weil, gegen 'nen Untoten sind Jungfernträn' gut, wenn man den Fangpir damit bespritzt, flammter auf wie Zunder. Aber die Trän' muss 'ne reine Jungfer vergießn, die noch nicht mit 'nem Burschn rumgemacht hat. Glaub nicht, dass du so eine bist, Weib. Also zu nichts zu gebrauchn.«

Milva tat einen schnellen Schritt nach vorn und stieß mit einer nicht wahrnehmbaren Bewegung die rechte Faust nach vorn. Es krachte, der Kopf des Bauern prallte zurück, wodurch der zugewachsene Hals und das Kinn ein vorzügliches Ziel abgaben. Die junge Frau tat noch einen Schritt und schlug gerade zu, mit der Kante der offenen Hand, wobei sie die Wucht des Schlages durch eine Drehung in Hüften und Schultern verstärkte. Der Bauer taumelte rückwärts, stolperte über die eigenen Füße und stürzte hin, wobei sein Hinterkopf mit hörbarem Krachen gegen einen Menhir stieß.

»Jetzt siehst du, wozu ich zu gebrauchen bin«, sagte die Bogenschützin mit vor Zorn bebender Stimme und rieb sich die Hand.

»Wer von uns ein richtiger Kerl ist und wer an die Kochtöpfe gehört. Wirklich, es geht nichts über einen Faustkampf, danach weiß man immer alles. Wer ein Mann und ein richtiger Kerl ist, der steht auf den Füßen, wer ein Trottel und Schlappschwanz ist, liegt am Boden. Hab ich recht, Bauern?«

Die Dörfler beeilten sich nicht mit der Zustimmung, sie schauten Milva mit offenen Mündern an. Der mit dem Filzhut kniete sich neben den Niedergeschlagenen und klopfte ihm sacht gegen die Wange. Ohne Wirkung.

»Tot«, ächzte er und hob den Kopf.

»Totgeschlagn. Wie kannst du, Mädel? Wie kannst du einfach so 'nen Menschen totschlagn?«

»Das wollte ich nicht«, flüsterte Milva, senkte die Hände und wurde kreideweiß. Und dann tat sie etwas, was absolut niemand erwartet hatte.

Sie wandte sich ab, wankte, stützte den Kopf gegen einen Menhir und übergab sich heftig.

»Was ist mit ihm?«

»Eine leichte Gehirnerschütterung«, erwiderte Regis, während er aufstand und den Tornister zuschnallte. »Der Schädel ist heil. Er ist schon wieder bei Bewusstsein. Er erinnert sich, was passiert ist, erinnert sich, wie er heißt. Das ist eingutesVorzeichen.Der Gefühlsüberschwang von Frau Milva war zum Glück unbegründet.«

Der Hexer betrachtete die Bogenschützin, die nahebei an einem Felsblock saß und ins Weite schaute. »Das ist kein empfindsames Fräulein, das für derlei Emotionen empfänglich ist«, murmelte er. »Ich würde eher dem gestrigen Selbstgebrannten mit der Belladonna die Schuld geben.«

»Sie hat schon früher gekotzt«, warf Zoltan leise ein. »Vorgestern im Morgengrauen. Ihr habt noch geschlafen. Ich denke, das liegt an den Pilzen, die wir auf dem Turlough gefressen haben. Mir hat auch zwei Tage lang der Bauch wehgetan.«

Regis bedachte den Hexer mit einem sonderbaren Blick unter den ergrauenden Brauen hervor, lächelte rätselhaft, hüllte sich in den schwarzen Wollmantel.

Geralt ging zu Milva, räusperte sich. »Wie fühlst du dich?«

»Elend. Was ist mit dem Bauern?«

»Weiter nichts. Er ist zu sich gekommen. Regis hat ihm aber verboten aufzustehen. Die Bauern basteln eine Trage, zum Lager werden wir ihn zwischen zwei Pferden bringen.«

»Nehmt meinen Rappen.«

»Wir haben Pegasus und den Braunen genommen. Die sind ruhiger. Steh auf, es ist Zeit für den Weg.«

Die an Zahl größer gewordene Gesellschaft ähnelte jetzt einem Begräbniszug und trottete im Begräbnistempo einher.

»Was sagst du zu diesem Vampir?«, wollte Zoltan Chivay vom Hexer wissen. »Glaubst du an diese Geschichte?«

»Ich habe die Toten nicht gesehen. Ich kann nichts sagen.«

»Das ist offensichtlich Schwindel«, erklärte Rittersporn überzeugt. »Die Bauern haben gesagt, dass die Ermordeten zerrissen worden sind. Ein Vampir zerreißt niemanden. Er beißt in eine Arterie und trinkt das Blut, wobei er zwei deutliche Spuren von Zähnen hinterlässt. Das Opfer überlebt recht oft. Ich habe darüber in einem Fachbuch gelesen. Da gab es auch Kupferstiche, die die Bissspuren an den Schwanenhälsen von Jungfrauen zeigten. Bestätige das, Geralt.«

»Was soll ich bestätigen? Ich habe diese Kupferstiche nicht gesehen. Von Jungfrauen verstehe ich auch nicht viel.«

»Spotte nicht. Spuren von Vampirbissen musst du mehr als einmal gesehen haben. Ist dir jemals ein Fall untergekommen, in dem der Vampir sein Opfer in Stücke gerissen hat?«

»Nein. So was kommt nicht vor.«

»Im Falle höherer Vampire niemals«, warf Emiel Regis sanft ein. »Soweit mir bekannt ist, verursachen auch Alb, Katakan, Mula, Bruxa und Nosferat keine derart schrecklichen Verletzungen. Ziemlich brutal gehen hingegen der Nietopyr und die Ekimma mit den Leichen der Opfer um.«

»Bravo.« Geralt betrachtete ihn mit aufrichtigem Staunen. »Du hast keine einzige Vampirart ausgelassen. Und hast keine von den legendären erwähnt, die es nur in Märchen gibt. Wahrlich ein imponierendes Wissen. Also musst du auch wissen, dass Ekimmen und Nietopyre in unserem Klima niemals vorkommen.«

»Wie denn das?«, fauchte Zoltan und fuchtelte mit seinem Eschenknüppel. »Wer hat denn dann in unserem Klima das Weib und den Jungen zerrissen? Haben sie das in einem Anfall von Verzweiflung selber getan?«

»Es gibt eine lange Liste von Geschöpfen, denen man so etwas zuschreiben kann. Angefangen bei einem Rudel verwilderter Hunde, einer in Kriegszeiten ziemlich häufigen Plage. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wozu solche Hunde imstande sind. Die Hälfte aller Opfer, die chaotischen Ungeheuern zugeschrieben werden, geht in Wahrheit auf das Konto verwilderter Hofköter.«

»Du schließt Ungeheuer also aus?«

»Keineswegs. Es könnte eine Striege gewesen sein, eine Harpyie, ein Graveir, ein Ghul...«

»Kein Vampir?« »Kaum.«

»Die Bauern haben sich auf irgendeinen Priester berufen«, erinnerte Percival Schuttenbach. »Kennen sich Priester mit Vampiren aus?«

»Manche kennen sich in vielen Dinge aus, und das recht gut; ihre Meinung zu hören, lohnt sich in der Regel. Leider trifft das nicht auf alle zu.«

»Insbesondere nicht auf solche, die sich mit Flüchtlingen in den Wäldern herumtreiben«, schnaubte der Zwerg. »Das ist am ehesten irgendein Einsiedler, ein ungebildeter, hinterwäldlerischer Eremit. Er hat die Expedition der Bauern auf deinen Friedhof geschickt, Regis. Wenn du beim Vollmondschein Mandragora gesammelt hast, hast du da niemals einen Vampir gesehen? Nicht einmal einen ganz kleinen? Winzigen?«

»Nein, niemals.« Der Barbier deutete ein Lächeln an. »Aber das ist kein Wunder. Der Vampir, wie ihr eben erst gehört habt, segelt auf Fledermausflügeln herum, ohne Lärm und Geräusch. Man kann ihn leicht übersehen.«

»Und ihn leicht dort sehen, wo keiner ist und nie war«, bestätigte Geralt. »Als ich jünger war, habe ich des öfteren Zeit und Energie darauf vergeudet, Gespenstern und Aberglauben nachzujagen, die das ganze Dorf mit dem Schultheiß an der Spitze gesehen hatte und malerisch schilderte. Einmal habe ich zwei Monate lang auf einem Schloss gewohnt, das angeblich von einem Vampir heimgesucht wurde. Da gab es keinen Vampir. Aber das Essen war nicht übel.«

»Zweifellos sind dir aber auch Fälle untergekommen, in denen das Gerede von einem Vampir begründet war«, sagte Regis, ohne den Hexer anzuschauen. »Dann, nehme ich an, hast du Zeit und Energie nicht verschwendet. Das Ungeheuer ist deinem Schwert erlegen?«

»Das kam vor.«

»So oder so«, erklärte Zoltan, »die Bauern haben Glück. Ich denke, ich werde in diesem Lager auf Munro Bruys und die anderen Jungs warten, und euch wird eine Ruhepause auch nicht schaden. Was immer das Weib und den Jungen umgebracht hat, es wird ihm übel ergehen, wenn sich im Lager ein Hexer befindet.«

»Wenn wir schon dabei sind«, sagte Geralt mit finsterem Blick, »bitte ich doch sehr, dass ihr nicht herumerzählt, wer ich bin. Diese Bitte betrifft vor allem dich, Rittersporn.«

»Wie du willst.« Der Zwerg nickte. »Du wirst Gründe haben. Gut, dass du uns rechtzeitig gewarnt hast, denn das Lager ist schon zu sehen.«

»Und zu hören«, ergänzte Milva, die schließlich ihr langes Schweigen brach.

»Einen Krach machen die, zum Fürchten.«

»Das, was zu uns herandringt« – Rittersporn zog eine kluge Miene –, »ist die übliche Sinfonie eines Flüchtlingslagers. Wie üblich komponiert für ein paar hundert menschliche Kehlen, dazu nicht weniger Kühe, Schafe und Gänse. In den Solopartien zankende Weiber, sich prügelnde Kinder, ein krähender Hahn und, wenn ich mich nicht irre, ein Esel, dem sie eine Distel unter den Schwanz stecken. TitelderSinfonie:>Eine Menschenansammlung im Kampf ums Dasein<.«

»Die Sinfonie«, merkte Regis an, während er die Flügel seiner edlen Nase bewegte, »ist wie üblich akustischolfaktorisch. Von der ums Dasein kämpfenden Ansammlung dringt ein erlesener Geruch von gekochtem Kohl heran, einer Speise, ohne die das Dasein offensichtlich nicht möglich ist. Einen charakteristischen Geruchsakzent setzen zudem die physiologischen Bedürfnisse, die befriedigt werden, wo es sich gerade ergibt, am häufigsten am Rande des Lagers. Ich habe nie verstehen können, wieso sich der Kampf ums Dasein in dem Unwillen äußert, Latrinen zu graben.«

»Hol euch der Teufel mit eurem klugen Gerede«, sagte Milva entnervt. »Ein Schock schlaue Wörter, wo ein paar ausreichen: Es stinkt nach Scheiße und Kohl!«

»Scheiße und Kohl treten immer zusammen auf«, sprach Percival Schuttenbach sentenziös.

»Eins treibt das andere an. Ein Perpetuum mobile.«

Als sie zu dem lärmenden und stinkenden Lager kamen, zwischen Lagerfeuer, Wagen und Laubhütten traten, wurden sie sofort zum Mittelpunkt des Interesses aller hier versammelten Flüchtlinge, von denen es gut zweihundert gab, vielleicht sogar mehr. Das Interesse nahm rasch zu, auf eine Weise, dass es kaum zu glauben war – plötzlich schrie jemand, plötzlich heulte jemand auf, plötzlich warf sich jemand jemandem an den Hals, jemand begann wild zu lachen, jemand ebenso wild zu schluchzen. Es brach ein mächtiger Wirrwarr los. Aus der Kakophonie von Männer-, Frauen- und Kinderschreien war zunächst schwer zu schließen, worum es ging, doch endlich wurde es klar. Zwei der Frauen aus Kernow, die mit ihnen gekommen waren, hatten im Lager Mann und Bruder gefunden, von denen sie geglaubt hatten, sie seien tot oder im Strudel des Krieges spurlos verschwunden. Freude und Tränen nahmen kein Ende.

»EtwasderartBanalesund Melodramatisches«, sagte Rittersporn überzeugt und zeigte auf die rührende Szene,

»kann nur im wirklichen Leben geschehen. Wenn ich versuchen würde, auf diese Weise eine von meinen Balladen enden zu lassen, würde man mich gnadenlos auslachen.«

»Zweifellos«, bestätigte Zoltan. »Trotzdem freuen einen solche Banalitäten. Es ist einem leichter ums Herz, wenn das Schicksal jemandem etwas schenkt, statt etwas wegzunehmen. Na, die Weiber sind wir jetzt los. Haben sie mitgeschleppt, und jetzt sind sie da. Kommt, hier gibt es nichts herumzustehen.«

Der Hexer verspürte einen Augenblick lang Lust, vorzuschlagen, mit dem Weggehen noch etwas zu warten, denn er rechnete damit, dass wenigstens eine der Frauen es für angebracht halten würde, dem Zwerg Dank zu sagen. Er überlegte es sich jedoch anders, denn nichts deutete darauf hin. Die von dem Wiedersehen freudig erregten Frauen nahmen ihn überhaupt nicht mehr wahr.

»Worauf wartest du?« Zoltan warf ihm einen raschen Blick zu. »Dass sie dich zum Dank mit Blumen überhäufen? Dir Honig ums Maul schmieren? Verschwinden wir von hier, hier haben wir nichts zu tun.« »Du hast zweifellos recht.«

Sie kamen nicht weit. Es hielt sie ein piepsiges Stimmchen zurück. Das sommersprossige Mädchen mit den kleinen Zöpfen holte sie ein. Es war außer Atem, in der Hand aber hielt es einen großen Blumenstrauß.

»Vielen Dank«, piepste es, »dass ihr auf mich und das Brüderchen aufgepasst habt, und auf die Mama. Dass ihr gut zu uns wart und überhaupt. Ich habe Blumen für euch gepflückt.«

»Danke«, sagte Zoltan Chivay.

»Ihr seid gut«, sagte das Mädchen und nahm das Ende eines Zöpfchens in den Mund. »Ich glaube überhaupt nicht, was die Tante sagt. Ihr seid gar keine ekelhaften unterirdischen Wichte. Du bist kein grauhaariger Abirrling aus der Hölle, und du, Onkel Rittersporn, bist überhaupt kein lärmender Truthahn. Das ist nicht wahr, was die Tante gesagt hat. Und du, Tante Maria, bist keine Vettel mit einem Bogen, du bist die Tante Maria, und ich hab dich gern. Für dich habe ich die hübschesten Blumen gepflückt.«

»Danke«, sagte Milva mit ein wenig veränderter Stimme.

»Wir bedanken uns alle«, wiederholte Zoltan.

»He, Percival, du ekelhafter unterirdischer Wicht, gib doch dem Kind zum Abschied irgendein Andenken. Hast du nicht in einer von deinen Taschen einen überflüssigen Stein?«

»Hab ich. Nimm, Fräuleinchen. Das ist ein Beryllium-Tonerde-Silikat, man nennt es volkstümlich auch ...«

»Smaragd«, vollendete der Zwerg. »Verwirr das Kind nicht, sie merkt sich's sowieso nicht.«

»Aber der ist hübsch! So schön grün! Vielen, vielen Dank!«

»Viel Freude damit.«

»Und verlier ihn nicht«, murmelte Rittersporn.

»Denn das Steinchen ist so viel wert wie ein kleiner Bauernhof.«

»Was soll's.« Zoltan befestigte an seinem Kaipak die Kornblumen, die er von dem Mädchen erhalten hatte. »Ein Stein wie jeder andere auch, was gibt's da zu reden. Mach's gut, Mädchen. Und wir gehn jetzt, setzen uns irgendwo an die Furt, warten auf Bruys, Yazon Varda und die anderen. Sie müssen jeden Augenblick eintreffen. Seltsam, dass sie sich so lange nicht blicken lassen. Verdammt, ich hab vergessen, ihnen die Karten wegzunehmen. Ich wette, die sitzen irgendwo und spielen Schlagwetter!«

»Die Pferde müssen gefüttert werden«, sagte Milva. »Und getränkt. Lasst uns zum Fluss gehen.«

»Vielleicht findet sich für uns auch was Warmes zu futtern«, fügte Rittersporn hinzu.

»Percival, schau dich im Lager um und mach Gebrauch von deiner Nase. Hol dort etwas, wo sie am besten kochen.«

Zu ihrer gelinden Verwunderung war der Zugang zum Fluss abgesperrt, die Bauern, die die Tränke bewachten, verlangten pro Pferd

einen Groschen. Milva und Zoltan wurden ernstlich böse, doch Geralt, der Streit und das damit verbundene Aufsehen vermeiden wollte, beruhigte sie, und Rittersporn gab die am Grunde seiner Tasche zusammengeklaubten Münzen hin.

Bald darauf stellte sich Percival Schuttenbach ein, mürrisch und wütend.

»Hast du was zu futtern gefunden?«

Der Gnom schnauzte sich und wischte sich die Finger am Fell eines vorbeikommenden Schafs ab.

»Hab ich. Aber ich weiß nicht, ob wir es uns leisten können. Hier wollen sie für alles bezahlt werden, und die Preise sind so, dass einem die Luft wegbleibt. Mehl und Graupen eine Krone das Pfund. Ein Teller dünne Suppe zwei Nobel. Ein Töpfchen mit in der Chotla gefangenen Schmerlen kostet so viel wie in Dillingen ein Pfund Räucherlachs ...«

»Und Pferdefutter?«

»Ein Scheffel Hafer für einen Taler.«

»Wie viel?«, schrie der Zwerg. »Wie viel?«

»Wie viel, wie viel«, knurrte Milva. »Frag die Pferde, wie viel. Sie fallen um, wenn wir sie Gras fressen lassen! Hier gibt's übrigens gar kein Gras.«

Mit den offensichtlichen Tatsachen war nicht zu diskutieren. Auch scharfes Feilschen mit dem Bauern, der über Hafer verfügte, half nicht. Der Mann nahm Rittersporn das restliche Geld ab, ein paar Beschimpfungen von Zoltan nahm er als Zugabe ungerührt hin. Aber die Pferde steckten die Köpfe nur zu gern in die Hafersäcke.

»Verdammte Beutelschneiderei!«, schrie der Zwerg und entlud seinen Zorn mit ein paar Knüppelhieben gegen die Räder vorbeikommender Wagen. »Ein Wunder, dass man hier umsonst Luft holen darf, dass sie nicht für jeden Atemzug einen halben Groschen verlangen! Oder einen Fünfer, wenn man einen Haufen macht.«

»Die höheren physiologischen Bedürfnisse«, teilte Regis ganz ernst mit, »haben ihren Preis. Seht ihr die um die Pfosten gespannte Plane? Und den Bauern, der daneben steht? Er handelt mit der Gunst seiner eigenen Tochter. Preis nach Vereinbarung. Vor einem Augenblick habe ich gesehen, wie er ein Huhn entgegennahm.«

»Ich sehe schwarz für die Zukunft eurer Rasse, Menschen«, sagte Zoltan Chivay finster.

»Jedes vernunftbegabte Wesen auf dieser Welt, wenn es Not und Unglück erleidet, pflegt die Gesellschaft von seinesgleichen zu suchen, denn sie lässt die schlimme Zeit besser überstehen, weil einer dem anderen hilft. Aber unter euch Menschen sieht jeder nur zu, wie er am fremden Unglück verdienen kann. In Hungerzeiten wird das Essen nicht geteilt,

sondern die Schwächsten werden aufgefressen. So eine Verfahrensweise findet man unter Wölfen, sie ermöglicht es den Gesündesten und Stärksten, zu überleben. Aber unter vernunftbegabten Rassen ermöglicht es solch eine Auslese in der Regel den größten Hurensöhnen, zu überleben und zu dominieren. Die Schlussfolgerungen und Prognosen überlasse ich euch.«

Rittersporn widersprach heftig und überschüttete ihn mit Beispielen für noch größere Beutelschneiderei und Habsucht unter den Zwergen, doch Zoltan und Percival brachten ihn zum Schweigen, indem sie gleichzeitig und laut mit dem Mund anhaltende Furzgeräusche nachahmten, was bei beiden Rassen als Ausdruck für Missachtung der Argumente des Gegners bei einem Disput galt. Ein Ende setzte dem Streit das plötzliche Erscheinen einer Gruppe von Bauern, angeführt von dem ihnen schon bekannten Vampirjäger, dem Alten mit der Filzkappe.

»Mir komm' wegen dem Holzschuh«, sagte einer der Dörfler.

»Wir kaufen nichts«, knurrten der Zwerg und der Gnom unisono.

»Es geht um den, dem ihr den Kopf zerklopft habt«, erklärte rasch ein zweiter Bauer. »Mir habm uns gedacht, mir verheiratn ihn.«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Zoltan zornig. »Ich wünsche ihm alles Gute auf dem neuen Lebensweg. Gesundheit, Glück, Verstand.«

»Und viele kleine Holzschuhe«, fügte Rittersporn hinzu.

»Aber, aber, ihr Herrn«, sagte der Dörfler. »Ihr habt gut redn, aber wie solln mir den jetzt verheiratn? Wo er doch jetzt, wo ihr ihm den Verstand zerpocht habt, ganz durch'n Wind ist, nicht mehr weiß, ob's Tag oder Nacht ist?«

»Na, so schlimm ist es ja nicht«, warf Milva hin, den Blick zu Boden gesenkt. »Ich denk, ihm geht es schon besser. Viel besser als früh am Morgen.«

»Ich weiß nicht, wie's Holzschuh früh am Morgen ging«, parierte der Bauer. »Aber ich hab gesehn, wie er vor 'ner Gabeldeichsel stand, die jemand auf die Spitze gestellt hatte, und zu dieser Deichsel hatter gesagt, sie ist 'n schönes Mädel. Ach, was gibt's da groß zu redn. Kurzum: Bezahlt das Wergeid.« »Was?«

»Wenn 'n Ritter 'nen Bauern umbringt, musser das Wergeid bezahln. So steht's im Gesetz.«

»Ich bin kein Ritter!«, schrie Milva.

»Das zum ersten«, pflichtete ihr Rittersporn bei. »Zum zweiten war das ein Unfall. Zum dritten, Holzschuh lebt, also kann keine Rede von Wergeid sein, höchstens von Schmerzensgeld oder Besserung. Aber zum vierten haben wir kein Geld.«

»Dann gebt die Pferde her.«

»Heda« – Milvas Augen verengten sich feindselig –, »du bist wohl besessen, Bauer. Pass auf, dass du dich nicht übernimmst.«

»Hurrrnsohn!«, krächzte Feldmarschall Duda los.

»Da, der Vogel trifft den Nagel auf den Kopf«, ließ sich Zoltan Chivay gedehnt vernehmen und tätschelte die Axt, die in seinem Gürtel steckte. »Ihr müsst wissen, Bauernvolk, dass ich auch keine besonders hohe Meinung von den Müttern von Individuen habe, die bloß ans Geldverdienen denken, und sei's mit dem zerschlagenen Kopf von einem ihrer Leute. Verzieht euch, Leute. Wenn ihr unverzüglich weggeht, verspreche ich, dass ich euch nicht nachjagen werde.«

»Wenn ihr nicht bezahln wollt, dann soll euch die Obrigkeit verurteiln.«

Der Zwerg knirschte mit den Zähnen und griff schon nach der Waffe, als Geralt ihn am Ellenbogen packte. »Ruhig. Willst du dieses Problem so lösen? Indem du sie erschlägst?«

»Wozu gleich erschlagen? Ordentlich verkrüppeln reicht doch.«

»Schluss damit, zum Teufel«, zischte der Hexer, worauf er sich an den Dörfler wandte.

»Wer ist hier diese Obrigkeit, die ihr erwähnt habt?«

»Unser Lagervorsteher, Hector Laabs, der Schultheiß vom niedergebranntn Birkdorf.«

»Dann führt uns zu ihm. Wir werden uns irgendwie einigen.«

»Er hat jetzt zu tun«, teilte der Dörfler mit.

»Hält Gericht über die Zauberin. Da, seht ihr, was da für 'ne Menge Leute unter dem Ahorn steht? Sie habm die Hexe gefang', die mit dem Fangpir unter einer Decke steckt.«

»Wieder der Vampir.« Rittersporn breitete die Arme aus. »Hört ihr? Sie sind wieder bei ihrem Thema. Wenn sie keinen Friedhof umgraben, dann fangen sie Zauberinnen, Komplizinnen des Vampirs. Leute, vielleicht solltet ihr, statt zu pflügen, zu säen und zu ernten, Hexer werden?«

»Ihr habt gut lachn, Herr«, sagte der Bauer.

»Hier hat's 'nen Priester, und 'n Priester ist sichrer als 'n Hexer. Der Priester hat gesagt, dass ein Fangpir sein Unwesen immer zusamm' mit 'ner Zauberin treibt. Die Zauberin ruft den Fangpir und weist ihm sein Opfer, und sie vernebelt alln den Blick, dass sie nichts sehn.«

»Und 's hat sich gezeigt, dasses wirklich so ist«, fügte ein anderer hinzu. »Wir habm 'ne verräterische Hexe unter uns geduldet. Aber der Priester hat ihre Zauberei durchschaut, und jetzt verbrenn' mir sie.«

»Klar doch«, murmelte der Hexer. »Also dann, werfen wir einen Blick auf dieses euer Gericht. Und reden mit dem Herrn Vorsteher über den Unfall, der dem unglücklichen Holzschuh widerfahren ist. Denken wir über eine angemessene Genugtuung nach. Nicht wahr, Percival? Ich wette, dass sich in irgendeiner von deinen Taschen noch irgendein Steinchen findet. Geht voran, Leute.«

Der Zug setzte sich zu dem ausladenden Ahorn in Bewegung, unter dem es tatsächlich schwarz war von erregten Menschen. Der Hexer, der sich ein wenig im Hintergrund hielt, versuchte, ein Gespräch mit einem der Bauern anzuknüpfen, dessen Gesicht einigermaßen anständig wirkte.

»Was ist das für eine Zauberin, die sie gefangen haben? Hat sie tatsächlich Magie getrieben?«

»Ach, Herr«, murmelte der Dörfler. »Ich weiß ja nicht. Das Mädel ist zugelaufen, 'ne Fremde. Ich denk, die ist nicht ganz richtig im Kopf. Ausgewachsen, aber sie hat die ganze Zeit nur mit den Kindern gespielt, ist selber auch wie'n Kind, wenn man sie was fragt, nicht muh und nicht mäh. Aber ich weiß ja gar nichts. Wo doch alle sagen, dass sie mit dem Fangpir Unzucht und Zauberei getrieben hat.«

»Alle außer der Verhafteten«, sagte der neben dem Hexer gehende Regis leise. »Denn die sagt, wenn man sie danach fragt, nicht muh und nicht mäh. Nehme ich an.«

Zu einer eingehenderen Erörterung war keine Zeit mehr, denn sie hatten den Ahorn schon erreicht. Man ließ sie durch die Menschenmenge, allerdings nicht ohne Zutun von Zoltan und seinem Eschenknüppel.

An die Latten eines mit Säcken beladenen Wagens war mit weit ausgebreiteten Armen ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren gebunden. Das Mädchen reichte mit den Zehen kaum zum Erdboden. Als sie herankamen, wurde ihr gerade das Hemd von den schmalen Schultern gerissen, worauf die Gefesselte mit Augenrollen und einer dummen Mischung von Kichern und Weinen reagierte.

Gleich nebenan war ein Feuer angezündet worden. Jemand fachte ordentlich die Kohlen an, ein anderer nahm mit einer Zange Hufeisen und legte sie sorgfältig in die Hitze. Über der ganzen Versammlung klang das aufgeregte Geschrei des Priesters. »Boshafte Zauberin! Gottloses Weib! Gestehe die Wahrheit! Ha, schaut sie nur an, Leute, sie hat sich mit irgendeinem Zaubertrank betrunken! Schaut sie an! Die Zauberei steht ihr ins Gesicht geschrieben!«

Der Priester war dünn, sein Gesicht trocken und dunkel wie ein Räucherfisch. Das schwarze Gewand hing an ihm wie an einem Pfahl. Am Halse glitzerte ein heiliges Symbol

– Geralt konnte nicht erkennen, welcher Gottheit, er kannte sich zudem in derlei Dingen nicht aus. Das Pantheon, das in letzter Zeit rasch angewachsen war, kümmerte ihn wenig. Der Priester gehörte jedoch zweifellos zu einer von den neuen Sekten. Die älteren befassten sich mit nützlicheren Dingen, als Mädchen zu fangen, sie an Wagen zu binden und eine abergläubische Menge gegen sie aufzuhetzen.

»Von Anbeginn der Zeiten an ist die Frau das Gefäß allen Übels! Ein Werkzeug des Chaos, eine Komplizin in der Verschwörung gegen die Welt und das Menschengeschlecht! Die Frau wird allein von Fleischeslust regiert! Darum dient sie den Dämonen so bereitwillig, damit sie ihr unersättliches Gelüst und ihre widernatürlichen Wünsche befriedigen kann!«

»Gleich werden wir mehr über Frauen erfahren«, murmelte Regis. »Das ist eine Phobie in reiner, klinischer Form. Der heiligmäßige Mann muss des öfteren von einer Vagina dentata träumen.«

»Ich wette meinen Kopf, dass es schlimmer ist«, erwiderte Rittersporn, ebenfalls halblaut.

»Er träumt sogar im Wachen unablässig von einer gewöhnlichen, ohne Zähne. Und der Same ist ihm zu Kopfe gestiegen.«

»Und das zurückgebliebene Mädchen wird dafür bezahlen.«

»Wenn sich nicht jemand findet«, knurrte Milva, »der diesem schwarzen Dummkopf Einhalt gebietet.«

Rittersporn schaute den Hexer vielsagend und hoffnungsvoll an, doch Geralt wich dem Blick aus.

»Wovon, wenn nicht von Weiberzauber, kommen denn unsere gegenwärtige Not und unser Unglück?«, schrie der Priester weiter.

»Niemand anders als die Zauberinnen hat ja die Könige auf der Insel Thanedd verraten, das Attentat auf den König von Redanien ausgeheckt! Niemand anders als die Elfenhexe von Dol Blathanna schickt ja die Eichhörnchen gegen uns aus! Jetzt seht ihr, zu welchem Unheil es geführt hat, sich mit den Zauberinnen einzulassen! Ihre abscheulichen Praktiken zu dulden! Die Augen zu verschließen vor ihrer Willkür, ihrem dreisten Hochmut, ihrem Reichtum! Und wer ist daran schuld? Die Könige! Die Herrscher haben sich in ihrer Überhebung von den Göttern losgesagt, haben die Priester abgeschoben, ihnen ihre Ämter und Ratssitze weggenommen,diewiderwärtigen Zauberinnen aber haben sie mit Ehren und mit Gold überhäuft! Und das haben sie jetzt davon!«

»Aha! Da liegt der Vampir begraben«, sagte Rittersporn. »Du hast dich geirrt, Regis. Hier geht es um Politik, nicht um die Vagina.«

»Und um Geld«, fügte Zoltan Chivay hinzu.

»Wahrlich«, heulte der Priester, »ich sage euch, ehe wir uns zum Kampf gegen Nilfgaard stellen, wollen wir erst unser eigenes Haus von diesen Gräueln befreien! Wir wollen dieses Geschwür mit glühendem Eisen ausbrennen! Das Haus mit einer Feuertaufe reinigen! Eine, die Zauberei treibt, wollen wir nicht leben lassen!«

»Nicht leben lassen! Auf den Scheiterhaufen mit ihr!«

Das am Wagen festgebundene Mädchen lachte hysterisch, verdrehte die Augen.

»Moment, Moment, immer mit der Ruhe«, ließ sich ein finster dreinblickender Dörfler von riesenhaftem Wuchs vernehmen, der bis dahin geschwiegen hatte und um den sich eine kleine Gruppe von ebenso schweigsamen Männern und ein paar mürrischen Frauen versammelt hatte. »Bis jetzt haben wir bloß Geschrei gehört. Schreien kann jeder, sogar 'ne Krähe. Von Euch, einem heiligen Mann, erwarte ich mir mehr Achtung als wie von 'ner Krähe.«

»Opponiert Ihr gegen meine Worte, Vorsteher Laabs? Die Worte eines Priesters?«

»Ich operniere gegen gar nichts.« Der Riese spuckte auf den Erdboden und zog die Hose aus Wergleinwand hoch. »Das Mädchen ist 'ne Waise und zugelaufen, ich hab nichts mit ihr zu tun. Wenn sich zeigt, dass sie mit dem Fangpir gemeinsame Sache gemacht hat, dann nehmt sie und schlagt sie tot. Aber so lange wie ich der Vorsteher von diesem Lager bin, so lange werden hier nur Schuldige bestraft. Wenn Ihr sie bestrafen wollt, dann beweist erst mal, dass sie schuldig ist.«

»Und ob ich das beweisen werde!«, schrie der Priester und gab seinen Knechten ein Zeichen, denen, die kurz zuvor die Hufeisen ins Feuer gelegt hatten. »Vor aller Augen werde ich es beweisen. Euch, Laabs, und allen Anwesenden!«

Die Knechte trugen hinter dem Wagen einen kleinen, rußigen Kessel mit Handgriff hervor und stellten ihn auf den Boden.

»Das ist der Beweis!«, bellte der Priester und stieß mit einem Fußtritt den Kessel um. Eine dünne Flüssigkeit rann auf den Erdboden und ließ auf dem Sande Möhrenstückchen, Streifen eines nicht zu identifizierenden grünen Gemüses und ein paar kleine Knochen zurück.

»Die Hexe hat einen Zaubertrank gebraut! Ein Elixier, dank dem sie durch die Luft fliegen konnte! Zu ihrem Geliebten, dem Vampir, um mit ihm Unzucht zu treiben und die nächsten Verbrechen auszuhecken! Ich kenne die Mittel und Wege der Zauberinnen, ich weiß, woraus dieser Trank gebraut wurde! Die Zauberin hat einen schwarzen Kater bei lebendigem Leibe gekocht!«

Die Menge ächzte vor Entsetzen.

Rittersporn zuckte zusammen. »Makaber. Ein lebendiges Geschöpf kochen? Das Mädchen hat mir leidgetan, aber sie ist ein bisschen zu weit gegangen ...«

»Halt den Mund«, zischte Milva.

»Das ist der Beweis!«, brüllte der Priester und hob ein Knöchelchen aus der dampfenden Pfütze. »Das ist der unwiderlegbare Beweis! Ein Katzenknochen!«

»Das ist ein Vogelknochen«, stellte Zoltan Chivay kalt fest und kniff die Lider zusammen. »Von einem Häher oder einer Taube. Das Mädel hat sich ein bisschen Suppe gekocht, weiter nichts.«

»Schweig, heidnischer Wicht!«, blaffte der Priester. »Lästere nicht, denn die Götter werden dich durch die Hand gottesfürchtiger Menschen bestrafen! Das ist ein Absud aus einem Kater, behaupte ich!«

»Von einem Kater! Ganz klar von einem Kater!«, begannen die Bauern zu schreien, die um den Priester standen. »Das Mädchen hatte einen Kater! Einen schwarzen Kater! Alle haben gesehen, dass sie einen hatte! Überall ist er ihr nachgeschlichen! Und wo ist er jetzt, dieser Kater? Weg ist er! Also hat sie ihn gekocht!«

»Gekocht! Für einen Zaubertrank gekocht!«

»In der Tat! Die Zauberin hat den Kater für 'nen Zaubertrank gekocht!«

»Einen andern Beweis braucht's nicht! Ins Feuer mit der Hexe! Und vorher foltern! Dass sie alles gesteht!«

»Hurrrnsohn!«, krächzte Feldmarschall Duda.

»Schade um diesen Kater«, sagte plötzlich Percival Schuttenbach laut. »Ein schönes Tier war das, schön fett. Das Fellchen glänzend wie Anthrazit, die Pupillen wie zwei Chrysoberylle, die Schnurrhaare lang und der Schwanz dick wie ein Räuberknüppel! Ein Kater wie gemalt. Er muss eine Menge Mäuse vernichtet haben!«

Die Dörfler wurden still.

»Und woher wollt Ihr das wissen, Herr Gnom?«, brummte jemand. »Woher wisst Ihr, wie dieser Kater aussah?«

Percival Schuttenbach schnauzte sich, wischte sich die Finger an der Hose ab. »Weil er dort auf dem Wagen sitzt. Hinter euerm Rücken.«

Die Dörfler drehten sich wie auf Befehl um, begannen zu murmeln, während sie den Kater betrachteten, der auf ein paar Gepäckstücken saß. Dieser wiederum scherte sich nicht um das allgemeine Interesse, bog eine Hinterpfote weit zurück und leckte sich konzentriert das Hinterteil.

»Da zeigt sich nun«, sagte in die vollkommene Stille hinein Zoltan Chivay, »dass Euren unwiderleglichen Beweis die Katze gefressen hat, Mann Gottes, und jetzt ist er im Arsch. Was habt Ihr sonst noch für Beweise? Vielleicht eine Katze? Das war gut, wir sollten das Pärchen zusammenbringen, dass sie sich vermehren, dann wagt sich kein Nager einen halben Pfeilschuss weit an die Scheune heran.«

Ein paar von den Dörflern prusteten, ein paar andere, darunter der Vorsteher Hector Laabs, lachten lauthals.

Der Priester lief rot an. »Dich merk ich mir, Lästerer!«, schrie er und stieß den Finger in Richtung des Zwerges. »Gottloser Kobold! Kreatur der Finsternis! Wie kommst du hierher? Bist du vielleicht auch mit dem Vampir im Komplott? Wart nur, wenn wir mit der Hexe fertig sind, kommst du an die Reihe! Aber erst werden wir über die Zauberin Gericht halten! Die Hufeisen liegen schon im Feuer, wir werden sehen, was uns die Sünderin offenbart, wenn ihre abscheuliche Haut zu zischen beginnt! Ich verspreche euch, dass sie selbst das Verbrechen der Zauberei gestehen wird, und braucht es denn einen anderen Beweis als das Geständnis?«

»Braucht es, braucht es«, sagte Hector Laabs.

»Denn wenn wir Euch, Hochwürden, diese Hufeisen auf die Füße drücken würden, dann, glaube ich, würdet Ihr sogar Unzucht mit 'ner Stute gestehen. Pfui! Ihr seid ein Mann Gottes, aber Ihr redet wie 'n Schinder!«

»Ja, ich bin ein Mann Gottes!«, heulte der Priester und übertönte das Gemurmel, das unter den Dörflern aufgekommen war. »Ich glaube an Gottes Gerechtigkeit, Strafe und Vergeltung! Und an das Gericht Gottes! Soll die Hexe vor Gottes Gericht stehen! Das Gottesgericht...«

»Ein guter Einfall«, sagte der Hexer laut und trat aus der Menge hervor.

Der Priester bedachte ihn mit einem bösen Blick, die Bauern hörten auf zu tuscheln, starrten mit offenen Mündern.

»Ein Gottesgericht«, fuhr Geralt in der absoluten Stille fort, »ist eine völlig sichere und in jedem Fall gerechte Sache. Ordalien werden auch von weltlichen Gerichten anerkannt und haben ihre Regeln. Diese Regeln legen fest, dass im Fall der Anklage eines Weibes, Kindes, Greises oder einer gebrechlichen Person sich ein Verteidiger dem Gericht stellen kann. Nicht wahr, Herr Vorsteher Laabs? Ich melde mich also als Verteidiger. Umgrenzt den Kampfplatz. Wer von der Schuld dieses Mädchens überzeugt ist und das Gericht Gottes nicht fürchtet, möge sich mir zum Kampf stellen.«

»Ha!«, rief der Priester aus, der ihn noch immer mit Blicken taxierte. »Ist das nicht gar zu schlau, Herr Unbekannter? Du forderst zum Zweikampf heraus? Man sieht auf den ersten Blick, dass du ein Halsabschneider und Schlagetot bist! Deinem Räuberschwert willst du das Gericht Gottes überantworten?«

»Wenn das Schwert Euch nicht passt, Hochwürden«, teilte Zoltan Chivay gedehnt mit, während er sich neben Geralt stellte, »und wenn Euch dieser Herr nicht passt, dann bin vielleicht ich würdig? Bitte, der Ankläger der Jungfer soll sich mit mir auf Äxte schlagen.«

»Oder mit mir auf Pfeil und Bogen.« Mit zusammengekniffenen Augen trat auch Milva vor. »Je ein Pfeil, auf hundert Schritt.«

»Seht ihr, Leute, wie schnell sich die Verteidiger der Hexe vermehren?«, rief der Priester, worauf er sich umwandte und das Gesicht zu einem flüchtigen Lächeln verzog.

»Gut, ihr Halunken, ich nehme euch alle drei zum Ordal an. Gleich wird das Gottesurteil stattfinden, gleich werden wir die Schuld der Hexe feststellen und auch eure Tugend auf die Probe stellen! Aber nicht auf Schwerter, Äxte, Spieße oder Pfeile! Ihr kennt, sagt ihr, die Regeln des Gottesgerichts? Ich kenne sie auch! Da liegen die Hufeisen im Feuer, bis zur Weißglut erhitzt! Eine Feuertaufe! Alsdann, Spießgesellen der Zauberei! Wer ein Hufeisen aus dem Feuer nimmt, es mir bringt und keine Spuren von Verbrennungen erkennen lässt, der beweist, dass die Hexe ohne Schuld ist. Wenn jedoch das Gottesurteil etwas anderes zeigt, dann seid ihr des Todes und sie auch! Ich habe gesprochen!«

Das unwillige Murren des Vorstehers Laabs und seiner Gruppe wurde vom enthusiastischen Geschrei der Gruppe übertönt, die sich um den Priester geschart hatte und ein grandioses Schauspiel witterte. Milva schaute Zoltan an, Zoltan den Hexer, der Hexer aber schaute gen Himmel, dann zu Milva.

»Glaubst du an die Götter?«, fragte er halblaut.

»Ja«, erwiderte sie leise. »Aber ich denke nicht, dass sie Lust haben, sich wegen heißer Hufeisen den Kopf zu zerbrechen.«

»Vom Feuer bis zu diesem Hundesohn sind es nur drei Schritte«, presste Zoltan zwischen den Zähnen hervor. »Irgendwie werd' ich's aushalten, ich habe in der Hütte gearbeitet... Aber betet für mich zu diesen euren Göttern...«

»Momentchen.« Emiel Regis legte dem Zwerg die Hand auf die Schulter. »Bitte übereilt nichts mit diesen Gebeten.«

Der Barbier trat ans Feuer, verbeugte sich vor dem Priester und den Umstehenden, worauf er sich rasch bückte und eine Hand in die glühenden Kohlen legte. Die Menge schrie auf wie ein Mann. Zoltan fluchte, Milva krallte die Finger in Geralts Schulter. Regis richtete sich auf, schaute ruhig auf das weißglühende Hufeisen, das er in der Hand hielt, ging gemächlich zu dem Priester. Der wich zurück, stieß aber gegen die hinter seinem Rücken stehenden Dörfler.

»Darum ging es Euch doch, wenn ich mich nicht irre, Hochwürden?«, fragte Regis und hielt das Hufeisen hoch. »Eine Feuertaufe? Wenn dem so ist, dann nehme ich an, dass das Gottesurteil eindeutig ist. Das Mädchen ist unschuldig.

Ihre Verteidiger sind unschuldig. Und ich, stellt Euch nur vor, bin auch unschuldig.«

»Z... z... zeigt die Hand«, stammelte der Priester. »Ob sie nicht verbrannt ist...«

Der Barbier lächelte auf seine Weise, mit geschlossenen Lippen, worauf er das Hufeisen in die linke Hand nahm und die rechte, die vollkommen heil war, erst dem Priester und dann, hoch erhoben, allen anderen zeigte. Die Menge stöhnte auf.

»Wessen Hufeisen ist das?«, erkundigte sich Regis. »Der Eigentümer soll es sich nehmen.«

Niemand meldete sich.

»Das sind Kunststückchen des Teufels!«, heulte der Priester auf. »Du bist selber ein Zauberer oder ein leibhaftiger Teufel!«

Regis warf das Hufeisen zu Boden und wandte sich um. »Also schleudert Eure Exorzismen gegen mich«, schlug er mit kalter Stimme vor.

»Wie Ihr wollt. Aber das Urteil ist schon gefallen. Ich habe übrigens gehört, dass es Ketzerei ist, das Ergebnis von Ordalien in Zweifel zu ziehen.«

»Weiche! Hebe dich hinweg!«, schrie der Priester, während er dem Barbier mit seinem Amulett vor der Nase herumfuchtelte und mit der anderen Hand kabbalistische Gesten machte. »Hinfort in den Höllenschlund, Teufel! Möge sich die Erde unter dir auf tun ...«

»Genug!«, rief Zoltan zornig. »He, Leute! Herr Vorsteher Laabs! Wollt ihr euch länger diese Narretei ansehen? Wollt ihr...?«

Die Stimme des Zwergs wurde von einem durchdringendenSchreiübertönt.

»Niiilfgaaard!«

»Reiter von Westen! Reiter! Nilfgaard kommt! Rette sich, wer kann!«

Augenblicks verwandelte sich das Lager in ein totales Pandämonium. Die Dörfler stürzten zu ihren Wagen und Laubhütten, rannten einander über den Haufen, trampelten einander nieder. Ein einziges großes Gebrüll stieg empor.

»Unsere Pferde!«, schrie Milva, während sie sich mit Faustschlägen und Fußtritten Platz verschaffte. »Unsere Pferde, Hexer! Mir nach, schnell!«

»Geralt!«, schrie Rittersporn. »Rette uns!«

Die Menge trennte sie, verstreute sie wie eine Welle der Brandung, riss im Handumdrehen Milva mit sich. Geralt, der Rittersporn am Wams festhielt, ließ sich nicht fortreißen, denn er hatte sich rechtzeitig an den Wagen geklammert, an dem das der Zauberei angeklagte Mädchen festgebunden war. Der Wagen jedoch ruckte und begann sich zu bewegen, der Hexer und der Dichter fielen zu Boden. Das Mädchen warf den Kopf zurück und begann hysterisch zu lachen. Je weiter sich der Wagen entfernte, umso leiser wurde das Lachen und ging im allgemeinen Gebrüll unter.

»Sie treten mich tot!«, schrie der am Boden liegende Rittersporn. »Sie zermalmen mich! Hiiilfe!«

»Hurrrnsohn!«, krächzte außer Sicht Feldmarschall Duda.

Geralt hob den Kopf, spuckte Sand aus und erblickte eine überaus komische Szene.

Nur vier Personen hatten sich nicht der allgemeinen Panik angeschlossen, davon eine gegen ihren Willen. Letztere war der Priester, den der Vorsteher Hector Laabs mit eisernem Griff um den Hals daran hinderte, sich zu bewegen. Die beiden übrigen waren Zoltan und Percival. Der Gnom riß mit einer raschen Bewegung das Gewand des Priesters hinten hoch, und der mit der Zange bewaffnete Zwerg zog ein glühendes Hufeisen aus dem Feuer und steckte es dem heiligmäßigen Manne in die Hose. Von Laabs losgelassen, schoss der Priester fort wie ein Komet mit rauchendem Schweif, sein Geschrei aber ging im Lärm der Menge unter. Geralt sah, wie der Vorsteher, der Gnom und der Zwerg einander zu dem gelungenen Ordal gratulieren wollten, als die nächste Welle des in Panik fliehenden Mobs sie traf. Alles versank im aufgewirbelten Staub, der Hexer sah nichts mehr, zudem fehlte ihm die Zeit, richtig hinzuschauen, da er mit der Rettung Rittersporns beschäftigt war, den ein blindlings einherjagender Eber abermals umgeworfen hatte. Als sich Geralt bückte, um dem Dichter aufzuhelfen, wurde ihm von einem vorbeirumpelnden Fuhrwerk eine Wagenleiter direkt auf den Rücken geworfen. Die Last presste ihn zu Boden; ehe er sie von sich wälzen konnte, waren an die fünfzehn Leute über die Leiter gelaufen. Als er sich endlich befreit hatte, stürzte gleich neben ihm krachend und polternd der nächste Wagen um, und auf den Hexer fielen drei Säcke mit Weizenmehl, das hier eine Krone das Pfund kostete. Die Säcke gingen auf, und die Welt versank in einer weißen Wolke.

»Steh auf, Geralt!«, schrie der Troubadour.

»Steh auf, verdammt!«

»Ich kann nicht«, ächzte der von dem wertvollen Mehl geblendete Hexer und umfasste mit beiden Händen das von lähmendem Schmerz durchzucktes Knie.

»Rette dich, Rittersporn ...«

»Ich lasse dich nicht allein!«

Vom westlichen Rand des Lagers drangen makabre Schreie heran, die sich mit dem Donnern beschlagener Hufe und dem Wiehern von Pferden mischten. Geschrei und Getöse nahmen plötzlich zu, über sie legte sich das Klingen, Klirren und Dröhnen von Eisen, das auf Eisen traf.

»Eine Schlacht!«, schrie der Dichter. »Sie schlagen sich!«

»Wer? Mit wem?« Mit einer heftigen Bewegung versuchte Geralt, die Augen von Mehl und Spreu zu reinigen. Unweit brannte etwas, Feueratem und Schwaden stinkenden Rauches drangen zu ihnen heran. Das Donnern der Hufe wuchs an, der Erdboden erzitterte. Das Erste, was er in der Staubwolke erblickte, waren Dutzende von Pferdehufen im Galopp. Überall ringsum. Er überwand den Schmerz.

»Unter den Wagen! Versteck dich unterm Wagen, Rittersporn, sonst zerstampfen sie uns!«

»Wir sollten uns nicht bewegen ...«, stöhnte der an den Boden gepresste Dichter.

»Liegenbleiben ... Ich habe gehört, dass ein Pferd niemals auf einen liegenden Menschen tritt...«

»Ich bin mir nicht sicher«, stieß Geralt hervor, »ob jedes Pferd davon gehört hat. Unter den Wagen! Schnell!«

In diesem Augenblick trat ihm eines der Pferde, die die Sprichwörter der Menschen nicht kannten, im Vorbeilaufen mit dem Huf seitlich gegen den Kopf. In den Augen des Hexers flammten plötzlich sämtliche Sternbilder des Firmaments rot und golden auf, und gleich darauf umfing undurchdringliche Finsternis Himmel und Erde.

Die Ratten schraken auf, geweckt von einem anhaltenden Schrei, der von den Wänden der Höhle vielfach widerhallte. Asse und Reef griffen nach ihren Schwertern, Flamme begann laut zu fluchen, denn sie hatte sich den Kopf an einem Felsvorsprung gestoßen.

»Was ist?«, rief Kayleigh. »Was ist passiert?« In der Höhle herrschte Finsternis, obwohl draußen die Sonne schien – die Ratten schliefen sich aus, nachdem sie die Nacht auf der Flucht vor Verfolgern im Sattel zugebracht hatten. Giselher hielt ein Kienholz in die Glut, ließ es Feuer fangen, hob es hoch, ging zu der Stelle, wo Ciri und Mistle schliefen, wie üblich weitab von den Übrigen. Ciri saß mit gesenktem Kopf da, Mistle umarmte sie.

Giselher hielt die Fackel höher. Auch die anderen kamen näher. Mistle legte einen Pelz um Ciris nackte Schultern.

»Hör zu, Mistle«, sagte der Anführer der Ratten ernst. »Ich habe mich nie in das eingemischt, was ihr beiden im selben Bett treibt. Nie habe ich ein böses oder spöttisches Wort gesagt. Immer versuche ich, in eine andere Richtung zu schauen und nichts zu bemerken. Es ist eure Sache und euer Belieben, die anderen geht es nichts an, solange ihr es diskret und leise tut. Aber diesmal habt ihr etwas übertrieben.«

»Sei nicht dumm«, explodierte Mistle. »Was bildest du dir ein... Das Mädchen hat im Schlaf geschrien! Es war ein Albtraum!«

»Reg dich nicht auf. Falka?« Ciri nickte.

»So schlimm war der Traum? Was hast du geträumt?«

»Lass sie in Ruhe!«

»Halt den Mund, Mistle. Falka?«

»Jemanden, den ich früher einmal kannte«, brachte Ciri hervor, »trampelten Pferde nieder. Die Hufe ... Ich fühlte, wie sie mich zertraten ... Ich habe seinen Schmerz gefühlt... Kopf und Knie ... Es tut mir immer noch weh ... Entschuldigt. Ich habe euch geweckt.«

»Entschuldige dich nicht.« Giselher blickte auf Mistles verkniffenen Mund. »Ich habe mich zu entschuldigen. Und der Traum? Nun ja, jeder kann träumen. Jeder.«

Ciri schloss die Augen. Sie war sich nicht sicher, ob Giselher recht hatte.

Ihn weckte ein Fußtritt.

Er lag da, den Kopf auf das Rad eines umgestürzten Wagens gestützt, gleich neben ihm wand sich Rittersporn in Krämpfen. Den Tritt verpasst hatte ihm ein Landsknecht in einer dicken Steppjacke und mit einem runden Helm. Neben ihm stand ein zweiter. Beide hielten Pferde an den Zügeln, an den Sätteln hingen Armbrüste und Schilde.

»Müller oder was?«

Der zweite Knecht zuckte mit den Schultern. Geralt sah, dass Rittersporn den Blick nicht von den Schilden wandte. Er selbst hatte schon längst bemerkt, dass auf den Schilden Lilien waren. Das Wahrzeichen des Königreichs Temerien. Das gleiche Wappenbild trugen die anderen berittenen Schützen, von denen es ringsum wimmelte. Die meisten waren damit beschäftigt, Pferde einzufangen und Leichen zu fleddern. Die größtenteils schwarze Nilfgaarder Mäntel trugen.

Das Lager war noch immer eine rauchende Ruine nach dem Sturm, doch schon tauchten Bauern auf, die überlebt hatten und nicht allzu weit geflohen waren. Die berittenen Schützen mit den temerischen Lilien trieben sie mit Geschrei zu Gruppen zusammen.

Milva, Zoltan, Percival und Regis waren nirgends zu sehen.

Gleich neben ihnen saß der Held des unlängst stattgefundenen Hexenprozesses, der schwarze Kater, und schaute Geralt aus seinen grüngoldenen Augen gleichgültig an. Der Hexer wunderte sich ein wenig, denn gewöhnliche Kater ertrugen seine Nähe nicht. Ihm blieb jedoch keine Zeit, über das außergewöhnliche Phänomen nachzudenken, denn einer der Landsknechte stieß ihn mit einem Lanzenschaft an.

»Aufstehen, alle beide! He, der Graue hat ein Schwert!«

»Die Waffe weg!«, schrie der zweite und rief andere herbei. »Das Schwert zu Boden, aber dalli, sonst durchlöchere ich dich mit der Gleve!«

Geralt gehorchte. Sein Kopf dröhnte.

»Was seid ihr für welche?«

»Reisende«, sagte Rittersporn.

»Klar doch«, prustete der Söldner heraus.

»Unterwegs nach Hause, was? Von der Fahne weggelaufen und die Farben weggeworfen? In diesem Lager gibt's eine Menge solche Reisende, ob sie nun Schiss vor Nilfgaard hatten oder ihnen das Kommissbrot nicht geschmeckt hat! Manche sind alte Bekannte von uns. Aus unserem Fähnlein!«

»Auf diese Reisenden wartet jetzt eine andere Reise«, sagte laut lachend der zweite. »Eine kurze! Nach oben an den Galgen!«

»Wir sind keine Deserteure!«, schrie der Dichter. »Es wird sich zeigen, wer ihr seid. Die Vorgesetzten werden sich mit euch befassen.«

Hinter dem Ring berittener Schützen zeigte sich eine Abteilung leichte Kavallerie, angeführt von ein paar Schwergepanzerten mit üppigen Federbüschen auf den Helmen.

Rittersporn warf einen Blick auf die Ritter, klopfte sich das Mehl ab und brachte seine Oberbekleidung in Ordnung, worauf er sich in die Hände spuckte und die wirren Haare glättete.

»Du, Geralt, sei still«, sagte er. »Die Verhandlungen führe ich. Das ist temerische Ritterschaft. Sie haben die Nilfgaarder zerschlagen. Sie werden uns nichts tun. Ich weiß schon, wie man mit Adligen redet. Man muss ihnen zeigen, dass sie es nicht mit gemeinem Volk zu tun haben, sondern mit Gleichgestellten.«

»Rittersporn, ich bitte dich ...«

»Mach dir keine Sorgen, alles wird gut. Gespräche mit Ritterschaft und Adel kenne ich aus dem Effeff, halb Temerien gehört zu meinen Bekannten. He, aus dem Weg, Knechte, tretet beiseite! Ich habe mit euren Herren zu reden!«

Die Landsknechte schauten ihn zögernd an, nahmen aber die gekreuzten Lanzen beiseite, traten auseinander. Rittersporn und Geralt gingen auf die Ritter zu. Der Dichter schritt stolz und mit der Miene eines hohen Herrn einher, die schlecht zu seinem ramponierten und mehlbestäubten Wams passte.

»Stehenbleiben!«, schrie sie einer der Gepanzerten an. »Keinen Schritt weiter! Was seid ihr für welche?«

»Und wer ist es, vor dem ich mich verantworten soll?« Rittersporn stemmte die Hände in die Seiten. »Und wofür? Wer sind die wohlgeborenen Herren, dass sie unschuldige Reisende festhalten?«

»Du hast hier nichts zu fragen, du Habenichts! Du hast zu antworten!«

Der Troubadour neigte den Kopf zur Seite, betrachtete die Wappen auf den Schilden und Waffenröcken der Ritter. »Drei rote Herzen im goldenen Feld«, stellte er fest. »Daraus folgt, dass Ihr ein Aubry seid. Im Schildhaupt habt Ihr einen Turnierkragen mit drei Lätzen, also müsst Ihr der erstgeborene Sohn des Anselm von Aubry sein. Euern Erzeuger kenne ich gut, Herr Ritter. Und Ihr, lautstarker Herr, was habt Ihr da auf dem silbernen Schild? Zwischen Greifenköpfen einen schwarzen Pfahl? Das Wappen derer von Papebrock, wenn ich mich nicht irre, und ich irre mich selten in derlei Dingen. Der Pfahl, heißt es, widerspiegelt die den Mitgliedern dieses Geschlechts eigene gedankliche Beweglichkeit.«

»Hör auf, zum Kuckuck«, stöhnte Geralt.

»Ich bin der berühmte Dichter Rittersporn!«, brüstete sich der Barde, ohne den Hexer zu beachten. »Ihr habt gewiss von mir gehört? Also führt mich zu Eurem Befehlshaber, zum Ranghöchsten, denn ich bin es gewohnt, mich mit meinesgleichen zu unterhalten!«

Die Gepanzerten reagierten nicht, doch ihr Gesichtsausdruckwurdeimmer unsympathischer, und die eisernen Handschuhe umfassten immer kräftiger die verzierten Zügel. Rittersporn bemerkte es offensichtlich nicht.

»Na, was ist mit Euch?«, fragte er hochmütig.

»Was gafft Ihr so, Ritter? Ja, mit Euch rede ich, Herr Schwarzer Pfahl! Was zieht Ihr für ein Gesicht? Wer hat Euch gesagt, dass Ihr, wenn Ihr die Augen zusammenkneift und den Unterkiefer vorschiebt, männlich, tapfer, würdig und bedrohlich ausseht? Dieser Jemand hat Euch angeführt. Ihr seht aus wie jemand, der seit einer Woche nicht das Glück hatte, sich ordentlich ausscheißen zu können!«

»Fasst sie!«, schrie der erstgeborene Sohn des Anselm von Aubry, der Träger des Schildes mit den drei Herzen, den Landsknechten zu.

Der Schwarze Pfahl aus dem Geschlecht derer von Papebrock gab seinem Ross die Sporen.

»Fasst sie! Legt das Gesindel in Fesseln!«

Sie gingen hinter den Pferden her, von den Leinen gezogen, die ihre gefesselten Handgelenke mit den Sattelknäufen verbanden. Sie gingen, doch manchmal liefen sie auch, denn die Reiter schonten weder ihre Tiere noch die Gefangenen. Rittersporn fiel zweimal hin und wurde eine Zeitlang auf dem Bauche mitgeschleift, wobei er zum Erbarmen schrie. Er wurde auf die Füße gestellt und ohne besonderes Erbarmen mit dem Lanzenschaft vorwärtsgetrieben. Und weiter ging der Ritt. Der Staub wallte und blendete die Augen, nahm den Atem und kratzte in der Nase. Durst versengte die Kehle.

Eins war tröstlich – die Straße, auf der man sie entlangtrieb, führte nach Süden. Geralt war nun endlich in der richtigen Richtung unterwegs, und das durchaus schnell. Er freute sich jedoch nicht. Denn er hatte sich diese Reise ganz anders vorgestellt.

Das Ziel erreichten sie in dem Augenblick, als Rittersporn von Flüchen, vermischt mit Bitten um Erbarmen, heiser geworden war und der Schmerz in Geralts Ellenbogen und Knie zur wahren Tortur, so schlimm, dass der Hexer anfing, radikale, wenngleich verzweifelte Aktionen zu erwägen.

Sie erreichten ein Militärlager, das unweit eines zerstörten, halb niedergebrannten befestigten Vorpostens lag. In dem Ring von Wachen, Pferdekoppeln und rauchenden Biwakfeuernsahensiedie fahnengeschmückten Zelte der Ritterschaft, die rund um den weitläufigen und belebten Waffenplatz hinter der teilweise eingestürzten und verkohlten Palisade standen. Der Waffenplatz erwies sich als Ende ihrer erzwungenen Wanderung.

Als sie einen Trog zum Tränken der Pferde sahen, zerrten Geralt und Rittersporn an den Leinen. Die Reiter zeigten zunächst keine Neigung, sie an die Tränke zu lassen, doch der Sohn Anselms von Aubry erinnerte sich wohl der vorgeblichen Bekanntschaft Rittersporns mit seinem Vater und geruhte, gnädig zu sein. Sie drängten sich zwischen die Pferde, tranken, wuschen sich mit gefesselten Händen das Gesicht. Ein Rucken an den Leinen holte sie bald schon in die Wirklichkeit zurück.

»Wen habt ihr mir denn da wieder gebracht?«, fragte ein hochgewachsener, feingliedriger Ritter in einer schmelzüberzogenen, reich vergoldeten Rüstung, während er mit einem Streitkolben rhythmisch gegen eine mit Ornamenten verzierte Säbeltasche schlug.

»Aber sagt nur nicht, dass das schon wieder Spione sind.«

»Spione oder Deserteure«, bekräftigte der Sohn Anselms von Aubry. »Wir haben sie in dem Lager an der Chotla gefasst, als wir einen Nilfgaarder Beritt zerschlagen haben. Das sind zweifellos verdächtige Elemente!«

Der Ritter in der schmelzüberzogenen Rüstung lachte auf, dann aber betrachtete er Rittersporn aufmerksam, und sein junges, aber strenges Gesicht hellte sich plötzlich auf. »Unsinn. Löst ihre Fesseln.«

»Das sind Nilfgaarder Spione!«, versteifte sich der Schwarze Pfahl aus dem Geschlecht derer von Papebrock. »Besonders der da, der Lumpenkerl, hat ein loses Maul wie ein Dorfköter. Hat sich als Dichter ausgegeben, der Halunke!«

»Dann hat er nicht gelogen.« Der Ritter in dem vergoldeten Panzer lächelte. »Das ist der Barde Rittersporn. Ich kenne ihn. Nehmt ihm die Fesseln ab. Dem anderen auch.«

»Seid Ihr Euch sicher, Herr Graf?«

»Das war ein Befehl, Ritter Papebrock.«

»Du wusstest nicht, wozu ich dir nütze sein kann, nicht wahr?«, murmelte Rittersporn, an Geralt gewandt, während er sich die von den Fesseln taub gewordenen Handgelenke rieb.

»Dann weißt du es jetzt. Mein Ruhm eilt mir voraus, überall kennt und achtet man mich.«

Geralt enthielt sich eines Kommentars, er war damit beschäftigt, die eigenen Handgelenke, den schmerzenden Ellenbogen und das Knie zu massieren.

»Ihr müsst den Übereifer dieser jungen Leute verzeihen«, sagte der als Graf titulierte Ritter.

»Überall sehen sie Nilfgaarder Spione. Jeder ausgesandte Beritt bringt ein paar Leute mit, die sie für verdächtig halten. Das heißt solche, die irgendwie aus dem fliehenden Pöbel herausragen. Ihr aber, Herr Rittersporn, ragt in jeder Beziehung heraus. Wie seid Ihr an die Chotla geraten, unter die Flüchtlinge?«

»Ich war auf der Straße von Dillingen nach Maribor«, log der Dichter glatt, »als wir in diese Hölle geraten sind, ich und mein... Kollege von der Feder. Ihr kennt ihn sicherlich. Er heißt... Giraldus.«

»Freilich, kenne ich, habe ich gelesen«, rühmte sich der Ritter. »Es ist mir eine Ehre, Herr Giraldus. Ich bin Daniel Etcheverry, Graf Garramone. Bei meiner Ehre, Meister Rittersporn, es hat sich viel seit der Zeit geändert, da Ihr am Hofe von König Foltest gesungen habt!«

»Unzweifelhaft viel.«

»Wer hätte geglaubt« – die Miene des Grafen verfinsterte sich –, »dass es so weit kommt. Verden hat Emhyr den Lehnseid geschworen, Brugge ist praktisch schon erobert, Sodden steht in Flammen... Wir aber ziehen uns zurück, ziehen uns ununterbrochen zurück... Entschuldigung, ich wollte sagen: Wir vollführen ein taktisches Manöver. Nilfgaard brennt und raubt ringsumher, hat schon fast die Ina erreicht, es fehlt nicht viel, und es schließt den Belagerungsring um die Festungen Mayena und Raswan, die temerische Armee aber vollführt noch immer dieses Manöver...«

»Als ich an der Chotla die Lilien auf euren Schilden erblickt habe«, sagte Rittersporn, dachte ich, das sei schon die Offensive.«

»Ein Gegenschlag«, berichtigte ihn Daniel Etcheverry. »Und gewaltsame Erkundung. Wir haben die Ina überschritten, ein paar Nilfgaarder Beritte und ein paar Kommandos der Scioa'tael zerschlagen, die überall Brände stifteten. Ihr seht, was von dem Vorposten in Armeria übrig ist, den wir zurückerobern konnten. Und die Forts in Carcano und Vidort sind bis auf den Grund niedergebrannt... Ach, ich langweile Euch Herren. Ihr wisst gut, was in Brugge und Sodden geschieht, Ihr musstet ja mit den Flüchtlingen von dort mitziehen. Und meine wackeren Jungs haben Euch für Spione gehalten! Ich bitte nochmals um Verzeihung. Und lade zum Mittagessen. Einige von den Herren aus Adel und Offizierskorps werden erfreut sein, Euch kennenzulernen, meine Herren Dichter.«

»Es ist uns wirklich eine große Ehre.« Geralt verneigte sich steif. »Aber die Zeit drängt. Wir müssen uns auf den Weg machen.«

»Aber bitte, ziert Euch nicht.« Daniel Etcheverry lächelte. »Ein gewöhnliches, bescheidenes Soldatenmahl. Rehbraten, Haselhühner, Sterlets, Trüffeln...«

»Das auszuschlagen« – Rittersporn schluckte Speichel hinunter und bedachte den Hexer mit einem vielsagenden Blick – »wäre überaus ungebührlich. Gehen wir ungesäumt, Herr Graf. Ist das Euer Zelt, dieses prunkvolle in blaugoldenen Farben?«

»Nein. Das ist das Zelt des Oberkommandierenden. Blau und Gold sind die Farben seines Vaterlandes.«

»Wie das?«, wunderte sich Rittersporn. »Ich war mir sicher, dass das die Armee Temeriens ist. Dass Ihr hier den Befehl führt.«

»Dies ist eine gesonderte Abteilung der Armee Temeriens. Ich bin der Verbindungsoffizier König Foltests, hier dient auch eine Menge temerischer Adliger mit ihren Truppen, die der Ordnung halber die Lilie auf den Schilden führen. Aber das Rückgrat dieses Korps bilden die Untertanen eines anderen Königreichs. Seht Ihr die Standarte vor dem Zelt?«

»Löwen.« Geralt stutzte. »Goldene Löwen auf blauem Feld. Das ... das ist das Wappen ...«

»Von Cintra«, bestätigte der Graf. »Das sind Emigranten aus dem Königreich Cintra, das gegenwärtig von Nilfgaard okkupiert ist. Sie stehen unter dem Befehl von Hofmarschall Vissegerd.«

Geralt drehte sich um, drauf und dran, dem Grafen mitzuteilen, dass ihn dringende Angelegenheiten nun doch zwangen, auf Rehbraten, Sterlets und Trüffeln zu verzichten. Es gelang ihm nicht mehr. Er sah, wie sich ihnen eine Gruppe näherte, an deren Spitze ein hochgewachsener,korpulenterund grauhaariger Ritter in blauem Mantel und mit einer goldenen Kette auf der Rüstung schritt.

»Oh, Ihr Herren Dichter, da haben wir ja Hofmarschall Vissegerd in eigener Person«, sagte Daniel Etcheverry. »Mit Eurer Erlaubnis, Euer Hochwohlgeboren, stelle ich Euch ...«

»Nicht nötig«, unterbrach ihn Hofmarschall Vissegerd mit heiserer Stimme, während er Geralt mit Blicken durchbohrte. »Wir sind einander schon vorgestellt worden. In Cintra, am Hofe von Königin Calanthe. Am Tag der Verlobung von Prinzessin Pavetta. Es ist fünfzehn Jahre her, aber ich habe ein gutes Gedächtnis. Und du, schurkischer Hexer? Erinnerst du dich an mich?«

»Ja.« Geralt nickte und hielt den Soldaten gehorsam die Hände hin, dass sie sie fesselten.

Daniel Etcheverry, Graf Garramone, hatte sich ihrer schon anzunehmen versucht, als die Landsknechte Geralt und Rittersporn, beide gefesselt, auf im Zelt stehende Hocker gesetzt hatten. Nun, da die Landsknechte auf Befehl von Hofmarschall Vissegerd das Zelt verlassen hatten, erneuerte der Graf seine Anstrengungen.

»Das ist der Dichter und Troubadour Rittersporn, Herr Hofmarschall«, wiederholte er. »Ich kenne ihn. Die ganze Welt kennt ihn. Ich halte es nicht für angebracht, ihn so zu behandeln. Ich verbürge mich mit meinem Ritterwort, dass er kein Nilfgaarder Spion ist.«

»Verbürgt Euch nicht voreilig«, knurrte Vissegerd, ohne den Blick von den Gefangenen zu wenden. »Er mag ein Dichter sein, aber wenn man ihn in Gesellschaft dieses Galgenvogels von einem Hexer ergreift, würde ich mich für ihn nicht verbürgen. Ihr habt anscheinend immer noch keine Vorstellung, was für ein Vogel uns da ins Netz gegangen ist.«

»Ein Hexer?«

»Freilich. Geralt, genannt der Wolf. Derselbe Schurke, der sich ein Recht auf Cirilla angemaßt hat, die Tochter Pavettas, die Enkelin von Calanthe, dieselbe Ciri, von der jetzt so viel die Rede ist. Ihr seid zu jung, Graf, um Euch an die Zeiten zu erinnern, da diese Affäre an vielen Höfen im Gerede war, ich aber war, wie es der Zufall wollte, Augenzeuge.«

»Und was kann ihn mit der Fürstentochter Cirilla verbinden?«

»Dieser Hund« – Vissegerd zeigte mit dem Finger auf Geralt – »hat dazu beigetragen, dass Pavetta, die Tochter von Königin Calanthe, Duny zur Frau gegeben wurde, einem Dahergelaufenen aus dem Süden, den kein Mensch kannte. Aus dieser Mesalliance ging später Cirilla hervor, der Gegenstand ihrer abscheulichen Verschwörung. Denn Ihr müsst wissen, dass dieser Bastard Duny seinerzeit dem Hexer das Mädchen als Bezahlung dafür versprochen hat, dass er die Ehe ermöglichte. Das Recht der Überraschung, versteht Ihr?«

»Nicht ganz. Aber sprecht weiter, edler Herr Hofmarschall.«

»Der Hexer« – wieder zielte Vissegerd mit dem Finger auf Geralt – »wollte nach dem Tode Pavettas das Mädchen holen, doch Calanthe erlaubte es nicht, jagte ihn mit Schimpf und Schande davon. Er aber wartete auf einen geeigneten Augenblick. Als der Krieg mit Nilfgaard ausbrach und Cintra fiel, entführte er Ciri, wobei er sich die Kriegswirren zunutze machte. Er hielt das Mädchen gefangen, obwohl er wusste, dass wir sie suchten. Und schließlich wurde er ihrer überdrüssig und verkaufte sie an Emhyr!«

»Das ist Lüge und Verleumdung!«, schrie Rittersporn. »Daran ist kein wahres Wort!«

»Schweig, Spielmann, sonst lasse ich dich knebeln. Setzt die Tatsachen in Zusammenhang, Graf. Der Hexer hatte Cirilla, jetzt hat sie Emhyr var Emreis. Und der Hexer wird bei der Vorhut eines Nilfgaarder Beritts ergriffen. Was hat das zu bedeuten?«

Daniel Etcheverry zuckte mit den Schultern.

»Was hat das zu bedeuten?«, wiederholte Vissegerd und beugte sich zu Geralt hin.

»Was, du Schurke? Sprich! Seit wann spionierst du für Nilfgaard?«

»Ich spioniere für niemanden.«

»Ich lasse dir die Haut in Streifen abziehen!«

»Tut es.«

»Herr Rittersporn«, warf plötzlich der Graf Garramone ein. »Es wäre wohl günstiger, wenn Ihr mit Erklärungen beginnt. Je schneller, umso besser.«

»Das hätte ich längst getan«, explodierte der Dichter, »aber der gnädige Herr Hofmarschall hat gedroht, mich knebeln zu lassen! Wir sind unschuldig, das sind alles pure Erfindungen und abscheuliche Verleumdungen. Cirilla ist von der Insel Thanedd entführt worden, und Geralt wurde bei ihrer Verteidigung schwer verwundet. Jeder kann das bestätigen. Jeder Zauberer, der auf Thanedd war. Und der Staatssekretär von Redanien, Herr Sigismund Dijkstra ...«

Rittersporn verstummte plötzlich, als ihm einfiel, dass ausgerechnet Dijkstra sich in dieser Sache partout nicht zum Zeugen der Verteidigung eignete, und sich auf die Zauberer von Thanedd zu berufen, war der Sache auch nicht allzu dienlich.

»Was für ein großer Unsinn«, fuhr er laut und schnell fort, »Geralt vorzuwerfen, er habe Ciri in Cintra entführt! Er hat das Mädchen gefunden, als es nach dem Gemetzel in der Stadt im Flussland umherirrte, und hat sie nicht vor euch verborgen, sondern vor den Agenten Nilfgaards, die ihr auf der Spur waren! Ich selbst bin von diesen Agenten ergriffen und gefoltert worden, weil ich verraten sollte, wo sich Ciri verbarg! Aber ich habe kein Wort gesagt, und diese Agenten haben inzwischen das Zeitliche gesegnet. Sie wussten nicht, mit wem sie sich anlegten!«

»Eure Tapferkeit«, warf der Graf ein, »war jedoch vergebens. Emhyr hat Cirilla schließlich doch bekommen. Wie allgemein bekannt, gedenkt er sie zu heiraten und zur Kaiserin von Nilfgaard zu machen. Vorerst hat er sie zur Königin von Cintra und den umliegenden Ländern ernannt, womit er uns einige Schwierigkeiten bereitet hat.«

»Emhyr«, erklärte der Dichter, »kann auf den Thron Cintras setzen, wen immer er will. Ciri, von welcher Seite man es auch sieht, hat ein Recht auf diesen Thron.«

»Ein Recht?«, schrie Vissegerd und besprühte Geralt mit Speichel. »Ein Scheißrecht hat sie! Emhyr kann sie heiraten, das steht ihm frei. Er kann sowohl ihr wie auch dem Kind, das er ihr machen wird, ganz nach Phantasie und Laune Lehen und Titel verleihen. Königin von Cintra und den Skellige-Inseln? Warum nicht? Fürstin von Brugge? Pfalzgräfin von Sodden? Bitte sehr, ergebenster Diener. Aber warum, frage ich untertänigst, nicht Königin der Sonne und Gebieterin des Mondes? Dieses verdammte, verdorbene Blut hat überhaupt keine Rechte auf den Thron! Verfluchtes Blut, die ganze weibliche Linie dieses Geschlechts sind verfluchte, niederträchtige Kreaturen, angefangen bei Riannon! Wie die Urgroßmutter Cirillas, Adalia, die es mit dem eigenen Vetter trieb, wie ihre Ururgroßmuter, Muriel die Buhlerin, die es mit jedem trieb! In diesem Geschlecht folgen blutschänderische Bankerte und illegitime Töchter eine auf die andere!«

»Sprecht leiser, Herr Hofmarschall«, sagte Rittersporn hochmütig. »Vor Eurem Zelt hängt die Standarte mit den goldenen Löwen, Ihr aber seid drauf und dran, die Großmutter Ciris, Calanthe, als Bankert zu bezeichnen – die Löwin von Cintra, für die die meisten von Euren Soldaten ihr Blut in Marnadal und Sodden vergossen haben. Und da wäre ich mir der Treue Eurer Truppen nicht mehr sicher.«

Vissegerd legte die Entfernung zwischen sich und Rittersporn mit zwei Schritten zurück, packte den Dichter am Kragen und riss ihn vom Sitz hoch. Das Gesicht, eben noch nur mit roten Flecken bedeckt, hatte jetzt eine Farbe von tiefem heraldischem Rot angenommen. Geralt begann, sich große Sorgen um den Freund zu machen; zum Glück trat gerade ein Adjutant ins Zelt, der mit erregter Stimme meldete, ein Beritt habe dringende und wichtige Nachrichten mitgebracht. Vissegerd warf Rittersporn mit einem kräftigen Stoß wieder auf den Sitz und ging hinaus.

»Uff...«, ächzte der Dichter, während er Kopf und Hals hin- und herdrehte. »Es fehlte nicht viel, und er hätte mich erledigt ... Könnt Ihr mir ein wenig die Fesseln lockern, Herr Graf?«

»Nein, Herr Rittersporn. Kann ich nicht.«

»Schenkt Ihr diesem Unsinn Glauben? Dass wir Spione seien?«

»Was ich glaube, tut hier nichts zur Sache. Ihr bleibt jedoch gefesselt.«

»Was hilft's.« Rittersporn räusperte sich. »Was für ein Teufel ist denn in Euren Hofmarschall gefahren? Warum hat er sich plötzlich auf mich gestürzt wie der Habicht aufs Huhn?«

Daniel Etcheverry lächelte schief. »Indem Ihr die Treue der Soldaten erwähntet, habt Ihr unwillkürlich an einen wunden Punkt gerührt, Herr Dichter.«

»Wie das? Was für ein wunder Punkt?«

»Diese Soldaten haben jene Cirilla von ganzem Herzen beweint, als sie von ihrem Tod hörten. Doch dann verbreitete sich eine neue Nachricht. Es erwies sich, dass Calanthes Enkelin lebt. Dass sie in Nilfgaard ist und sich der Huld von Kaiser Emhyr erfreut. Damals kam es massenhaft zur Fahnenflucht.

Bedenkt, diese Leute hatten Haus und Heimat aufgegeben, waren nach Sodden und nach Brugge geflohen, nach Temerien, denn sie wollten sich für Cintra schlagen, für das Blut Calanthes. Sie wollten für die Befreiung des Landes kämpfen, wollten die Angreifer aus Cintra vertreiben, dafür sorgen, dass Calanthes Nachfahrin den Thron gewinnt. Und was zeigte sich? Das Blut Calanthes kehrt mit Glanz und Gloria auf den Thron Cintras zurück...«

»Als Marionette in der Hand Emhyrs, der sie entführt hat.«

»Emhyr will sie heiraten. Er will sie neben sich auf den kaiserlichen Thron setzen, die Titel und Lehen bestätigen. Verfährt man so mit Marionetten? Cirilla ist am kaiserlichen Hof von den Gesandten aus Kovir gesehen worden. Sie sagen, dass sie nicht den Eindruck machte, sie sei mit Gewalt entführt worden. Cirilla, die einzige Erbin des Throns von Cintra, kehrt als Verbündete Nilfgaards auf diesen Thron zurück. Solche Nachrichten machen unter den Soldaten die Runde.«

»Nachdem sie von Nilfgaarder Agenten verbreitet wurden.«

»Das weiß ich.« Der Graf nickte. »Aber die Soldaten wissen es nicht. Wenn wir Deserteure aufgreifen, bestrafen wir sie mit dem Strick, aber ich kann sie ein wenig verstehen. Das sind Cintrier. Sie wollen für das eigene Zuhause kämpfen, nicht für Temerien. Unter eigenem, nicht temerischem Befehl. Unter der eigenen Fahne. Sie sehen, dass hier, in dieser Armee, sich ihre goldenen Löwen vor den temerischen Lilien beugen. Vissegerd hatte achttausend Soldaten, darunter fünftausend gebürtige Cintrier, die übrigen waren temerische Verstärkungstruppen und freiwillige Ritterschaft aus Brugge und Sodden. Gegenwärtig umfasst das Korps sechstausend. Aber desertiert sind ausschließlich die aus Cintra. Vissegerds Armee ist ohne eine Schlacht dezimiert worden. Versteht Ihr, was das für ihn bedeutet?«

»Er verliert Prestige und seine Position.«

»Natürlich. Wenn noch ein paar hundert desertieren, nimmt ihm König Foltest das Oberkommando weg. Schon jetzt kann man dieses Korps schwerlich cintrisch nennen. Vissegerd strampelt sich ab, versucht den Desertionen Einhalt zu gebieten, weshalb er Gerüchte über die unsichere, fast gewiss illegitime Herkunft von Cirilla und ihren Vorfahren ausstreut.«

»Was Ihr«, konnte sich Geralt nicht enthalten zu sagen, »mit sichtlichem Widerwillen hört, Graf.«

»Ihr habt es bemerkt?« Daniel Etcheverry lächelte sacht. »Nun ja, Vissegerd kennt meinen Stammbaum nicht... Kurzum, ich bin mit dieser Ciri verwandt. Muriel, die Gräfin Garramone, genannt die Schöne Buhlerin, die Ururgroßmutter Ciris, war auch meine Ururgroßmutter. Von ihren Liebeseroberungen kursieren in unserem Geschlecht Legenden, trotzdem höre ich es ungern, wenn Vissegerd meiner Vorfahrin unterstellt, sie habe zu Blutschande geneigt und sich jedem Erstbesten hingegeben. Aber ich reagiere nicht. Weil ich Soldat bin. Verstehen die Herren mich richtig?«

»Ja«, sagte Geralt.

»Nein«, sagte Rittersporn.

»Vissegerd ist der Befehlshaber dieses Korps, das zum Bestand der temerischen Armee gehört. Cirilla in der Hand Emhyrs aber ist eine Bedrohung für das Korps, also auch für die Armee und damit für meinen König und mein Land. Ich habe nicht vor, den von Vissegerd über Cirilla verbreiteten Gerüchten entgegenzutreten und die Autorität des Befehlshabers zu untergraben. Ich gedenke ihm sogar bei der Beweisführung zu helfen, dass Cirilla ein Bankert ist und kein Recht auf den Thron hat. Nicht nur, dass ich mich dem Hofmarschall nicht widersetzen werde, dass ich seine Befehle nicht in Frage stellen werde, sondern ich werde sie auch unterstützen. Und ausführen, wenn es sein muss.«

Der Hexer verzog den Mund zu einem Lächeln. »Jetzt verstehst du wohl, Rittersporn? Der Herr Graf hat uns keinen Augenblick für Spione gehalten, sonst hätte er uns nicht so ausführliche Erklärungen zuteil werden lassen. Der Herr Graf weiß, dass wir unschuldig sind. Aber er wird keinen Finger rühren, wenn Vissegerd uns verurteilt.« »Heißt das ... Heißt das, dass ...«

Der Graf wandte den Blick ab. »Vissegerd«, sagte er leise, »rast. Ihr hattet großes Pech, dass Ihr ihm in die Hände gefallen seid. Insbesondere Ihr, Herr Hexer. Den Herrn Rittersporn werde ich versuchen zu ...«

Er wurde durch die Rückkehr Vissegerds unterbrochen, der immer noch rot war und wie ein Stier schnaubte. Der Hofmarschall trat an den Tisch, hieb mit dem Streitkolben auf die Karten, die die Tischplatte bedeckten, dann wandte er sich zu Geralt um und fixierte ihn durchdringend. Der Hexer senkte den Blick nicht.

»Der verwundete Nilfgaarder, den der Beritt aufgegriffen hat«, sagte Vissegerd mit Nachdruck, »hat es geschafft, unterwegs seinen Verband abzureißen, und ist verblutet, ohne zu Bewusstsein zu kommen. Er ist lieber gestorben, als zu Niederlage und Tod seiner Spießgesellen beizutragen. Wir wollten ihn ausnutzen, aber er ist uns in den Tod entkommen, ist uns durch die Finger gerutscht, nichts ist an den Fingern geblieben als sein Blut. Gute Schule. Schade, dass Hexer derlei Dinge nicht den Königskindern einimpfen, die sie zur Erziehung mitnehmen.«

Geralt schwieg, senkte aber immer noch nicht den Blick.

»Was, du Wundertier? Du Entgleisung der Natur? Auswurf der Hölle? Was hat du der entführten Cirilla beigebracht? Wie hast du sie erzogen? Alle sehen und wissen, wie! Diese Missgeburt lebt, macht sich auf dem Nilfgaarder Thron breit, als ob nichts wäre! Und wenn Emhyr sie mit ins Bett nimmt, wird sie, als ob nichts wäre, bestimmt gern die Beine breit machen, die Schlampe!«

»Die Wut geht mit Euch durch«, murmelte Rittersporn. »Ist das ritterlich, Herr Hofmarschall, dem Kind die Schuld an allem zu geben? Einem Kind, das von Emhyr mit Gewalt entführt wurde?«

»Gegen Gewalt gibt es auch Mittel! Eben ritterliche, eben königliche Mittel! Wenn sie wirklich von königlichem Blut wäre, hätte sie welche gefunden! Sie hätte ein Messer gefunden! Eine Schere, eine Glasscherbe, eine Nadel schließlich! Sie hätte sich, das Miststück, mit den Zähnen die Adern an den Handgelenken aufbeißen können! Sich an ihrem Strumpf erhängen!«

»Ich will Euch nicht länger zuhören, Herr Vissegerd«, sagte Geralt leise. »Ich will Euch nicht länger zuhören.«

*Der Hofmarschall knirschte hörbar mit den Zähnen, beugte sich vor.*

*»Du willst nicht«, sagte er mit vor Wut zitternder Stimme. »Das trifft sich gut, denn ich habe dir nichts mehr zu sagen. Nur eines. Damals in Cintra, vor fünfzehn Jahren, ist viel von Vorherbestimmung geredet worden. Damals dachte ich, dass das Unsinn ist. Aber es war doch deine Vorherbestimmung, Hexer. Von jener Nacht an war dein Schicksal vorgezeichnet, mit schwarzen Runen zwischen den Sternen geschrieben. Ciri, die Tochter Pavettas, ist deine Vorherbestimmung. Und dein Tod. Denn für Ciri, die Tochter Pavettas, wirst du hängen.«*

*Die Operation »Centaurus« wurde von der Brigade als Detachement der IV. Reiterarmee in Angriff genommen. Wir erhielten Verstärkung in Gestalt von drei Rotten Verdener leichter Kavallerie, die ich der Kampfgruppe »Vreemde« zuteilte. Aus dem Rest der Brigade bildete ich nach dem Vorbild des Feldzuges in Aedirn die Kampfgruppen Sievers« und »Morteisen«, jede aus vier Schwadronen bestehend.*

*Aus dem Konzentrierungsraum bei Drieschot brachen wir in der Nacht vom vierten zum fünften August auf. Der Befehl für die Gruppen lautete: die Linie Vidort-Carcano- Armeria erreichen, die Übergänge über die Ina in unsere Gewalt bringen, angetroffene feindliche Einheiten vernichten, aber Punkte größeren Widerstands umgehen. Durch das Legen von Bränden, insbesonders nachts, den Divisionen der IV. Armee den Weg erhellen, unter der Zivilbevölkerung Panik stiften und dafürsorgen,dasssämtliche Kommunikationsarterien im Hinterland des Feindes mit Flüchtlingen verstopft sind. Durch scheinbare Umzingelung Einheiten des Gegners zum Rückzug in die tatsächlichen Kessel drängen. Ausgewählte Gruppen der Zivilbevölkerung und der Gefangenen liquidieren und damit Entsetzen auslösen, die Panik verstärken und die Moral des Gegners brechen. Die oben genannten Aufgaben wurden von der Brigade mit großem soldatischen Einsatz erfüllt.*

Elan Trahe, Für Kaiser und Vaterland. Der ruhmreiche Kampfesweg der VII. Daerlanischen Brigade

# 

# Das fünfte Kapitel

Milva schaffte es nicht, rechtzeitig bei den Pferden zu sein und sie zu retten. Sie sah mit an, wie sie gestohlen wurden, konnte jedoch nichts tun. Zuerst riss die wahnsinnige, von Panik erfüllte Menge sie mit, dann versperrten ihr einherjagende Wagen den Weg, dann steckte sie in einer wolligen und blökenden Schafherde fest, durch die sie sich durchkämpfen musste wie durch eine Schneewehe. Dann, schon an der Chotla, rettete nur ein Sprung in den kalmusbewachsenen Ufermorast sie vor den Schwertern der Nilfgaarder, die gnadenlos die am Fluss zusammengedrängten Flüchtlinge niedermetzelten, weder Frauen noch Kinder verschonten. Milva stürzte sich ins Wasser und gelangte ans andere Ufer, teils watend, teils auf dem Rücken schwimmend, zwischen in der Strömung treibenden Leichen.

Und sie nahm die Verfolgung auf. Sie hatte sich gemerkt, in welche Richtung die Bauern verschwunden waren, die Plötze, Pegasus, den kastanienbrauen Hengst und ihren eigenen Rappen gestohlen hatten. Und im Futteral am Sattel des Rappen befand sich ihr unschätzbarer Bogen. Was hilft's, dachte sie, während beim Laufen das Wasser aus ihren Stiefeln platschte, die anderen müssen vorerst allein zurechtkommen. Ich, verdammt, muss den Bogen und die Pferde kriegen!

Zuerst eroberte sie Pegasus zurück. Der Wallach des Dichters ignorierte die gegen seine Flanken stoßenden Bastschuhe, kümmerte sich einen Dreck um die anfeuernden Rufe des ungeschickten Reiters und dachte gar nicht daran zu galoppieren; er lief schläfrig, faul und langsam durch das Birkenwäldchen. Der Bauer war hinter den übrigen Pferdedieben weit zurückgeblieben. Als er hinter sich Milva hörte und sah, sprang er ohne zu zögern ab und verdrückte sich ins Unterholz, wobei er mit beiden Hände seine Hose festhielt. Milva verfolgte ihn nicht, sie unterdrückte das heftige Verlangen, ihm ordentlich die Fresse zu polieren. Sie sprang aus dem Lauf in den Sattel, heftig, dass die Saiten der an einer Satteltasche festgemachten Laute klirrten. Erfahren im Umgang mit Pferden, konnte sie den Wallach zum Galopp zwingen. Oder eher zu dem schwerfälligen Trab, den Pegasus für Galopp hielt.

Doch selbst dieser Pseudogalopp reichte aus, denn die Flucht der Pferdediebe wurde von dem nächsten untypischen Pferd gebremst: von der eigensinnigen Plötze des Hexers, jener braunen Stute, die Geralt, von ihren Kapricen erbost, schon des öfteren gegen ein anderes Reittier einzutauschen gedroht hatte, und sei es ein Esel, ein Maultier oder gar ein Ziegenbock. Milva holte den Dieb in dem Augenblick ein, als die von einem falschen Zügelzug entnervte Plötze den Reiter abgeworfen hatte und die übrigen Bauern, aus den Sätteln gesprungen, versuchten, die ausschlagende und sich aufbäumende Stute zu bändigen. Sie waren so beschäftigt, dass sie Milva erst bemerkten, als sie auf Pegasus über sie herfiel und einen ins Gesicht trat, dass ihm die Nase brach. Als er schreiend und die Götter zu Hilfe rufend hinfiel, erkannte sie ihn. Es war Holzschuh. Der Bauer, der ganz offensichtlich kein Glück mit den Menschen hatte. Insbesondere mit Milva.

Milvas Glück endete leider ebenfalls. Genauer gesagt lag es nicht am Glück, sondern an ihrem eigenen Hochmut und an der in der Praxis leichthin erworbenen Überzeugung, zwei beliebige Dörfler könne sie allemal so verprügeln, wie sie es für angebracht hielt. Doch als sie aus dem Sattel sprang, bekam sie plötzlich eine Faust aufs Auge und fand sich unversehens am Boden wieder. Sie zog das Messer, entschlossen, einen Bauch aufzuschlitzen, doch sie bekam mit einem dicken Knüppel derart eins über den Kopf, dass der Knüppel zerbrach und ihr Borke und Holzstaub in die Augen streute. Betäubt und geblendet, konnte sie immerhin das Knie des Dörflers packen, der immer noch mit dem Rest des Knüppels auf sie einschlug, worauf der Dörfler überraschend aufheulte und fiel. Der zweite schrie und deckte den Kopf mit beiden Händen. Milva rieb sich die Augen und sah, dass er sich vor den auf ihn niederprasselnden Peitschenhieben schützte, die ihm ein Reiter auf einem Schimmel versetzte. Sie sprang auf, trat dem gestürzten Bauern mit Schwung gegen den Hals. Der Pferdedieb begann zu röcheln, zuckte mit den Beinen und blieb breitbeinig liegen, was Milva sofort ausnutzte, um in den genau gezielten Fußtritt ihre ganze Wut zu legen. Der Bauer krümmte sich zusammen, presste die Hände gegen den Schritt und heulte derart auf, dass geradezu die Blätter von den Birken rieselten.

Der Reiter auf dem Schimmel widmete sich unterdessen dem zweiten Bauern und dem aus der Nase blutenden Holzschuh und trieb beide mit Peitschenhieben zum Walde hin. Er kehrte zurück, um den Heulenden durchzuprügeln, hielt jedoch sein Pferd zurück. Denn Milva war schon bei ihrem Rappen, hatte schon den Bogen in der Hand und einen Pfeil auf der Sehne. Die Sehne war nur halb gespannt, doch die Pfeilspitze zeigte genau auf die Brust des Reiters.

Einen Moment lang schauten sie einander an, der Reiter und die junge Frau. Dann holte der Reiter mit einer langsamen Bewegung einen Pfeil mit langen Flugfedern aus seiner Jacke hervor und warf ihn Milva vor die Füße.

»Ich wusste«, sagte er ruhig, »dass ich Gelegenheit haben würde, dir deine Pfeilspitze zurückzugeben, Elfe.«

»Ich bin keine Elfe, Nilfgaarder.«

»Ich bin kein Nilfgaarder. Senke endlich diesen Bogen. Wenn ich dir Böses wollte, hätte ich einfach nur zuzuschauen brauchen, wie sie dich zurichten.«

»Weiß der Teufel«, presste sie zwischen den Zähnen hervor, »was du für einer bist und was du mir willst. Aber danke für die Rettung. Und für meine Spitze. Und für diesen Schurken, auf den ich an der Lichtung so schlecht geschossen hab.«

Der getretene, zusammengekrümmte Pferdedieb schluchzte krampfhaft und presste das Gesicht auf den Waldboden. Der Reiter schaute nicht zu ihm hin. Er sah Milva an.

»Fang die Pferde ein«, sagte er. »Wir müssen so schnell wie möglich vom Fluss weg, die Armee durchkämmt die Wälder auf beiden Ufern.«

»Wir müssen?« Sie verzog das Gesicht, senkte aber den Bogen. »Zusammen? Und seit wann sind wir unseresgleichen? Oder Gefährten?«

»Ich erkläre es dir« – er wendete sein Pferd, griff nach den Zügeln des kastanienbraunen Hengstes –, »wenn du mir Zeit lässt.«

»Das ist es ja gerade, dass ich keine Zeit hab. Der Hexer und die anderen...«

»Ich weiß. Aber wir retten sie nicht, wenn wir uns töten oder gefangennehmen lassen. Greif dir die Pferde, und wir fliehen ins Dickicht. Beeil dich!«

Er heißt Cahir, erinnerte sich Milva, während sie den seltsamen Gefährten beäugte, mit dem sie zusammen in einer Stubbenhöhle sitzen musste. Der sonderbare Nilfgaarder, der immerzu erzählt, dass er kein Nilfgaarder ist. Cahir.

»Wir dachten, du bist getötet worden«, murmelte sie. »Der Braune kam ohne Reiter...«

»Ich hatte ein kleines Abenteuer«, erwiderte er trocken. »Mit drei Räubern, zugewachsen wie Werwölfe. Sie fielen mich aus einem Hinterhalt an. Das Pferd floh. Die Räuber schafften das nicht, doch sie waren zu Fuß. Ehe ich ein neues Reittier auftreiben konnte, lag ich weit hinter euch zurück. Erst heute Morgen habe ich euch eingeholt. Direkt vor dem Lager. Ich bin flussabwärts geritten und habe am anderen Ufer gewartet. Ich wusste, dass ihr nach Osten reiten würdet.«

Eins der im Erlendickicht verborgenen Pferde schnaubte, stampfte. Die Dämmerung brach an. Die Mücken summten aufdringlich dicht an den Ohren.

»Es ist still im Wald«, sagte Cahir. »Die Truppen sind abgezogen. Die Schlacht ist vorbei.«

»Das Gemetzel, wolltest du sagen.«

»Unsere Kavallerie ...« Er stockte, räusperte sich. »Die kaiserliche Kavallerie hat einen Schlag gegen das Lager geführt, und da haben von Süden her eure Truppen angegriffen. Wahrscheinlich temerische.«

»Wenn die Schlacht schon vorbei ist, müssen wir dorthin zurück. Den Hexer ausfindig machen, Rittersporn und die anderen.«

»Es ist klüger, die Dunkelheit abzuwarten.«

»Irgendwie unheimlich ist es hier«, sagte sie und fasste den Bogen fester. »Ein finsteres Gehölz, dass es einem kalt über den Rücken läuft. Es scheint still zu sein, aber immerzu raschelt was im Gebüsch... Der Hexer hat gesagt, dass es die Ghule zu Schlachtfeldern zieht... Und die Bauern haben von einem Fangpir gefaselt...«

»Du bist nicht allein«, erwiderte er halblaut.

»Allein ist es schlimmer.«

»Wirklich.« Sie begriff, wovon er sprach.

»Fast zwei Wochen reitest du uns hinterher, mutterseelenallein. Folgst uns nach, und überall ringsum sind deine Leute ... Wenn du auch, wie du behauptest, kein Nilfgaarder bist, sind das doch deine Leute. Hol mich der Teufel, wenn ich versteh... Statt zu deinen Leuten zurückzukehren, folgst du dem Hexer. Warum?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Als der hochgewachsene Scioa'tael sich über ihn beugte, kniff der zu einem Bündel verschnürte Struycken vor Angst die Augen zusammen. Es hieß, es gebe keine hässlichen Elfen, sie seien allesamt schön, würden so geboren. Vielleicht war der legendäre Anführer der Eichhörnchen auch schön geboren worden. Doch jetzt, da eine hässliche Narbe quer über sein Gesicht lief, die Stirn, Braue, Nase und Kinn verunstaltete, war von der den Elfen eigenen Schönheit nichts geblieben.

Der Elf mit dem zerfetzten Gesicht setzte sich auf einen unweit liegenden Baumstamm.

»Ich bin Isengrim Faoiltiarna«, sagte er und beugte sich abermals über den Gefangenen.

»Seit vier Jahren kämpfe ich gegen die Menschen, seit drei Jahren führe ich die Kommandos. Ich habe meinen im Kampfe gefallenen Bruder begraben, vier Vettern, über vierzig Waffengefährten. Bei meinem Kampf sehe ich euren Kaiser als einen Verbündeten an, was ich viele Male bewiesen habe, indem ich euren Geheimdiensten Informationen übergeben, euren Agenten und Residenten geholfen, von euch bezeichnete Personen liquidiert habe.«

Faoiltiarna verstummte, gab mit der behandschuhten Rechten ein Zeichen. Ein in der Nähe stehender Scioa'tael hob ein nicht besonders großes Lägel aus Birkenrinde vom Erdboden an. Aus dem Lägel drang ein süßlicher Geruch.

»Ich habe Nilfgaard als einen Verbündeten angesehen und tue es immer noch«, wiederholte der Elf mit der Narbe. »Darum habe ich es zunächst nicht geglaubt, als mich mein Informant warnte, dass mir ein Hinterhalt gelegt werden solle. Dass man mir auftragen werde, mich unter vier Augen mit einem Abgesandten Nilfgaards zu treffen, und dass ich, wenn ich käme, gefangengenommen würde. Ich habe den eigenen Ohren nicht getraut, doch da ich von Natur aus vorsichtig bin, kam ich etwas früher zu dem Treffen und nicht allein. Wie groß war meine Verwunderung und Enttäuschung, als sich zeigte, dass mich am Ort des geheimen Treffens anstatt eines Abgesandten sechs Häscher erwarteten, ausgerüstet mit einem Fischernetz, Fesseln, einer Lederhaube mit einem Knebel und einer Jacke mit Riemen und Schnallen. Eine Ausrüstung, würde ich sagen, wie sie von eurem Aufklärungsdienst standardmäßig für Entführungen benutzt wird. Der Aufklärungsdienst Nilfgaards hatte den Wunsch, mich, Faoiltiarna, lebendig irgendwohin zu bringen, geknebelt und in einer Zwangsjacke. Eine rätselhafte Sache, würde ich sagen. Die nach Klärung verlangt. ch bin froh, dass sich wenigstens einer der mir auflauernden Häscher, zweifellos ihr Anführer, lebendig hat ergreifen lassen und imstande sein wird, mir Erklärungen zu geben.«

Struycken biss die Zähne zusammen und wandte den Kopf ab, um nicht auf das zerfetzte Gesicht des Elfs blicken zu müssen. Er schaute lieber auf das Lägel aus Birkenrinde, an dem zwei Wespen summten.

»Jetzt also«, fuhr Faoiltiarna fort und wischte sich den verschwitzten Hals mit einem Tuch ab, »werden wir uns unterhalten, Herr Entführer. Um die Konversation zu erleichtern, will ich ein paar Einzelheiten klarstellen. In diesem Lägel dort befindet sich Ahornsirup. Wenn unsere Unterredung nicht im Geiste wechselseitigen Einvernehmens und größtmöglicher Offenheit verläuft, werden wir dir mit besagtem Sirup reichlich den Kopf einschmieren.Unterbesonderer Berücksichtigung von Augen und Ohren. Dann werden wir dich auf einem Ameisenhaufen ablegen, da, auf dem dort, auf dem die sympathischen und arbeitsamen Insekten umherlaufen. Ich merke an, dass sich die Methode schon bei mehreren Dh'oine und Aan'brengar bewährt hat, die es mir gegenüber an Entgegenkommen und Offenheit haben fehlen lassen.«

»Ich stehe in kaiserlichen Diensten!«, schrie der Agent, bleich geworden. »Ich bin Offizier der kaiserlichen Sonderdienste, ich unterstehe Vattier de Rideaux, dem Vicomte Eiddon! Ich heiße Jan Struycken! Ich protestiere ...«

»Wie es sich unglücklicherweise trifft«, fiel ihm der Elf ins Wort, »haben die hiesigen roten Waldameisen, die ganz scharf auf Ahornsirup sind, noch nie etwas von Herrn de Rideaux gehört. Beginnen wir. Wer den Befehl erteilt hat, mich zu entführen, werde ich nicht fragen, denn das ist klar. Meine erste Frage lautet daher: Wohin sollte ich gebracht werden?«

Der Nilfgaarder Agent wand sich in den Fesseln, schüttelte den Kopf, denn es kam ihm so vor, als ob die Ameisen ihm schon über die Wangen krochen. Doch er schwieg.

»Na denn«, brach Faoiltiarna das Schweigen und gab dem Elf bei dem Lägel ein Zeichen.

»Einschmieren.«

»Ich sollte Euch nach Verden transportieren, ins Schloss Nastrog!«, schrie Struycken auf.

»Auf Befehl von Herrn de Rideaux!«

»Danke. Was erwartete mich in Nastrog?«

»Ein Verhör...«

»Wonach sollte ich befragt werden?«

»Nach den Ereignissen auf Thanedd! Ich bitte Euch, löst mir die Fesseln! Ich werde alles sagen!«

»Natürlich wirst du alles sagen«, seufzte der Elf und straffte sich. »Zumal wir den Anfang schon hinter uns haben, und der Anfang ist in solchen Dingen am schwersten. Fahren wir fort.«

»Ich hatte den Befehl, Euch zu der Aussage zu zwingen, wo sich Vilgefortz und Rience verborgen halten! Und Cahir Mawr Dyffryn, der Sohn von Ceallach!«

»Merkwürdig. Man stellt mir eine Falle, um mich nach Vilgefortz und Rience zu fragen? Was könnte ich über die wissen? Was könnte mich mit ihnen verbinden? Und mit Cahir liegt der Fall noch merkwürdiger. Den habe ich euch schließlich geschickt, wie ihr es euch gewünscht hattet. In Fesseln. Ist die Sendung etwa nicht bei euch angekommen?«

»Die Einheit, die zum vereinbarten Treffpunkt gesandt wurde, ist restlos ermordet worden ... Cahir war nicht unter den Toten...«

»Aha. Und Herr Vattier de Rideaux schöpfte Verdacht? Und statt einfach den nächsten Emissär zum Kommando zu schicken und um Erklärungen zu bitten, legt er mir gleich einen Hinterhalt. Befiehlt, mich nach Nastrog zu schleppen und zu verhören. Bezüglich der Ereignisse auf Thanedd.«

Der Agent schwieg.

»Hast du nicht verstanden?« Der Elf beugte sein schreckliches Gesicht über ihn. »Das war eine Frage. Sie lautete: Worum geht es?«

»Ich weiß nicht... Das weiß ich nicht, ich schwör's ...«

Faoiltiarna winkte, zeigte. Struycken heulte, wand sich, schwor bei der Großen Sonne, versicherte, von nichts zu wissen, weinte, warf den Kopf hin und her und spuckte den Sirup aus, mit dem man ihm das Gesicht dick eingeschmiert hatte. Erst als ihn vier Scioa'tael zu dem Ameisenhaufen trugen, entschloss er sich zu reden. Obwohl die Konsequenzen schlimmer sein konnten als die Ameisen.

»Herr... Wenn jemand davon erfährt, bin ich ein toter Mann ... Aber ich gestehe Euch ... Ich habe geheime Befehle gesehen. Habe gelauscht... Ich werde alles sagen.«

»Selbstverständlich.« Der Elf nickte. »Den Rekord im Ameisenhaufen, eine Stunde und vierzig Minuten, hielt ein gewisser Offizier von den Sondereinheiten König Demawends. Doch auch er hat schließlich geredet. Also, fang an. Schnell, zusammenhängend und konkret.«

»Der Kaiser ist sich sicher, dass er auf Thanedd verraten wurde. Der Verräter ist Vilgefortz von Roggeveen, der Zauberer. Und sein Gehilfe namens Rience. Vor allem aber Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach. Vattier... Herr Vattier ist sich nicht sicher, ob nicht auch Ihr Eure Finger in diesem Verrat hattet, und sei es unwissentlich... Darum hat er befohlen, Euch zu entführen und unauffällig nach

Nastrog zu bringen ... Herr Faoiltiarna, ich arbeite seit zwanzig Jahren bei der Aufklärung... Vattier de Rideaux ist mein dritter Chef...«

»Zusammenhängender bitte. Und hör auf zu zittern. Wenn du aufrichtig zu mir bist, hast du Chancen, noch ein paar Chefs zu dienen.«

»Obwohl es streng geheim gehalten wurde, wusste ich... Ich wusste, wen Vilgefortz und Cahir auf der Insel ergreifen sollten. Und es sah so aus, als sei es ihnen gelungen. Denn nach Loc Grim brachte man diese... wie heißt sie doch... na, die Königstochter von Cintra. Damals dachte ich, es sei ein Erfolg, Cahir und Rience würden Barone werden und dieser Zauberer mindestens Graf... Aber stattdessen ließ der Kaiser den Uhu rufen ... das heißt, Herrn Skellen, und Herrn Vattier, und befahl, Cahir zu ergreifen... Und Rience, und Vilgefortz ... Alle, die etwas über Thanedd und über diese Sache wissen konnten, sollten auf die Folter gespannt werden... Und Ihr auch ... Man konnte sich leicht denken ... nun ja ... dass es einen Verrat gegeben hatte. Dass eine falsche Königstochter nach Loc Grim gebracht worden war...«

Dem Agenten stockte der Atem, er schnappte mit dem von Ahornsirup verklebten Mund nervös nach Luft.

»Löst ihm die Fesseln«, befahl Faoiltiarna seinen Eichhörnchen. »Und er soll sich das Gesicht waschen.«

Der Befehl wurde unverzüglich ausgeführt. Wenig später stand der Organisator des misslungenen Hinterhalts mit gesenktem Kopf vor dem legendären Anführer der Scioa'tael. Faoiltiarna betrachtete ihn gleichgültig.

»Schüttle sorgfältig den Sirup aus den Ohren«, sagte er schließlich. »Spitze sie und streng dein Gedächtnis an, wie es sich für einen Spion von langjähriger Berufserfahrung gehört. Ich werde euch einen Beweis meiner Loyalität gegenüber dem Kaiser geben, einen vollständigen Bericht über die euch interessierenden Angelegenheiten. Du aber wirst alles, Wort für Wort, Vattier de Rideaux wiederholen.«

Der Agent nickte eifrig.

»Mitte des Monats Blathe, oder nach eurer Rechnung Anfang Juni«, begann der Elf,

»nahm Enid an Gleanna Verbindung zu mir auf, die Zauberin, die als Francesca Findabair bekannt ist. In ihrem Auftrag kam bald darauf ein gewisser Rience zu meinem Kommando, anscheinend ein Faktotum des Vilgefortz von Roggeveen, jenes Magiers. Unter größter Geheimhaltung wurde der Plan einer Aktion ausgearbeitet, der die Ausschaltung einer gewissen Anzahl von Zauberern während der Zusammenkunft auf Thanedd zum Ziel hatte. Der Plan wurde mir als eine Aktion dargestellt, die die volle Unterstützung von Kaiser Emhyr, Vattier de Rideaux und Stefan Skellen habe, sonst hätte ich mich nicht zu einer Zusammenarbeit mit Dh'oine bereitgefunden, Zauberer oder nicht, denn ich habe in meinem Leben zu viele Provokationen gesehen. Das Engagement des Kaisertums in dieser Angelegenheit wurde durch die Ankunft eines Schiffes auf Kap Bremervoord bestätigt, das unter der Führung von Cahir, Sohn des Ceallach, stand, der mit besonderen Vollmachten und Befehlen versehen war. Gemäß diesen Befehlen sonderte ich aus dem Kommando eine spezielle Gruppe aus, die ausschließlich Cahir unterstehen sollte. Ich wusste, dass die Gruppe den Auftrag hatte, sich einer... bestimmten Person zu bemächtigen und sie von der Insel zu entführen.

Nach Thanedd«, sprach Faoiltiarna nach einer kurzen Pause weiter, »segelten wir mit dem Schiff, auf dem Cahir angekommen war. Rience hatte Amulette, mit deren Hilfe er das Schiff in einen magischen Nebel hüllte. Wir fuhren in eine Höhle unter der Insel. Von dort gelangten wir in unterirdische Räume unter Garstang.

Schon dort wussten wir, dass etwas nicht in Ordnung war; Rience empfing irgendwelche telepathischen Signale von Vilgefortz. Wir wussten, dass wir aus der Bewegung heraus in eine Schlacht eingreifen mussten. Wir waren bereit. Und das war gut, denn kaum waren wir aus dem Untergrund gekommen, gerieten wir in eine Hölle.«

Der Elf verzog das verunstaltete Gesicht, als ob ihm die Erinnerung Schmerz bereite.

»Nach anfänglichen Erfolgen begannen sich die Dinge zu komplizieren. Es gelang uns nicht, alle königlichen Zauberer zu eliminieren, wir hatten große Verluste. Der Tod raffte auch einige Magier hinweg, die der Verschwörung angehört hatten, andere wiederum begannen, ihre Haut zu retten und sich zu teleportieren. Zu einem bestimmten Zeitpunkt verschwand Vilgefortz, dann verschwand Rience und kurz nach ihnen Enid an Gleanna. Dieses letzte Verschwinden fasste ich als endgültiges Signal zum Rückzug auf. Ich erteilte den Befehl jedoch nicht, sondern wartete auf die Rückkehr Cahirs und seiner Gruppe, die sofort nach Beginn der Aktion aufgebrochen waren, um ihre Mission zu erfüllen. Da sie nicht zurückkehrten, begannen wir sie zu suchen.

Von der Gruppe« – Faoiltiarna schaute dem Nilfgaarder Spion in die Augen – »war niemand am Leben geblieben, alle waren auf bestialische Weise abgeschlachtet worden. Cahir fanden wir auf der Treppe, die zum Tor Lara führte, zu dem Turm, der während des Kampfes explodierte und in Trümmer fiel. Er war verwundet und bewusstlos, es war offensichtlich, dass er den ihm erteilten Auftrag nicht ausgeführt hatte. Vom Objekt jenes Auftrags fand sich in der Umgebung keine Spur, und von unten, aus Aretusa und Loxia, drängten schon die königlichen Truppen herauf. Ich wusste, dass Cahir ihnen um keinen Preis in die Hände fallen durfte, denn er war der Beweis für die tätige Mitwirkung von Nilfgaard an der Aktion. Wir nahmen ihn und flohen durch die unterirdischen Gänge zu dem Hohlraum. Wir bestiegen das Schiff und fuhren ab. Von dem Kommando waren unser zwölf übriggeblieben, die meisten verwundet.

Der Wind war uns günstig. Wir landeten westlich von Hirundum, versteckten uns in den Wäldern. Cahir versuchte seine Verbände abzureißen, schrie etwas von einem wahnsinnigen Mädchen mit grünen Augen, vom Löwenjungen von Cintra, von einem Hexer, der die ganze Gruppe abgeschlachtet habe, vom Möwenturm und von einem Zauberer, der wie ein Vogel flog. Er verlangte ein Pferd, befahl, auf die Insel zurückzukehren, berief sich auf kaiserliche Befehle, was ich in der gegebenen Situation für das Faseln eines Irren halten musste. In Aedirn tobte, wie wir wussten, schon der Krieg, ich betrachtete es als wichtiger, das dezimierteKommandorasch wiederherzustellen und den Krieg gegen die Dh'oine weiterzuführen.

Cahir war noch immer bei uns, als ich im toten Briefkasten jenen geheimen Befehl von euch fand. Ich wunderte mich. Obwohl Cahir offensichtlich seinen Auftrag nicht ausgeführt hatte, wies nichts darauf hin, dass er des Verrats schuldig sei. Aber ich zerbrach mir nicht lange den Kopf, kam zu dem Schluss, dass das eure Angelegenheit ist und dass ihr selbst damit zurecht kommen müsst. Als Cahir gefesselt wurde, leistete er keinen Widerstand, er war ruhig und resigniert. Ich befahl, ihn in einen Holzsarg zu legen und mit Hilfe eines mir bekannten Hav'caars an den im Brief bezeichneten Ort zu bringen. Ich war, gestehe ich, nicht geneigt, das Kommando zu schwächen, indem ich eine Eskorte mitgab. Ich weiß nicht, wer eure Leute am Treffpunkt ermordet hat. Und wo er sich befand, wusste ausschließlich ich. Wenn euch also die Version einer rein zufälligen Vernichtung eurer Abteilung nicht passt, dann sucht den Verräter bei euch, denn außer mir kanntet nur ihr Ort und Zeit.«

Faoiltiarna stand auf.

»Das ist alles. Alle diese Informationen entsprechen der Wahrheit. In den Verliesen von Nastrog hätte ich euch nicht mehr gesagt. Die Lügen und Erfindungen, mit denen ich vielleichtversuchthätte,den Untersuchungsführer und die Henker zufriedenzustellen, hätten euch eher geschadet als genützt. Weiter weiß ich nichts, insbesondere kenne ich nicht den Aufenthaltsort von Vilgefortz und Rience, ich weiß auch nicht, ob ihr sie zu Recht des Verrats verdächtigt. Ich teile auch ausdrücklich mit, dass ich nichts über die Königstochter von Cintra weiß, weder über die echte noch die falsche. Ich habe alles gesagt, was ich wusste. Ich gehe davon aus, dass Herr de Rideaux und Herr Skellen nicht mehr darauf aus sein werden, mir Hinterhalte zu legen. Die Dh'oine versuchen seit langem, mich zu ergreifen oder umzubringen, ich habe es mir daher zur Gewohnheit gemacht, alle, die mir eine Falle stellen, ohne Wenn und Aber zu exterminieren. In Zukunft werde ich auch nicht abwarten, ob einer davon nicht vielleicht ein Untergebener von Vattier oder Skellen ist. Ich werde dazu weder Zeit noch Lust haben. Drücke ich mich klar aus?« Struycken nickte, schluckte.

»Nimm also ein Pferd, Spion, und verschwinde aus meinen Wäldern.«

»Das heißt, in diesem Sarg wollten sie dich zum Henker bringen«, murmelte Milva. »Jetzt versteh ich, wenn auch nicht alles. Wieso versteckst du dich nicht irgendwo, sondern folgst dem Hexer? Er ist schrecklich sauer auf dich ... Zweimal hat er dir das Leben geschenkt...« »Dreimal.«

»Zwei Male hab ich gesehen. Zwar, das warst nicht du, der dem Hexer auf Thanedd die Gräten gebrochen hat, wie ich erst dacht, trotzdem weiß ich nicht, ob es für dich sicher ist, ihm wieder vors Schwert zu laufen. Ich versteh nicht viel von euren Händeln, aber mich hast du ja gerettet, und irgendwie sieht man an deinen Augen, dass du gut bist... Darum sag ich dir, Cahir, kurz und knapp: Wenn der Hexer die erwähnt, die ihm seine Ciri nach Nilfgaard entführt haben, dann knirscht er mit den Zähnen, dass die Funken sprühen. Und wenn du ihn anspucken würdest, würde die Spucke zischen.«

»Ciri«, wiederholte er. »Schön nennt er sie.«

»Du wusstest es nicht?«

»Nein. Mir gegenüber wurde sie immer Cirilla oder das Löwenjunge von Cintra genannt... Und als sie mit mir zusammen war... denn das war sie einmal... Sie hat kein Wort mit mir gesprochen. Obwohl ich ihr das Leben gerettet hatte.«

»Soll der Teufel das alles verstehen.« Sie schüttelte den Kopf. »Ihr habt ein verwickeltes Schicksal, Cahir, verdreht und verschlungen. Das geht über meinen Verstand.«

»Und wie heißt du?«, fragte er plötzlich.

»Milva ... Maria Barring. Aber sag Milva.«

»Der Hexer ist in die falsche Richtung unterwegs, Milva«, sagte er nach einer Weile.

»Ciri ist nicht in Nilfgaard. Sie ist nicht nach Nilfgaard entführt worden. Wenn sie überhaupt entführt worden ist.«

»Wieso denn das?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Bei der Großen Sonne.« Fringilla, die auf der Schwelle stand, neigte den Kopf und betrachtete erstaunt ihre Freundin. »Was hast du mit deinen Haaren gemacht, Assire?«

»Gewaschen«, sagte Assire var Anahid trocken. »Und frisiert. Komm herein, bitte, und setz dich. Geh vom Sessel, Merlin. Ksch!«

Die Zauberin setzte sich auf den Platz, den der schwarze Kater widerwillig freigemacht hatte, und wandte den Blick nicht von der Frisur ihrer Freundin.

»Hör auf, mich anzustarren.« Assire berührte mit der Hand ihre üppigen und glänzenden Locken. »Ich habe beschlossen, mich ein wenig zu verändern. Ich habe mir übrigens ein Beispiel an dir genommen.«

»Ich« – Fringilla Vigo begann zu kichern – »habe immer als Sonderling und Aufrührerin gegolten. Aber wenn sie dich so in der Akademie oder bei Hofe sehen...«

»Bei Hofe komme ich nicht vor«, schnitt ihr Assire das Wort ab. »Und die Akademie wird sich daran gewöhnen müssen. Wir leben im dreizehnten Jahrhundert. Höchste Zeit, mit dem Vorurteil Schluss zu machen, wenn eine Magierin sich um ihr Äußeres kümmere, sei das ein Beweis für Leichtfertigkeit und Kleingeistigkeit.«

»Die Fingernägel auch.« Fringilla kniff leicht die grünen Augen zusammen, denen niemals etwas entging. »Ich erkenne dich nicht wieder, meine Liebe.«

»Ein einfacher Spruch«, erwiderte die Zauberin kalt, »sollte dir genügen, festzustellen, dass ich das bin und nicht irgendeine Doppelgängerin. Wirk so einen Zauber, wenn du musst. Und dann komm zu dem, worum ich dich gebeten habe.«

Fringilla Vigo streichelte den Kater, der ihr um

die Waden strich, schnurrend und mit krummem Buckel so tat, als sei das eine Sympathiebekundung und keine verschleierte Aufforderung, die schwarzhaarige Zauberin möge sich von dem Sessel scheren.

»Dich wiederum«, sagte sie, ohne den Kopf zu heben, »hat der Seneschall Ceallach aep Gruffyd um etwas gebeten, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte mit beklommener Stimme Assire. »Ceallach hat mich aufgesucht, verzweifelt, hat um Hilfe gebeten, um Fürsprache, um Rettung für seinen Sohn, den Emhyr zu ergreifen, zu foltern und hinzurichten befohlen hat. An wen sollte er sich wenden, wenn nicht an jemanden aus der Familie? Mawr, Ceallachs Frau, die Mutter Cahirs, ist meine Nichte, die jüngste Tochter meiner Schwester. Dennoch habe ich ihm nichts versprochen. Denn ich kann in dieser Sache nichts tun. Vor kurzem sind Umstände eingetreten, die es mir nicht erlauben, Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Ich werde dir erklären, welche das sind. Aber zuvor will ich mir die Information anhören, die zu beschaffen ich dich gebeten habe.«

Fringilla Vigo atmete insgeheim erleichtert auf. Sie hatte befürchtet, die Freundin würde sich in der Angelegenheit Cahirs, des Sohnes Ceallachs, engagieren wollen, die nach Schafott roch. Und dass sie sie um Hilfe bitten würde, die sie nicht verweigern könnte.

»Etwa Mitte Juni«, begann sie, »hatte der ganze in Loc Grim versammelte Hof Gelegenheit, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu bewundern, angeblich eine Prinzessin von Cintra, die Emhyr während der Audienz übrigens hartnäckig als Königin titulierte und so huldvoll behandelte, dass sogar Gerüchte über eine kurz bevorstehende Vermählung aufkamen.«

»Ich habe davon gehört.« Assire streichelte den Kater, der das Interesse an Fringilla verloren hatte und jetzt versuchte, ihren eigenen Sessel zu annektieren. »Es ist immer noch von dieser zweifellos politischen Heirat die Rede.«

»Aber nicht mehr so laut und so oft. Denn die Cintrierin ist nach Darn Rowan gebracht worden. In Darn Rowan werden, wie du weißt, oft Staatsgefangene gehalten. Anwärterinnen auf den Rang der Kaiserin wesentlich seltener.«

Assire sagte dazu nichts. Sie wartete geduldig undbetrachteteihreunlängst glattgeschnittenen und lackierten Fingernägel.

»Du errinnerst dich sicherlich«, fuhr Fringilla Vigo fort, »wie Emhyr vor drei Jahren uns alle zu sich gerufen und befohlen hat, den Aufenthaltsort einer gewissen Person zu ermitteln. Auf dem Gebiet der Nördlichen Königreiche. Sicherlich erinnerst du dich, wie wütend er war, als es uns nicht gelang. Albrich, der erklärte, dass man auf diese Entfernung nicht sondieren kann, geschweige denn Abschirmungen durchbrechen, putzte er völlig herunter. Und jetzt hör zu. Eine Woche nach der berühmten Audienz in Loc Grim, als der Sieg bei Aldersberg gefeiert wurde, bemerkte Emhyr im Schlosssaal Albrich und mich. Und würdigte uns eines Gesprächs. Der Kern seiner Aussage, ein wenig trivialisiert, lautete: >Ihr seid Schmarotzer, träge und faul. Eure Kunststückchen kosten mich ein Vermögen, und Nutzen bringen sie keinen. Die Aufgabe, der sich eure ganze erbärmliche Akademie nicht gewachsen zeigte, hat ein gewöhnlicher Astrologe in vier Tagen erledigt<.«

Assire var Anahid schnaubte wegwerfend und streichelte weiter den Kater.

»Ohne Mühe brachte ich in Erfahrung«, fuhr Fringilla Vigo fort, »dass jener Wunder wirkende Astrologe kein anderer war als der berühmte Xarthisius. Gesucht wurde damals jene Cintrierin, die Anwärterin auf die Hand des Kaisers. Xarthisius fand sie. Und was? Wurde er zum Staatssekretär ernannt? Zum Chef der Abteilung für Unlösbare Aufgaben? Nein. Schon eine Woche später wurde er in den Knast gesteckt.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht, was das mit Cahir, dem Sohn Ceallachs, zu tun hat.«

»Geduld. Lass mich die Reihenfolge einhalten. Das ist notwendig.«

»Entschuldige. Ich höre.«

»Erinnerst du dich, was uns Emhyr gegeben hatte, als wir uns vor drei Jahren an die Suche machten?« »Ein Haarbüschel.«

»Stimmt.« Fringilla griff in ihre Handtasche.

»Dieses. Helle Haare, die einem sechsjährigen Mädchen gehörten. Ich habe den Rest aufbewahrt. Und du solltest wissen, dass die Betreuung der in Darn Rowan isolierten cintrischen Prinzessin Stella Congreve übertragen worden ist, der Gräfin Liddertal. Stella ist mir aus früheren Zeiten mehrfach zu Dank verpflichtet, darum bin ich ohne Mühe in den Besitz eines zweiten Haarbüschels gelangt. Es ist dieses hier. Ein wenig dunkler, aber Haare dunkeln mit zunehmendem Alter nach. Nichtsdestoweniger gehören die Haare zu zwei völlig verschiedenen Personen. Ich habe es untersucht, es bestehen diesbezüglich keinerlei Zweifel.«

»Ich habe mit einer Offenbarung solcher Art gerechnet«, gestand Assire var Anahid,

»sobald ich hörte, dass die Cintrierin in Darn Rowan isoliert worden ist. Der Astrologe hat die Sache entweder vermasselt, oder er hat sich in eine Verschwörung hineinziehen lassen, deren Ziel es war, Emhyr eine falsche Person unterzuschieben. Eine Verschwörung, die Cahir aep Ceallach den Kopf kosten wird. Danke, Fringilla. Alles ist klar.«

»Nicht alles.« Die Zauberin schüttelte den schwarzhaarigen Kopf. »Erstens hat nicht Xarthisius die Cintrierin gefunden, nicht er hat sie nach Loc Grim geleitet. Der Astrologe hat mit den Horoskopen und der Astromantie erst begonnen, als Emhyr wusste, dass man ihm eine falsche Prinzessin gebracht hatte, und eine intensive Suche nach der echten begann. Und in den Knast ist der alte Narr wegen eines gewöhnlichen Kunstfehlers oder wegen Scharlatanerie gekommen. Er hat nämlich, wie ich herausfinden konnte, den Aufenthaltsort der gesuchten Person mit einer Genauigkeit von ungefähr hundert Meilen ermittelt. Aber dieses Gebiet erwies sich als Wüste, eine wilde Einöde irgendwo hinter dem Massiv von Tir Tochair, jenseits der Quellen der Velde. Stefan Skellen, der dorthin entsandt wurde, fand nichts als Skorpione und Geier.«

»Von diesem Xarthisius habe ich nicht mehr erwartet. Aber auf das Schicksal Cahirs wird das keinen Einfluss haben. Emhyr ist impulsiv, aber er verurteilt niemanden zu Folter und Tod einfach so ohne Grund. Jemand, wie du selbst gesagt hast, hat dafür gesorgt, dass statt der echten eine falsche Prinzessin nach Loc Grim gelangte. Jemand hat eine Doppelgängerin besorgt. Also gab es eine Verschwörung, und Cahir hat sich in sie verwickeln lassen. Ich will nicht ausschließen, dass er es unwissentlich tat. Dass man ihn benutzt hat.«

»Wenn dem so wäre, hätte man ihn bis zum Ende benutzt. Er hätte die Doppelgängerin persönlich zu Emhyr gebracht. Doch Cahir ist spurlos verschwunden. Warum? Sein Verschwinden musste ja Verdacht erregen. Konnte er erwarten, dass Emhyr den Betrug auf den ersten Blick erkennen würde? Denn das hat er ja getan. Er hätte es immer erkannt, denn er hatte...«

»Ein Haarbüschel«, fiel ihr Assire ins Wort.

»Ein Haarbüschel von einem sechsjährigen Mädchen. Fringilla, dieses Mädchen sucht Emhyr nicht erst seit drei Jahren, sondern viel länger. Es sieht so aus, als ob sich Cahir in etwas sehr Hässliches hat verwickeln lassen, das begonnen hat, als er noch auf einem Stecken ritt, der ein Pferd darstellen sollte. Hmm... Lass mir diese Büschel da. Ich würde sie gern beide eingehend untersuchen.«

Fringilla Vigo nickte langsam, kniff die grünen Augen zusammen.

»Ich lasse sie dir da. Aber sei vorsichtig, Assire. Lass dich nicht in hässliche Affären hineinziehen. Denn das kann Aufmerksamkeit auf dich lenken. Und zu Beginn unseres Gesprächs hast du angedeutet, dass dir das nicht zupass kommt. Und du hast versprochen, die Gründe zu nennen.«

Assire var Anahid stand auf, trat ans Fenster, blickte auf die in der untergehenden Sonne funkelnden Dächer der Türme und Zinnen von Nilfgaard, der Hauptstadt des Kaiserreichs, die man die Stadt der Goldenen Türme nannte. »Du hast einmal gesagt, und ich habe mir gemerkt«, sprach sie, ohne sich umzuwenden,

»dass die Magie von keinerlei Grenzen geteilt sein darf. Dass das Wohl der Magie das höchste Gut sein muss, das über jeglicher Unterteilung steht. Dass es nützlich wäre, etwas in der Art einer... Geheimorganisation zu haben ... etwas in der Art eines Konvents oder einer Loge...«

»Ich bin bereit«, brach Fringilla Vigo, die Nilfgaarder Zauberin, das sekundenlange Schweigen. »Ich habe mich entschlossen und bin bereit beizutreten. Ich danke für das Vertrauen und die Auszeichnung. Wann und wo wird die Zusammenkunft jener Loge stattfinden, meine rätselhafte und geheimnisvolle Freundin?«

Assire var Anahid, die Nilfgaarder Zauberin, wandte sich um. Über ihren Mund huschte der Schatten eines Lächelns. »Bald«, sagte sie.

»Gleich werde ich dir alles erklären. Aber vorher, damit ich es nicht vergesse ... Gib mir die Adresse deiner Modistin, Fringilla.«

»Kein einziges Lagerfeuer«, flüsterte Milva, den Blick auf das dunkle Ufer jenseits des im Mondlicht schimmernden Flusses gerichtet.

»Dort ist keine Menschenseele, denk ich. Im Lager waren über zweihundert Flüchtlinge. Ist keiner mit dem Leben davongekommen?«

»Wenn die Kaiserlichen die Oberhand behalten haben, haben sie alle in die Knechtschaft getrieben«, antwortete Cahir flüsternd. »Wenn hingegen eure gesiegt haben, haben sie sie beim Abzug mitgenommen.«

Sie gingen näher an den Fluss heran, bis zu dem morastigen Schilfgürtel. Milva trat auf etwas und sprang zurück, unterdrückte einen Schrei angesichts des aus dem Sumpf herausragenden erstarrten, von Blutegeln bedeckten Armes.

»Das ist nur ein Leichnam«, murmelte Cahir und fasste sie am Oberarm. »Einer von uns. Ein Daerlaner.«

»Wer?«

»Siebte Daerlanische Kavallerie-Brigade. Ein silberner Skorpion am Ärmel...«

»Götter!« Die junge Frau zuckte heftig zusammen und umklammerte den Bogen mit der schweißnassen Hand. »Hast du diese Stimme gehört? Was war das?«

»Ein Wolf.«

»Oder ein Ghul... Oder ein anderer Verfluchter. Dort im Lager müssen auch eine Menge Leichen liegen ... Verdammt, ich werde nachts nicht auf das andere Ufer gehen!«

»Warten wir bis zum Morgengrauen... Milva? Was ist das für ein sonderbarer... ?«

»Regis ...« Die Bogenschützin unterdrückte einen Aufschrei, als sie den Geruch von Wermut, Salbei, Koriander und Anis wahrnahm. »Regis? Bist du das?«

»Ja.« Der Barbier trat lautlos aus der Dunkelheit hervor. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Du bist nicht allein, wie ich sehe.«

»Ja, du siehst richtig.« Milva ließ den Arm Cahirs los, der schon im Begriff gewesen war, das Schwert zu ziehen. »Ich bin nicht mehr allein, und er auch nicht mehr. Aber das ist eine lange Geschichte, wie manche zu sagen pflegen. Regis, was ist mit dem Hexer? Mit Rittersporn? Mit den Übrigen? Weißt du, was aus ihnen geworden ist?«

»Ja. Habt ihr Pferde?«

»Haben wir. Im Dickicht verborgen...«

»Dann lasst uns nach Süden aufbrechen, die Chotla entlang. Unverzüglich. Vor Mitternacht müssen wir in der Nähe von Armeria sein.«

»Was ist mit dem Hexer und dem Dichter? Leben sie?«

»Sie leben. Aber sie sind in Schwierigkeiten.«

»Was für welchen?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Rittersporn stöhnte auf, als er versuchte, sich umzudrehen und eine halbwegs erträgliche Lage einzunehmen. Das war jedoch ein vergebliches Unterfangen für jemanden, der auf einem Haufen in sich zusammensinkender Hobel- und Sägespäne lag, mit Stricken umschnürt wie ein Schinken zum Räuchern.

»Sie haben uns nicht gleich aufgehängt«, ächzte er. »Das ist unsere Hoffnung. Unsere ganze Hoffnung...«

»Gib Ruhe.« Der Hexer lag reglos da und betrachtete den Mond durch ein Loch im Dach des Holzschuppens. »Weißt du, warum Vissegerd uns nicht gleich aufgehängt hat? Weil wir öffentlich hingerichtet werden sollen, bei Tagesanbruch, wenn sich das ganze Korps zumAbmarschsammelt.Zu Propagandazwecken.«

Rittersporn verstummte. Geralt hörte ihn seufzen und schniefen.

»Du hast noch Chancen, dich herauszuwinden«, sagte er, um ihn zu beruhigen. »An mir will Vissegerd einfach privat Rache nehmen, gegen dich hat er nichts. Dein Bekannter, der Graf, wird dich aus der Bredouille holen, du wirst sehen.«

»Scheiße«, sagte der Barde, zur Verwunderung des Hexers ruhig und ganz vernünftig. »Scheiße, Scheiße, Scheiße. Behandle mich nicht wie ein kleines Kind. Erstens sind zu Propagandazwecken zwei Erhängte besser als einer. Zweitens, den Zeugen einer privaten Rache lässt man nicht am Leben. Nein, Bruder, wir werden beide hängen.«

»Hör auf, Rittersporn. Lieg still und überleg dir Kriegslisten.«

»Was für Kriegslisten, zum Teufel?«

»Irgendwelche.«

Das Geschwätz des Dichters störte den Hexer dabei, seine Gedanken zu sammeln, denn er dachte intensiv nach. Er rechnete damit, dass jedenAugenblickLeutevom Aufklärungsdienst der temerischen Armee, die es in Vissegerds Korps zweifellos gab, in den Holzschuppen stürzen würden. Die Aufklärung hätte ihn sicherlich gern nach verschiedenen Einzelheiten gefragt, die die Ereignisse in Garstang auf der Insel Thanedd betrafen. Geralt kannte fast keine Einzelheiten, doch er wusste, dass es ihm, ehe die Agenten das glaubten, sehr, sehr schlecht gehen würde. Seine ganze Hoffnung bestand darin, dass der vom Rachedurst geblendete Vissegerd seine Gefangennahme nicht hatte verlautbaren lassen. Die Aufklärung würde womöglich versuchen, die Gefangenen den Klauen des rasenden Hofmarschalls zu entreißen, um sie ins Hauptquartier zu bringen. Genauer gesagt, um ins Hauptquartier zu bringen, was nach den ersten Verhören von den Gefangenen übrig war.

Unterdessen hatte der Dichter eine Kriegslist ersonnen.

»Geralt! Wir werden vorgeben, wir wussten etwas Wichtiges. Dass wir wirklich Spione sind oder etwas in der Art. Dann...«

»Hab Erbarmen, Rittersporn.«

»Wir können auch versuchen, die Wache zu bestechen. Ich habe verstecktes Geld. Dublonen, ins Unterfutter des Stiefels eingenäht. Als eiserne Reserve... Wir rufen die Wächter...«

»Und die nehmen dir alles weg und verpassen dir noch einen Tritt.«

Der Dichter brummte unwillig, verstummte aber. Vom Hof her drangen Rufe heran, Hufgetrappel, und was am schlimmsten war, der Geruch der Erbsensuppe der Soldaten – für eine Schüssel davon hätte Geralt in diesem Augenblick alle Sterlets und Trüffeln der Welt hergegeben. Die vor dem Schuppen stehenden Wächter unterhielten sich träge, lachten laut, husteten von Zeit zu Zeit anhaltend und spuckten aus. Die Wächter waren Berufssoldaten, man merkte es an ihrer erstaunlichen Fähigkeit, sich mit Sätzen zu verständigen, die ausschließlich aus Fürwörtern und schmutzigen Flüchen bestanden.

»Geralt?«

»Was ist?«

»Ich frage mich, was aus Milva geworden ist... aus Zoltan, Percival, Regis ... Hast du sie nicht gesehen?«

»Nein. Ich schließe keineswegs aus, dass man sie während des Zusammenstoßes erschlagen oder mit Pferden zu Tode getrampelt hat. Dort im Lager haben sich die Leichen getürmt.«

»Das glaube ich nicht«, verkündete Rittersporn fest und mit Hoffnung in der Stimme. »Ich glaube nicht, dass solche Schlauköpfe wie Zoltan und Percival... oder Milva...«

»Hör auf, dir etwas vorzumachen. Sogar wenn sie überlebt haben, werden sie uns nicht helfen.«

»Warum?«

»Aus drei Gründen. Erstens haben sie ihre eigenen Sorgen. Zweitens liegen wir gefesselt in einem Schuppen, der mitten im Lager eines Korps von etlichen tausend Mann steht.«

»Und der dritte Grund? Du hast von dreien gesprochen.«

»Drittens«, antwortete er mit müder Stimme,

»ist, was dieser Monat an Wundern aufbieten konnte, schon durch die Begegnung des Weibes aus Kernow mit ihrem verschwundenen Mann ausgeschöpft.«

»Dort.« Der Barbier zeigte auf die Flammenpünktchen der Biwakfeuer. »Dort liegt Fort Armeria, gegenwärtig das Lager eines Vorpostens der temerischen Truppen, die bei Mayena konzentriert sind.«

»Dort halten sie den Hexer und Rittersporn gefangen?« Milva stellte sich in den Steigbügeln auf. »Ha, das ist übel... Dort muss es jede Menge bewaffnetes Volk geben und auch Wachposten rundherum. Es wird nicht leicht sein, sich dorthin durchzuschleichen.«

»Das braucht ihr nicht«, erwiderte Regis, während er von Pegasus abstieg. Der Wallach schnaubte anhaltend, drehte den Kopf weg, sichtlich angewidert von dem durchdringenden Kräutergeruch des Barbiers.

»Ihr braucht euch nicht anzuschleichen«, wiederholte Regis. »Ich erledige das allein. Ihr wartet mit den Pferden dort, wo der Fluss schimmert, seht ihr? Unter dem hellsten Stern der Sieben Ziegen. Dort mündet die Chotla in die Ina. Wenn ich den Hexer aus der Bredouille geholt habe, schicke ich ihn in diese Richtung. Dort trefft ihr ihn.«

»Sehr selbstsicher«, murmelte Cahir Milva zu, als sie sich beim Absitzen dicht beieinander befanden. »Allein, ohne irgendjemandes Hilfe wird er ihn aus der Bredouille holen, hast du gehört? Wer ist das?«

»Das weiß ich wirklich nicht«, murmelte Milva zurück. »Aber was das Herausholen angeht, da glaub ich ihm. Gestern hat er vor meinen Augen ein glühendes Hufeisen aus dem Feuer geholt...«

»Ein Zauberer?«

»Nein«, erklärte Regis hinter Pegasus hervor und bewies so sein ungemein feines Gehör.

»Ist es übrigens so wichtig, wer ich bin? Dich frage ich schließlich auch nicht nach deinen Personalien.«

»Ich bin Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach.«

»Ich danke und bin voller Bewunderung.« In der Stimme des Barbiers schwang ein spöttischer Unterton mit. »Man hört fast keinen Nilfgaarder Akzent in dem Nilfgaarder Namen.«

»Ich bin kein...«

»Genug!«, schnitt ihm Milva das Wort ab.

»Das ist nicht die Zeit, sich zu streiten und zu trödeln. Regis, der Hexer wartet auf Rettung.«

»Nicht vor Mitternacht«, sagte der Barbier kalt und schaute zum Mond. »Wir haben also Zeit für ein Gespräch. Wer ist dieser Mann, Milva?«

»Dieser Mann«, verteidigte die Bogenschützin Cahir ein wenig wütend, »hat mich aus einem üblen Schlamassel gerettet. Dieser Mann wird dem Hexer sagen, wenn er ihn trifft, dass er in die falsche Richtung unterwegs ist. Ciri befindet sich nicht in Nilfgaard.«

»Das ist in der Tat eine Offenbarung.« Die Stimme des Barbiers wurde freundlicher.

»Und aus welcher Quelle stammt sie, hochgeschätzter Cahir, Sohn Ceallachs?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Rittersporn hatte lange nichts von sich hören lassen, als einer der Wache stehenden Soldaten plötzlich das Gespräch mitten in einem Fluch abbrach und der andere krächzte oder vielleicht stöhnte. Geralt wusste, dass es drei waren, also lauschte er angespannt, doch der dritte Soldat machte nicht das kleinste Geräusch.

Er wartete mit angehaltenem Atem, doch was nach einer Weile an seine Ohren drang, war nicht das Qietschen der von seinen Rettern geöffneten Schuppentür. Keineswegs. Er hörte gleichmäßiges, leises, mehrstimmiges Schnarchen. Die Wachposten schliefen einfach im Dienst.

Er atmete durch, fluchte lautlos und war schon im Begriff, sich wieder den Gedanken an Yennefer hinzugeben, als das Hexermedaillon an seinem Hals plötzlich heftig ruckte und ihm der Geruch von Wermut, Basilikum, Koriander, Salbei und Anis in die Nase stieg. Und weiß der Teufel wovon noch.

»Regis?«, flüsterte er ungläubig und versuchte erfolglos, den Kopf von den Hobelspänen zu heben.

»Regis«, erwiderte Rittersporn flüsternd, regte sich und raschelte. »Kein anderer stinkt so ... Wo bist du? Ich sehe dich nicht...«

»Leiser.«

Das Medaillon zuckte nicht mehr, Geralt hörte den Dichter erleichtert aufatmen und gleich darauf das Schaben einer Klinge, die Fesseln durchschnitt. Alsbald stöhnte Rittersporn vor Schmerz auf, als sein Kreislauf wieder in Gang kam, und unterdrückte das Stöhnen, indem er sich die Faust zwischen die Zähne presste.

»Geralt.« Vor ihm erschien der undeutliche, schwankende Schatten des Barbiers, der sich unverzüglich daranmachte, ihm die Fesseln durchzuschneiden.»Zwischenden Lagerwachen müsst ihr euch selbst durchschlagen. Geht nach Osten, auf den hellsten Stern der Sieben Ziegen zu. Direkt zur Ina. Dort erwartet euch Milva mit den Pferden.«

»Hilf mir aufstehen ...«

Er erhob sich erst auf ein, dann auf das andere Bein, biss sich dabei auf die Faust. Rittersporns Kreislauf hatte sich schon wieder normalisiert. Einen Augenblick später war auch der Hexer bereit.

»Wie kommen wir hinaus?«, fragte der Dichter plötzlich. »Die Wächter an der Tür schnarchen, aber sie können ...«

»Können sie nicht«, unterbrach ihn flüsternd Regis. »Aber hört mir aufmerksam zu. Es ist Vollmond, auf dem Waffenplatz ist es hell von Feuern. Trotz der späten Stunde ist im ganzen Lager Bewegung, aber das kann nur gut sein. Die Ronden sind es schon leid, jeden anzurufen. Geht hinaus. Viel Erfolg.« »Und du?«

»Um mich macht euch keine Sorgen. Wartet nicht auf mich und blickt nicht zurück.«

»Aber...«

»Rittersporn«, zischte der Hexer. »Du sollst dir keine Sorgen machen, hörst du?«

»Geht hinaus«, wiederholte Regis. »Viel Erfolg. Auf Wiedersehen, Geralt.«

Der Hexer wandte sich um. »Ich danke dir für die Rettung«, sagte er. »Aber es ist besser, wenn wir uns nie mehr begegnen. Du verstehst mich?«

»Vollauf. Verliert keine Zeit.«

Die Wachposten schliefen in malerischen Posen, schnarchten und schmatzten vor sich hin. Keiner regte sich auch nur, als Geralt und Rittersporn durch die einen Spalt weit offene Tür schlüpften. Keiner reagierte, als der Hexer zweien die dicken handgewebten Mäntel wegzog.

»Das ist kein gewöhnlicher Schlaf«, flüsterte Rittersporn.

»Gewiss nicht.« In der Dunkelheit unter der Schuppenwand verborgen, sah sich Geralt auf dem Hof um.

»Verstehe«, sagte Rittersporn aufatmend.

»Regis ist ein Zauberer?«

»Nein. Er ist kein Zauberer.«

»Er hat das Hufeisen aus dem Feuer geholt. Die Wachposten eingeschläfert...«

»Hör auf zu quasseln und konzentrier dich. Wir sind noch nicht in Freiheit. Wirf den Mantel um dich, und ab über den Hof. Wenn uns jemand anhält, tun wir so, als seien wir Soldaten.«

»Gut. Im Fall des Falles sage ich ...« »Wir spielen dumme Soldaten. Los.«

Sie überquerten den Waffenplatz, wobei sie sich von den Soldaten fernhielten, die sich um brennende Teerfässer und Biwakfeuer gesammelt hatten. Über den Platz eilten Leute hin und her, zwei mehr fielen da nicht auf. Sie erweckten niemandes Verdacht, niemand rief sie an oder hielt sie auf. Rasch und ohne Schwierigkeiten gelangten sie vor die Palisade.

Alles ging so glatt, dass es schon zu glatt ging. Geralt wurde unruhig, denn er spürte instinktiv eine Gefahr, und statt schwächer zu werden, nahm dieses Gefühl zu, je weiter sie sich vom Zentrum des Lagers entfernten. Er sagte sich wieder und wieder, daran sei nichts Verwunderliches – inmitten des selbst bei Nacht lebhaften Lagers beachtete sie niemand, ihnen drohte nur ein Alarm, falls jemand die an der Tür des Holzschuppens eingeschläferten Wachposten entdeckte. Jetzt hingegen näherten sie sich dem äußeren Postenring, wo die Soldaten naturgemäß wachsamer sein mussten. Dass sie vom Lager her kamen, konnte ihnen nichts nützen. Der Hexer wusste um die in Vissegerds Korps grassierende Plage der Fahnenflucht und war sich sicher, dass die Wachen Befehl hatten, genau auf Leute zu achten, die das Lager verlassen wollten.

Der Mond spendete genug Licht, dass Rittersporn nicht blindlings zu gehen brauchte. Der Hexer sah bei solcher Beleuchtung ebenso gut wie am Tage, weshalb es ihnen gelang, zwei Posten zu umgehen und im Gebüsch verborgen abzuwarten, bis eine berittene Patrouille vorbei war. Vor sich hatten sie einen dunklen Erlenhain, der schon außerhalb des Postenrings zu liegen schien. Alles ging glatt. Zu glatt.

Ihr Verderben war die Unkenntnis militärischer Gepflogenheiten.

Die niedrige und dunkle Ansammlung von Erlen lockte, denn sie bot Deckung. Doch von alters her gab es Krieger, die, wenn sie Wachdienst schieben mussten, sich ins Gebüsch legten, von wo aus diejenigen, die gerade nicht schliefen, sowohl den Feind als auch die eigenen aufdringlichen Offiziere im Blick behalten konnten, falls Letztere Lust auf einen überraschenden Kontrollgang verspürten.

Kaum waren Geralt und Rittersporn bei dem Erlengehölz,alsvorihnenSilhouetten auftauchten. Und die Spitzen von Spießen.

»Parole?«

»Cintra!«, antwortete Rittersporn wie aus der Pistole geschossen.

Die Soldaten lachten im Chor. »Oh, Mann, Mann«, sagte einer. »Nicht für'n Groschen Phantasie. Wenn wenigstens mal einer sich was Originelles ausdenken würde, aber nein. Nichts als wie >Cintra<. Hast Sehnsucht nach deinem Zuhause, was? Gut. Der Preis ist derselbe wie gestern.«

Rittersporn knirschte hörbar mit den Zähnen. Geralt schätzte die Lage und die Chancen ein. Die Einschätzung fiel entschieden mies aus.

»Also«, drängte der Soldat. »Wenn ihr durchwollt, bezahlt den Zoll, und wir drücken ein Auge zu. Schnell, denn gleich kommt die Ronde.«

»Wartma'.« Der Dichter wechselte Sprechweise und Akzent, »'chsetz mich bloßma un' zieh n Stiefl aus, weil, im Stiefl hab'ch...«

Mehr konnte er nicht sagen. Vier Soldaten warfen ihn zu Boden, zwei nahmen jeder ein Bein zwischen ihre und zogen die Stiefel herunter. Der, der nach der Parole gefragt hatte, riss das Futter von der Innenseite des Schaftes. Etwas fiel klirrend heraus.

»Gold!«, schrie der Anführer. »Zieht dem andern die Stiefel aus! Und ruft die Ronde!«

Es gab jedoch niemanden, der Stiefel ausziehen und rufen konnte, denn ein Teil der Truppe rutschte auf den Knien herum und suchte zwischen dem Laub Dublonen, der andere schlug sich inzwischen erbittert um Rittersporns zweiten Stiefel. Jetzt oder nie, dachte Geralt, worauf er dem Anführer einen Hieb seitlich auf die Kinnlade versetzte und dem Hinfallenden noch gegen den Kopf trat.

Die Goldsucher bemerkten es nicht einmal. Rittersporn ließ sich nicht lange bitten und sprang mit wehenden Fußlappen durchs Gebüsch. Geralt rannte ihm nach.

»Hilfe! Hilfe!«, begann der niedergeschlagene Anführer der Wache zu heulen, alsbald vom Geschrei seiner Kameraden unterstützt.

»Rooonde!«

»Dreckskerle!«, schrie Rittersporn im Laufen.

»Halsabschneider!IhrhabtdasGeld genommen!«

»Spar dir den Atem, Trottel! Siehst du den Wald? Los!«

»Alarm! Alaaarm!«

Sie rannten. Geralt fluchte wütend, als er Schritte hörte, Pfiffe, Hufschlag und Pferdewiehern. Hinter ihnen. Und vor ihnen. Seine Verwunderung währte nicht lange, es genügte ein gründlicher Blick. Was er für den rettenden Wald gehalten hatte, war eine auf sie zukommende Masse von Reiterei, die wie eine Welle anwuchs.

»Halt, Rittersporn!«, schrie er, worauf er sich zu der im Galopp heranpreschenden Patrouille umwandte und durchdringend auf den Fingern pfiff. »Nilfgaard!«, brüllte er, was die Lunge hergab. »Nilfgaard greift an! Ins Lager! Zurück ins Lager, Dummkopf! Alarm geben! Nilfgaard!«

Der vorderste Reiter der sie verfolgenden Patrouille riss das Pferd zurück, schaute in die ihm gewiesene Richtung, schrie entsetzt auf und wollte das Pferd wenden. Doch Geralt war der Ansicht, er habe auch so schon genug für die cintrischen Löwen und die temerischen Lilien getan. Er sprang den Soldaten an und warf ihn mit einem geschickten Ruck aus dem Sattel.

»Spring auf, Rittersporn! Und halt dich fest!« Dem Dichter brauchte man das nicht zweimal zu sagen. Das Pferd sackte unter dem Gewicht eines zusätzlichen Reiters leicht in die Knie, doch von zwei Paar Fersen angetrieben, ging es zu scharfem Galopp über. Die in riesigen Scharen herannahenden Nilfgaarder bildeten jetzt eine viel größere Gefahr als Vissegerd und sein Korps, also galoppierten die beiden den Ring der Lagerposten entlang und versuchten, so schnell wie möglich aus der Linie des Zusammenpralls beider Heere zu entkommen, der jeden Augenblick erfolgen konnte. Die Nilfgaarder waren jedoch nahe und bemerkten sie. Rittersporn schrie auf, Geralt schaute hinter sich und bemerkte ebenfalls, wie die dunkle Wand der Nilfgaarder Abteilung in ihre Richtung schwarze Fangarme von Verfolgern auszustrekken begann. Ohne zu zögern, lenkte er das Pferd zum Lager hin, überholte im Galopp fliehende Wachposten. Rittersporn schrie abermals auf, diesmal aber unnötigerweise. Der Hexer sah die vom Lager her auf sie zuflutende Reiterei ebenso gut. Das alarmierte Korps Vissegerds war bewundernswert schnell aufgesessen. Geralt und Rittersporn aber befanden sich mitten zwischen den Fronten.

Es gab keinen Ausweg. Der Hexer änderte abermals die Fluchtrichtung, presste aus dem Pferd alles heraus, was an Galopp möglich war, und versuchte, aus der sich gefährlich verengenden Lücke zwischen Hammer und Amboss zu entschlüpfen. Als eine Hoffnung aufschimmerte, es könnte doch noch gelingen, war die Nachtluft plötzlich von einem singenden Geräusch erfüllt, wie es die Flugfedern von Pfeilen machen. Rittersporn schrie auf, diesmal wirklich laut, krallte Geralt die Finger in die Seiten. Der Hexer fühlte, wie ihm etwas Warmes auf den Hals rann.

»Halte durch!« Er packte den Dichter am Ellenbogen und zog ihn kräftig an seinen Rücken heran. »Halte durch, Rittersporn!«

»Sie haben mich umgebracht!«, heulte der Dichter auf, für einen Umgebrachten ziemlich laut. »Ich blute! Ich sterbe!« »Halte durch!«

Der Hagel von Pfeilen und Bolzen, mit dem die beiden Armeen einander überschütteten und der sich für Rittersporn als so fatal erwiesen hatte, war zugleich ihre Rettung. Die beschossenen Truppen drängten sich zusammen und verloren den Schwung, und die Lücke zwischen den Fronten, die sich jeden Moment schließen musste, blieb lange genug offen, dass das schwer schnaubende Pferd beide Reiter aus der Falle trug. Geralt zwang den Hengst gnadenlos zum Weitergaloppieren, denn zwar winkte vor ihnen der rettende Wald, doch hinter ihnen klang Hufschlag. Das Pferd stöhnte, strauchelte, lief aber weiter, und vielleicht wären sie entkommen, doch Rittersporn stöhnte plötzlich auf und sackte hinten mit einem Ruck nach unten, womit er auch den Hexer aus dem Sattel riss. Geralt zog unwillkürlich die Zügel an, das Pferd bäumte sich auf, und beide stürzten zwischen niedrigen Kiefernbäumen zu Boden. Der Dichter fiel kraftlos hin und stand nicht auf, stöhnte nur durchdringend. Eine ganze Seite seines Kopfes und die linke Schulter waren voll Blut, das im Mondlicht schwarz glänzte.

Hinter ihnen trafen die Armeen mit Getöse, Geklirr und Geschrei aufeinander. Doch trotz der tobenden Schlacht hatten die Nilfgaarder Verfolger sie nicht vergessen. Drei Reiter galoppierten auf sie zu.

Der Hexer sprang auf, spürte, wie in ihm eine Welle von Wut und Hass anwuchs. Er lief den Verfolgern entgegen, lenkte sie von Rittersporn ab. Doch nein, er wollte sich nicht für den Freund aufopfern. Er wollte töten.

Der erste Reiter, der weit vor den anderen anlangte, stürmte mit erhobener Axt auf ihn zu, konnte jedoch nicht ahnen, dass er es mit einem Hexer zu tun hatte. Geralt wich dem Hieb mühelos aus, packte den im Sattel

heruntergebeugten Nilfgaarder am Mantel, die Finger der anderen Hand krallte er in den breiten Gürtel. Mit einem scharfen Ruck zog er den Reiter vom Pferd, ließ sich auf ihn fallen, presste ihn zu Boden. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er keinerlei Waffen hatte. Er packte den Herabgerissenen bei der Gurgel, konnte ihn jedoch nicht erwürgen, ihn hinderte die eiserne Halsberge. Der Nilfgaarder wand sich, hieb mit dem Panzerhandschuh nach ihm, schlug ihm die Wange auf. Der Hexer drückte ihn mit seinem ganzen Gewicht zu Boden, ertastete an dem breiten Gürtel den Misericorde, riss ihn aus der Scheide. Der am Boden Liegende spürte es und heulte auf. Geralt stieß also die auf ihn einhämmernde Hand mit dem silbernen Skorpion am Ärmel beiseite, hob das Stilett zum Stoß. Der Nilfgaarder schrie auf.

Der Hexer stieß ihm den Misericorde in den offenen Mund. Bis zum Heft.

Als er aufsprang, erblickte er Pferde ohne Reiter, Leichen und eine kleine Abteilung, die sich zu der Schlacht hin entfernte. Cintrier aus dem Lager hatten die Nilfgaarder Verfolger niedergemacht, den Dichter aber und die am Boden Kämpfenden hatten sie in der Finsternis zwischen den niedrigen Kiefern überhaupt nicht bemerkt.

»Rittersporn! Wo hat es dich erwischt? Wo ist der Pfeil?«

»Im Ko... Kopf... In den Kopf gedrungen ...«

»Red keine Dummheiten! Verdammt, du hattest Glück... Er hat dich nur gestreift...«

»Ich blute ...«

Geralt zog seine Jacke aus und riss einen Hemdärmel ab. Die Pfeilspitze hatte Rittersporn überm Ohr gestreift und einen hässlichen, bis zur Schläfe reichenden Schnitt hinterlassen. Der Dichter presste alle naselang die zitternden Hände auf die Wunde, worauf er das Blut betrachtete, das ihm reichlich über Handflächen und Manschetten gelaufen war. Sein Blick war unstet. Der Hexer begriff, dass er jemanden vor sich hatte, dem zum ersten Mal im Leben Schmerz und eine Wunde zugefügt worden waren. Der zum ersten Mal im Leben das eigene Blut in solcher Menge sah.

»Steh auf«, sagte er, während er schnell und ohne besondere Sorgfalt den Ärmel um den Kopf des Troubadours wickelte. »Das ist nichts, Rittersporn, es ist nur ein Kratzer... Steh auf, wir müssen von hier verschwinden...«

Die nächtliche Schlacht in der Ebene tobte weiter, das Klirren von Eisen, das Wiehern der Pferde und das Geschrei nahmen zu. Geralt griff sich rasch zwei Nilfgaarder Pferde, doch gebraucht wurde nur eins. Rittersporn schaffte es, aufzustehen, ließ sich aber sofort wieder schwer zu Boden sinken, begann zu stöhnen und herzzerreißend zu schluchzen. Der Hexer zog ihn hoch, brachte ihn mit Schütteln wieder zu Bewusstsein, packte ihn in den Sattel. Er selbst setzte sich hinter ihn und trieb das Pferd an. Nach Osten, dorthin, wo oberhalb des am Himmel schon sichtbaren blassblauen Streifens der Dämmerung der hellste Stern im Sternbild der Sieben Ziegen stand.

»Es wird bald hell«, sagte Milva und schaute dabei nicht zum Himmel, sondern auf die glänzende Wasserfläche des Flusses. »Die Welse sind heftig hinter den Weißfischen her. Aber vom Hexer und von Rittersporn ist weder was zu sehen noch zu hören. Och, hoffentlich hat Regis die Sache nicht vermasselt ...«

»Beschrei es nicht«, murmelte Cahir, der gerade das Zaumzeug des wiedergefundenen kastanienbraunen Hengstes richtete.

»Toi-toi-toi... Ist doch aber so ... Wenn einer mit dieser Ciri von euch zu tun kriegt, das ist, als ob der den Kopf unters Henkerbeil legt... Unglück bringt dieses Mädchen ... Unglück und Tod.«

»Spuck aus, Milva.«

»Toi-toi-toi, unberufen. Eine Kälte ist das, ich zittre ja schon... Und trinken würd ich gern, aber im Fluss hab ich am Ufer wieder eine faulige Leiche gesehn... Brrr... Mir ist übel... Werd wohl reihern müssen...«

»Da.« Cahir hielt ihr eine Feldflasche hin.

»Trink. Und setz dich näher zu mir, ich wärme dich.«

Wieder stieß ein Wels im flachen Wasser in einen Schwärm Ukeleien, die Fische stoben an der Oberfläche wie silbriger Hagel auseinander. Durch einen Mondlichtstreifen huschte eine Fledermaus oder ein Ziegenmelker.

»Wer kann wissen«, murmelte Milva nachdenklich, an Cahirs Schulter geschmiegt,

»was morgen wird? Wer geht über diesen Fluss, und wer beißt ins Gras?«

»Es wird, was werden muss. Verjag diese Gedanken.«

»Hast du keine Angst?«

»Hab ich. Und du?«

»Mir ist schlecht.« Sie schwiegen lange.

»Sag mir, Cahir, wann hast du diese Ciri getroffen?«

»Zum ersten Mal? Vor drei Jahren. Während der Kämpfe um Cintra. Ich habe sie aus der Stadt gebracht. Ich hatte sie gefunden, von allen Seiten von Bränden umgeben. Ich bin durchs Feuer geritten, durch Flammen und Rauch, und hielt sie in den Armen, sie aber war auch wie eine Flamme.«

»Und?«

»Man kann eine Flamme nicht mit Händen festhalten.«

»Und wenn das in Nilfgaard nicht Ciri ist«, sagte sie nach langem Schweigen, »wer dann?« »Ich weiß nicht.«

Drakenborg, das redanische Fort, das in ein Internierungslager für Elfen und andere subversive Elemente verwandelt worden war, hatte im Laufe der drei Jahre in dieser Funktion seine eigenen düsteren Traditionen entwickelt. Eine dieser Traditionen war das Erhängen bei Tagesanbruch. Eine andere war es, die zum Tode Verurteilten vorher in einer großenGemeinschaftszelle zusammenzusperren, aus der sie im Morgengrauen zum Galgen geführt wurden.

An Verurteilten war in der Zelle ein gutes Dutzend zusammengekommen, und jeden Morgen wurden zwei, drei, manchmal vier gehängt. Die übrigen warteten, bis sie an die Reihe kamen. Lange. Manchmal eine Woche. Die Wartenden wurden im Lager >die Lustigen Brüder< genannt. Denn in der Todeszelle herrschte immer eine fröhliche Atmosphäre. Erstens bekamen die Gefangenen zu den Mahlzeiten einen sauren und stark verwässerten Wein, der im Lagerjargon »Dijkstras Trockener« genannt wurde, denn es war kein Geheimnis, dass der Trank den Todeskandidaten auf persönlichen Befehl des Chefs der redanischen Geheimdienste serviert wurde. Zweitens wurde niemand in der Todeszelle mehr zu den Verhören in der gefürchteten unterirdischen »Wäscherei« geholt, und die Wärter durften an den Gefangenen nicht ihr Mütchen kühlen.

Auch in dieser Nacht wurde der Tradition Genüge getan. In der Zelle, die mit sechs Elfen, einem Halbelf, einem Halbling, zwei Menschen und einem Nilfgaarder belegt war, ging es lustig zu. »Dijkstras Trockener« war solidarisch in einen Blechteller gegossen worden und wurde ohne Zuhilfenahme der Hände geschlürft, denn diese Methode bot die größten Chancen, von dem dünnen Zeug wenigstens ein bisschen benommen zu werden. Nur einer von den Elfen, ein Scioa'tael aus dem zerschlagenen Kommando Iorweths, der vor kurzem in der »Wäscherei« heftig in die Mangel genommen worden war, wahrte Ruhe und Ernst, während er damit beschäftigt war, in einen Wandbalken

»Freiheit oder Tod« zu ritzen. Von solchen Inschriften gab es auf den Balken etliche hundert. Die übrigen Verurteilten, ebenfalls gemäß der Tradition, sangen immer wieder die Hymne der Lustigen Brüder, ein anonymes, in Drakenborg gedichtetes Lied, dessen Worte jeder Gefangene in den Baracken lernte, wenn er nachts die aus der Todeszelle dringenden Klänge hörte und wusste, dass auch er eines Tages in dem Chor mitwirken würde.

*Rhythmisch zucken sie in Krämpfen, tanzen an dem Galgenstrick,*

*und so singen sie ihr Liedchen melancholisch, doch mit Schick.*

Froh und lustig sind die Brüder, nie vergisst du den Moment, wenn ein Fußtritt an den Schemel dir den Lebensfaden trennt.

Der Riegel klirrte, das Schloss quietschte. Die Lustigen Brüder hielten in dem Lied inne. Wärter, die bei Tagesanbruch in die Zelle kamen, konnten nur eins bedeuten: dass der Chor gleich um ein paar Stimmen ärmer sein würde. Die Frage war, wessen.

Die Wärter kamen zu mehreren herein. Sie brachten die Fesseln mit, die dazu dienten, den zum Galgen Geführten die Hände zu binden. Einer schniefte, klemmte den Stock unter die Achsel, wickelte ein Stück Pergament auf, räusperte sich.

»Echel Tregelton!«

»Traighlethan«, berichtigte ihn ohne besonderen Nachdruck der Elf aus Iorweths Kommando. Er warf noch einen Blick auf die eingeritzte Losung und stand mit Mühe auf.

»Cosmo Baldenvegg!«

Der Halbling schluckte hörbar. Nazarian wusste, dass er unter dem Vorwurf von Diversionsakten eingekerkert worden war, die er im Auftrag des Nilfgaarder Aufklärungsdienstes unternommen haben sollte. Baldenvegg hatte seine Schuld jedoch nicht eingestanden und hartnäckig behauptet, er habe die beiden Kavalleriepferde aus eigenem Antrieb gestohlen, um sie zu Geld zu machen, und Nilfgaard habe damit nichts zu tun. Ganz offensichtlich hatte man ihm jedoch nicht geglaubt.

»Nazarian!«

Nazarian stand gehorsam auf, hielt den Wärtern die Hände zum Fesseln hin. Als alle drei hinausgeführt wurden, nahmen die Lustigen Brüder den Gesang wieder auf.

*Fröhlich zucken sie in Krämpfen, tanzen an dem Galgenstrick,*

*weit ins Land ertönt ihr Liedchen, und der Wind macht die Musik.*

Der Morgen stieg mit Purpur und Rot herauf. Es versprach ein schöner, sonniger Tag zu werden.

Die Hymne der Lustigen Brüder, stellte Nazarian fest, täuschte. Die Erhängten konnten keinen zünftigen Galgentanz hinlegen, denn es wurde nicht an einem Galgen mit Querbalken gehängt, sondern an gewöhnlichen Pfosten, die in die Erde eingegraben waren. Und unter den Füßen wurden keine Schemel weggestoßen, sondern praktische, niedrige Bronzepodeste, die Spuren häufigen Gebrauchs trugen. Der anonyme, vor einem Jahr hingerichtete Schöpfer des Liedes hatte das freilich nicht wissen können, als er dichtete. Wie jeder Erhängte erfuhr er die Einzelheiten erst kurz vor seinem Tode. In Drakenborg wurden Hinrichtungenniemalsöffentlich durchgeführt. Gerechte Strafe, nicht sadistische Rache. Auch diese Worte wurden Dijkstra zugeschrieben.

Der Elf aus Iorweths Kommando schüttelte die Hände der Wärter ab, trat unverzüglich auf das Podest und ließ sich die Schlinge um den Hals legen.

»Es le–«

Das Podest wurde unter seinen Füßen weggetreten.

Für den Halbling wurden zwei Podeste benötigt, eins über dem anderen. Der angebliche Diversant versuchte nicht, irgendwelche pathetischen Losungen zu rufen. Er zuckte energisch mit den Füßen und hing am Pfosten. Der Kopf fiel ihm leblos zur Seite.

Die Wärter ergriffen Nazarian, Nazarian aber fasste plötzlich einen Entschluss.

»Ich werde reden!«, keuchte er. »Ich werde ein Geständnis ablegen! Ich habe wichtige Informationen für Dijkstra!«

»Ein bisschen spät«, sagte zweifelnd Vascoigne, der bei der Hinrichtung anwesende Stellvertreter des Kommandanten von Drakenborg für politische Angelegenheiten.

»Bei jedem zweiten von euch erwacht beim Anblick des Strickes die Phantasie!«

»Ich erfinde nichts!« Nazarian wand sich im Griff der Henker. »Ich habe Informationen!«

Knapp eine Stunde später saß Nazarian im Kerker und freute sich des Lebens, ein Bote stand neben seinem Pferd bereit und kratzte sich hingebungsvoll im Schritt, Vascoigne aber las noch einmal den für Dijkstra bestimmten Rapport.

Untertänigst melde ich Ew. Gnaden dem Herrn Grafen, dass der Verbrecher namens Nazarian, für einen Überfall auf einen königlichen Beamten zum Tode verurteilt, Folgendes gestanden hat: Auf Befehl eines gewissen Ryens war er im Juli diesen Jahres am Tage des Neumondes gemeinsam mit zwei Komplizen, dem Elfenmischling Schirrü und Hirskorn, am Mord an den Juristen Codringher und Fenn in der Stadt Dorian beteiligt. Hirskorn wurde dabei getötet, Schirrü jedoch ermordete beide Juristen und steckte ihr Haus an. Der Verbrecher Nazarian wälzt alles auf jenen Schirrü ab, bestreitet und verwahrt sich, selbst gemordet zu haben, aber gewiss nur aus Angst vor dem Strick. Was indes Ew. Gnaden den Herrn Grafen interessieren könnte, ist dieses: Vor dem an den Juristen verübten Mord haben jene Verbrecher, d. h. Nazarian, der Halbelf Schirrü und Hirskorn, einen Hexer überwacht, einen gewissen Gerald von Riva, der mit dem Juristen Codringher geheime Geschäfte gepflegt hat. In welcher Angelegenheit, weiß der Verbrecher Nazarian nicht, denn ihn hat weder oben erwähnter Ryens noch der Halbelf Schirrü ins Vertrauen gezogen. Als jedoch von besagten Geschäften dem Ryens Bericht erstattet wurde, befahl er, die Juristen zu beseitigen.

Des weiteren hat der Verbrecher Nazarian gestanden: Sein Komplize Schirrü habe aus dem Haus der Juristen Dokumente gestohlen, die Ryens in Carreras übergeben wurden, in der Herberge »Zum Gerissenen Fuchs«.

Worüber Ryens und Schirrü dort gesprochen haben, ist Nazarian nicht bekannt, doch am Tage darauf begab sich das ganze Verbrechertrio nach Brugge und entführte dort am vierten Tag nach Neumond ein junges Fräulein aus einem Hause von roten Ziegeln, an dessen Tür eine Schere aus Messing angeschlagen war. Das Fräulein wurde von Ryens mit einem magischen Trank betäubt, und die Verbrecher Schirrü und Nazarian brachten sie in großer Eile in einem Wagen nach Verden, in die Festung Nastrog. Und jetzt kommt, was ich der besonderen Aufmerksamkeit von Ew. Gnaden dem Herrn Grafen empfehle: Die Verbrecher übergaben das entführte Fräulein dem Nilfgaarder Festungskommandanten mit der Versicherung, die Entführte heiße Cyryla von Cintra. Wie der Verbrecher Nazarian angab, war der Kommandant von dieser Mitteilung außerordentlich erregt.

Obiges übermittle ich Ew. Gnaden dem Herrn Grafen mit streng geheimem Kurier. Das genaue Verhörprotokoll werde ich gleichfalls senden, sobald der Schreiber es ins Reine geschrieben hat. Ich bitte Ew. Gnaden den Herrn Grafen untertänigst um Instruktionen, was mit dem Verbrecher Nazarian geschehen soll. Ob er ausgepeitscht werden soll, damit er sich an weitere Einzelheiten erinnert, oder ob er ordnungsgemäß gehängt werden soll.

Mit ergebenster Hochachtung etc., etc.

Vascoigne unterschrieb schwungvoll den Rapport, siegelte ihn und rief den Boten.

Der Inhalt des Rapports war Dijkstra am Abend desselben Tages bekannt. Philippa Eilhart erfuhr ihn am Mittag des folgenden Tages.

Als das Pferd mit dem Hexer und Rittersporn zwischen den Erlen am Ufer auftauchte, waren Milva und Cahir schon sehr nervös. Zuvor schon hatten sie Schlachtenlärm gehört, das Wasser der Ina trug den Schall über große Entfernungen.

Als sie half, den Dichter vom Sattel zu ziehen, sah Milva, wie Geralt beim Anblick des Nilfgaarders erstarrte. Sie konnte kein Wort sagen, der Hexer übrigens auch nicht, denn Rittersporn stöhnte verzweifelt auf und rutschte ihnen durch die Hände. Sie legten ihn auf den Sand, unter den Kopf einen zusammengerollten Mantel. Milva war schon im Begriff, den blutdurchtränkten provisorischen Verband zu wechseln, als sie an der Schulter eine Hand verspürte und den bekannten Geruch von Wermut, Anis und anderen Kräutern wahrnahm. Regis war, wie es seiner Gewohnheit entsprach, aufgetaucht, ohne dass jemand wusste, wann, wie und woher.

»Erlaube«, sagte er und holte aus seinem unergründlichen Tornister medizinische Utensilien und Instrumente. »Ich befasse mich damit.«

Als der Barbier den Verband von der Wunde riss, stöhnte Rittersporn vor Schmerz auf.

»Ruhig«, sagte Regis, während er die Wunde auswusch. »Es ist nichts. Ein bisschen Blut. Nur ein bisschen Blut... Dein Blut riecht gut, Dichter.«

Und just in diesem Augenblick verhielt sich der Hexer auf eine Art und Weise, die Milva nicht hatte erwarten können. Er ging zu dem Pferd und zog aus der unter den Sattelfendern befestigten Scheide das lange Nilfgaarder Schwert. »Geh von ihm weg«, knurrte er und stellte sich vor den Barbier.

»Dein Blut riecht gut«, wiederholte Regis, ohne den Hexer im mindesten zu beachten.

»Ich rieche darin keine Infektion, die bei einer Kopfverletzung fatale Folgen haben könnte. Arterie und Vene sind nicht beschädigt... Jetzt werde ich die Wunde nähen.«

Rittersporn stöhnte, holte krampfhaft Luft. Das Schwert in der Hand des Hexers zitterte, glänzte im Licht, das vom Fluss zurückgeworfen wurde.

»Ich werde ein paar Nähte anlegen«, sagte Regis, der nach wie vor weder den Hexer noch dessen Schwert beachtete. »Sei tapfer, Rittersporn.«

Rittersporn war tapfer.

»Gleich bin ich fertig.« Regis begann mit dem Verbinden. »Bis zur Hochzeit, trivial gesagt, ist es wieder heil. Für einen Dichter genau die richtige Wunde. Du wirst wie ein Kriegsheld daherschreiten, mit einem stolzen Kopfverband, und die Herzen der Fräuleins, die dich sehen, werden wie Wachs schmelzen. Ja, wahrlich eine poetische Wunde. Nicht zu vergleichen mit einem Bauchschuss. Eine gerissene Leber, zerfetzte Nieren und Därme, herausquellender Inhalt und Kot, Entzündung der Bauchhöhle ... So, fertig. Geralt, jetzt stehe ich dir zur Verfügung.«

Er stand auf, und da setzte ihm der Hexer das Schwert auf die Gurgel. Mit einer derart schnellen Bewegung, dass sie dem Blick entging.

»Zurück«, knurrte er Milva zu. Regis zuckte nicht einmal, obwohl die Schwertspitze sanft gegen seinen Hals drückte. Die Bogenschützin hielt den Atem an, als sie sah, wie die Augen des Barbiers in der Finsternis in sonderbarem, katzenhaftem Licht aufflammten.

»Na, weiter«, sagte Regis ruhig. »Stoß zu.«

»Geralt«, ächzte vom Boden her Rittersporn, völlig bei Bewusstsein. »Hast du vollends den Verstand verloren? Er hat uns unter dem Galgen weg gerettet... Mir den Kopf versorgt...«

»Er hat in dem Lager das Mädchen und uns gerettet«, erinnerte ihn Milva.

»Schweigt. Ihr wisst nicht, wer er ist.«

Der Barbier regte sich nicht. Milva aber bemerkte plötzlich voller Entsetzen, was sie längst hätte bemerken müssen.

Regis warf keinen Schatten.

»In der Tat«, sagte er langsam. »Ihr wisst nicht, wer ich bin. Aber es ist an der Zeit, dass ihr es erfahrt. Ich heiße Emiel Regis Rohellec Terzieff-Godefroy. Ich lebe auf dieser Welt seit vierhundertachtundzwanzig Jahren nach eurer Rechnung, sechshundertzweiundvierzig Jahre nach Rechnung der Elfen. Ich bin der Nachfahre von Gestrandeten, von unglücklichen Wesen, die seit dem Kataklysmus, den ihr die Sphärenkonjunktion nennt, unter euch festsitzen. Ich gelte, delikat ausgedrückt, als ein Ungeheuer. Als ein blutsaufendes Monstrum. Und jetzt bin ich auf einen Hexer getroffen, der sich von Berufs wegen mit der Eliminierung solcher wie mir befasst. Das ist alles.«

»Und es reicht.« Geralt senkte das Schwert.

»Mehr als genug. Verschwinde von hier, Emiel Regis Soundso. Verzieh dich.«

»Das ist unerhört«, spottete Regis. »Du lässt mich gehen? Mich, der ich eine Gefahr für die Menschen bin? Ein Hexer muss jede Gelegenheit nutzen, solche Gefahren auszuschalten.«

»Zieh ab. Entferne dich, und zwar schnell.«

»In welche abgelegenen Gegenden soll ich mich entfernen?«, fragte Regis langsam.

»Schließlich bist du ein Hexer. Du weißt von mir. Wenn du mit deinem Problem fertig bist, wenn du geregelt hast, was du zu regeln gedenkst, wirst du sicherlich in diese Gegenden zurückkehren. Du weißt, wo ich wohne, wo ich mich aufhalte, womit ich mich beschäftige. Wirst du mich verfolgen?«

»Das schließe ich nicht aus. Wenn es eine Belohnung gibt. Ich bin Hexer.«

»Ich wünsche Erfolg.« Regis schnallte den Tornister zu, entrollte den Mantel. »Mach's gut. Ach, noch eins. Wie hoch müsste der Preis auf meinen Kopf sein, damit du dir die Mühe machst? Wie hoch schätzt du mich ein?«

»Verdammt hoch.«

»Du schmeichelst meiner Eitelkeit. Und konkret?« »Verpiss dich, Regis.«

»Gleich. Aber vorher schätze mich ein. Bitte.«

»Für einen gewöhnlichen Vampir habe ich den Gegenwert eines guten Reitpferdes genommen. Aber du bist ja nicht gewöhnlich.«

»Wie viel?«

»Ich glaube nicht« – die Stimme des Hexers war kalt wie Eis –, »ich glaube nicht, dass es sich jemand würde leisten können.«

»Ich verstehe und danke.« Der Vampir lächelte, und diesmal ließ er die Zähne sehen. Bei diesem Anblick wichen Milva und Cahir zurück, und Rittersporn unterdrückte einen Angstschrei.

»Macht's gut. Viel Erfolg.« »Mach's gut, Regis. Gleichfalls.«

Emiel Regis Rohellec Terzieff-Godefroy schüttelte den Mantel aus, warf ihn sich mit einer schwungvollen Bewegung um und verschwand. Er verschwand einfach.

»Und jetzt« – Geralt wandte sich um, noch immer das blanke Schwert in der Hand – »zu dir, Nilfgaarder.«

»Nein«, fiel ihm Milva wütend ins Wort. »Das steht mir alles bis hier. Auf die Pferde, lasst uns hier verschwinden! Vom Fluss her ist Geschrei zu hören, ehe wir's uns versehn, haben wir jemanden auf dem Halse!«

»Ich reite nicht in seiner Gesellschaft.«

»Dann reit allein!«, schrie sie ernstlich erbost.

»Woandershin! Mir stehen deine Launen bis obenhin, Hexer! Regis hast du vertrieben, obwohl er dir das Leben gerettet hat, doch das ist deine Sache. Aber Cahir hat mich gerettet, also ist er mein Freund! Wenn du ihn für einen Feind hältst, dann mach dich zurück nach Armeria, nur zu! Dort warten deine Freunde schon mit dem Strick!« »Schrei nicht.«

»Dann steh nicht da wie ein Pfahl. Hilf mir, Rittersporn auf den Wallach zu setzen.«

»Du hast unsere Pferde gerettet? Plötze auch?«

»Er hat sie gerettet.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf Cahir. »Jetzt aber los.«

Sie durchquerten die Ina. Sie ritten am rechten Ufer entlang, durch flache Flussarme und Altwasser, durch Weidengestrüpp und Sumpfauen, die vom Quaken der Frösche, dem Schnattern unsichtbarer Enten und Knäkenten widerhallten. Der Tag explodierte mit einer roten Sonne, gleißte blendend auf den mit Wasserlilien bewachsenen Flächen kleiner Seen, sie aber bogen zu einer Stelle ab, wo einer der zahlreichen Arme der Ina in die Jaruga mündete. Jetzt ritten sie durch mächtige, düstere Wälder, wo die Bäume geradezu aus dem Morast wuchsen, der grün von Wasserlinsen war.

Milva ritt an der Spitze neben dem Hexer und berichtete ihm die ganze Zeit halblaut von dem, was Cahir erzählt hatte. Geralt schwieg wie ein Stein, schaute sich kein einziges Mal um, würdigte den Nilfgaarder, der weiter hinten ritt und dem Dichter half, keines Blickes. Rittersporn stöhnte ein wenig, fluchte und beklagte sich über Kopfschmerzen, hielt sich aber wacker und verzögerte den Ritt nicht. Pegasus und die am Sattel befestigte Laute wiedergefunden zu haben, verbesserte sein Befinden erheblich.

Gegen Mittag kamen sie wieder in sonnendurchflutete Weidengehölze, hinter denen sich die breite Fläche der Großen Jaruga erstreckte. Sie schlugen sich durch Altwasser, wateten durch Untiefen und Lachen. Und sie trafen auf eine Insel, eine trockene Stelle inmitten der Sümpfe und Werder zwischen den zahlreichen Flussarmen. Die Insel war von Buschwerk und Korbweiden überwuchert, es wuchsen auf ihr auch ein paar Bäume, kahl, vertrocknet, weiß von Kormorankot.

Milva erblickte als Erste im Schilf das Boot, das die Strömung angetrieben haben musste. Als Erste entdeckte sie auch zwischen den Korbweiden eine Lichtung, die sich bestens zur Rast eignete.

Sie machten halt, und der Hexer kam zu dem Schluss, dass es Zeit für ein Gespräch mit dem Nilfgaarder sei. Unter vier Augen.

»Ich habe dir auf Thanedd das Leben geschenkt. Du hast mir leidgetan, armer Schlucker. Der größte Fehler, den ich im Leben gemacht habe. Letzte Nacht habe ich einen höheren Vampir laufen lassen, den ich vor der Klinge hatte und der zweifellos mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen hat. Ich hätte ihn töten müssen. Aber ich habe nicht an ihn gedacht, denn mich treibt nur ein Gedanke: denen ans Leder zu gehen, die Ciri Leid zugefügt haben. Ich habe mir geschworen, dass diejenigen, die ihr Leid zugefügt haben, dafür mit ihrem Blut bezahlen werden.« Cahir schwieg.

»Deine Offenbarungen, von denen mir Milva erzählt hat, ändern nichts. Aus ihnen ergibt sich nur eins: Auf Thanedd ist es dir nicht gelungen, Ciri zu entführen, obwohl du dir größte Mühe gegeben hast. Also schleichst du mir jetzt nach, damit ich dich abermals zu ihr führe. Damit du sie wieder in die Pfoten bekommst, vielleicht schenkt dir dein Kaiser dann das Leben, schickt dich nicht aufs Schafott.«

Cahir schwieg. Geralt fühlte sich schlecht. Sehr schlecht.

»Deinetwegen hat sie nachts geschrien«, knurrte er. »In ihren Kinderaugen bist du zu einem Albtraum angewachsen.

Dabei warst und bist du doch nur ein Werkzeug, nur ein elender Lakai deines Kaisers. Und am schlimmsten ist, dass ich nicht verstehe, warum ich dich trotz alledem nicht töten kann. Ich verstehe nicht, was mich zurückhält.«

»Vielleicht«, sagte Cahir leise, »dass wir entgegen allen Annahmen und allem Anschein etwas gemeinsam haben, du und ich?«

»Was könnte das wohl sein?«

»Wie du will ich Ciri retten. Wie du kümmere ich mich nicht darum, wenn das jemanden wundert und überrascht. Wie du habe ich nicht vor, jemandem meine Beweggründe zu erklären.«

»Ist das alles?«

»Nein.«

»Ich höre also.«

»Ciri«,begannderNilfgaarderlangsam,

»reitet durch ein raucherfülltes Dorf. Mit sechs jungen Leuten. Unter diesen Leuten ist eine junge Frau mit kurzen Haaren. Ciri tanzt in einem Schuppen auf dem Tisch und ist glücklich ...«

»Milva hat dir meine Träume erzählt.«

»Nein. Sie hat mir nichts erzählt. Du glaubst mir nicht?«

»Nein.«

Cahir senkte den Kopf, drehte den Absatz im Sande.

»Ich habe vergessen, dass du mir nicht glauben, mir nicht vertrauen kannst. Das verstehe ich. Aber du hattest ja, so wie ich, noch einen Traum. Einen Traum, den du niemandem erzählt hast. Denn ich bezweifle, dass du Lust hattest, ihn wem auch immer zu erzählen.«

Man kann sagen, dass Servadio einfach Glück hatte. Nach Loredo war er ohne die Absicht gekommen,jemandBestimmten auszuspionieren. Doch das Dorf wurde nicht ohne Grund »Räubermarkt« genannt. Loredo lag am Banditenweg, Briganten und Gauner aus der ganzen Umgebung der Oberen Velde schauten hier vorbei, trafen sich, um Beute zu verkaufen oder zu tauschen, sich mit allem Nötigen zu versorgen, sich auszuruhen und sich in guter Banditengesellschaft zu vergnügen. Das Dorf war mehrmals niedergebrannt worden, doch die wenigen alteingesessenen und die vielen zugereisten Bewohner hatten es immer wieder aufgebaut. Sie lebten von den Banditen, und zwar recht auskömmlich. Spitzel und Zuträger wie Servadio aber hatten immer Chancen, in Loredo irgendeine Information zu erlangen, die dem Präfekten ein paar Florins wert war.

Jetzt hoffte Servadio auf mehr als ein paar. Denn ins Dorf kamen die Ratten geritten.

Es führte sie Giselher an, flankiert von Flamme und Kayleigh. Hinter ihnen ritten Mistle und die Neue, Aschblonde, die Falka genannt wurde. Asse und Reef beschlossen den Zug; sie führten Handpferde mit, zweifellos geraubt und zum Verkauf bestimmt. Sie waren erschöpft und staubbedeckt, hielten sich aber keck in den Sätteln, antworteten bereitwillig auf die Grüße der Kumpel und Bekannten, die in Loredo zu Gast waren.

Nachdem sie abgestiegen waren und Bier getrunken hatten, nahmen sie sofort lärmende Verhandlungen mit Kaufleuten und Hehlern auf. Alle außer Mistle und der Neuen, Aschblonden, die das Schwert auf dem Rücken trug. Die beiden gingen zu den Buden, die wie üblich auf dem Marktplatz standen. Loredo hatte seine Markttage, dann war das für zugereiste Banditen berechnete Warenangebot besonders reichhaltig und vielfältig. Heute war gerade solch ein Tag.

Servadio folgte den jungen Frauen vorsichtig. Um etwas zu verdienen, musste er denunzieren, um denunzieren zu können, musste er lauschen.

Die Mädchen schauten sich bunte Tücher an, Schmucksteine,bestickteBlusen, Schabracken, verzierte Kopfhauben für die Pferde. Sie nahmen diese und jene Ware in die Hand, kauften aber nichts. Mistle hielt fast die ganze Zeit eine Hand auf der Schulter der Aschblonden.

Der Spitzel schob sich vorsichtig näher, tat so, als betrachte er Riemen und Gürtel am Stand eines Sattlers. Die Mädchen unterhielten sich, aber leise, so dass er nichts verstand, näher heran wagte er sich jedoch nicht. Sie konnten ihn bemerken, Verdacht schöpfen.

In einem der Kramläden wurde Zuckerwatte verkauft. Die Mädchen gingen hin. Mistle kaufte zwei von der schneeigen Süßigkeit umhüllte Stäbchen, eins reichte sie der Aschblonden. Die biss behutsam ein Stück ab. Eine weiße Flocke blieb ihr an der Wange kleben. Mistle wischte sie mit einer vorsichtigen, sorgsamen Bewegung ab. Die Aschblonde machte die smaragdgrünen Augen weit auf, leckte sich langsam die Lippen, lächelte, den Kopf schelmisch geneigt. Servadio verspürte einen Schauder, ein Rinnsal von Kälte, das vom Halse zwischen die Schulterblätter lief. Er erinnerte sich an die Gerüchte, die über die beiden Banditinnen im Umlauf waren.

Er schickte sich an, unauffällig wegzugehen; es war klar, dass er nichts belauschen oder ausspionieren würde. Die Mädchen sprachen von nichts Wichtigem, doch nahebei, wo sich der Großteil der Räuberbande versammelt hatte, zankten sich Giselher, Kayleigh und die anderen lautstark, feilschten, schrien, hielten alle naselang die Humpen unter den Spund des Fasses. Bei ihnen hatte Servadio größere Chancen, etwas zu erfahren. Wenn es ihm gelänge, sie zu belauschen und die Nachricht rechtzeitig an die Soldaten des Präfekten weiterzugeben oder an die Agenten aus Nilfgaard, die sich lebhaft für die Ratten interessierten, hatte er die Belohnung praktisch schon in der Tasche. Wenn es jedoch dem Präfekten gelänge, aufgrund seiner Information mit Erfolg einen Hinterhalt zu legen, konnte Servadio mit einem wirklich erheblichen Zustrom von Bargeld rechnen.

Dem Weib einen Pelz kaufen, dachte er fieberhaft. Den Kindern endlich Lederschuhe und irgendwelches Spielzeug... Und mir selbst...

Die Mädchen spazierten die Stände entlang, leckten und bissen die Zuckerwatte von den Stäbchen. Serviado bemerkte plötzlich, dass sie beobachtet wurden. Und dass man mit Fingern auf sie zeigte. Er kannte diejenigen, die da zeigten – Gauner und Pferdediebe aus der Bande von Pinta, genannt Schwanzausreißer.

Die Gauner wechselten ein paar herausfordernd laute Bemerkungen, lachten brüllend. Mistle kniff die Augen zusammen, legte der Aschblonden die Hand auf die Schulter.

»Turteltäubchen!«, prustete einer von den Gaunern Schwanzausreißers, ein Lulatsch mit einem Schnurrbart, der aussah wie Wergwische. »Seht doch, gleich werden sie miteinander schnäbeln!«

Servadio sah, wie die Aschblonde zuckte, sah, wie Mistle die Finger um ihre Schulter krallte. Die Gauner wieherten im Chor. Mistle drehte sich langsam um, ein paar hörten sofort auf zu lachen. Aber der mit dem Schnurrbart wie Werg war entweder zu betrunken, oder ihm ging jede Spur von Vorstellungskraft ab.

»Braucht vielleicht eine von euch 'nen Kerl?« Er kam näher, machte dabei widerliche und eindeutige Gesten. »Ich denk, solche wie euch muss man mal richtig durchficken, und im Handumdrehn ist die Perversion weg! Heda! Mit dir red ich, du...«

Es gelang ihm nicht, sie zu berühren. Die Aschblonde wirbelte wie eine angreifende Schlange herum, das Schwert blitzte auf und traf, noch ehe die losgelassene Zuckerwatte zu Boden gefallen war. Der Schnurrbärtige wankte, begann zu kollern wie ein Truthahn, aus dem aufgeschlitzten Hals schoss das Blut in langem Strahl. Das Mädchen wirbelte abermals herum, erreichte ihn mit zwei tänzelnden Schritten, schlug nochmals zu, ein Schwall von Blut spritzte auf die Stände, der Leichnam stürzte zu Boden, der Sand rings um ihn färbte sich augenblicklich rot. Jemand schrie auf. Ein anderer Gauner bückte sich, zog ein Messer aus dem Stiefelschaft, fiel aber im selben Moment hin – Giselher hatte ihn mit dem metallbeschlagenen Stiel der Reitpeitsche getroffen.

»Ein Toter reicht!«, schrie der Anführer der Ratten. »Der da war selber schuld, er hat nicht gewusst, mit wem er sich anlegt! Zurück, Falka!«

Erst jetzt ließ die Aschblonde das Schwert sinken.

Giselher hob einen Geldbeutel und ließ ihm klimpern. »Nach dem Recht unserer Bruderschaft werde ich für diesen Getöteten bezahlen. Ehrlich, nach Gewicht, einen Taler für jedes Pfund seines räudigen Kadavers! Und damit Schluss mit dem Streit! Habe ich recht, Kameraden? He, Pinta, was sagst du?«

Flamme, Kayleigh, Reef und Asse hatten sich hinter den Anführer gestellt. Ihre Gesichter waren wie von Stein, die Hände hielten sie an den Schwertgriffen.

»Ehrlich«, erwiderte aus der Gruppe der Banditen Schwanzausreißer, ein untersetzter, krummbeiniger Mann in einem Lederwams.

»Hast recht, Giselher. Schluss mit dem Streit.«

Servadio schluckte, während er versuchte, in die Menge einzutauchen, die sich um den Vorgang schon gesammelt hatte. Er fühlte plötzlich, dass er nicht für einen Groschen Lust hatte, sich in der Nähe der Ratten und des aschblonden Mädchens, das sie Falka nannten, herumzudrücken. Er war plötzlich zu der Einsicht gelangt, dass der vom Präfekten versprochene Preis keineswegs so hoch war, wie er gedacht hatte.

Falka steckte ruhig das Schwert in die Scheide, blickte um sich. Servadio erstarrte, als er sah, wie sich ihr feingliedriges Gesicht plötzlich veränderte und verzog.

»Meine Zuckerwatte«, seufzte das Mädchen klagend und schaute auf die Leckerei, die im schmutzigen Sand lag. »Meine Zuckerwatte ist mir heruntergefallen ...«

Mistle umarmte sie. »Ich kauf dir eine andere.«

Der Hexer saß auf dem Sand inmitten der Korbweiden, finster, wütend und nachdenklich. Er betrachtete die Kormorane, die auf einem vollgeschissenen Baum saßen.

Cahir war nach dem Gespräch im Gebüsch verschwunden und zeigte sich nicht. Milva und Rittersporn suchten etwas Essbares. In dem von der Strömung angetriebenen Boot hatten sie unter Netzen einen kleinen Kupferkessel und einen Binsenkorb mit Gemüse entdeckt. Sie stellten in einer Rinne am Ufer die im Boot gefundene Weidenreuse auf, sie selbst trotteten am Ufer entlang und rührten mit Stöcken zwischen den Wasserpflanzen, um Fische in die Falle zu treiben. Der Poet fühlte sich schon wieder gut, er ging mit seinem heldenhaft bandagierten Kopf stolz wie ein Pfau einher.

Geralt war nachdenklich und wütend.

Milva und Rittersporn zogen die Reuse heraus und begannen zu fluchen, denn statt der erhofften Welse und Karpfen wimmelte und schimmerte silbrig nur Kroppzeug darin.

Der Hexer stand auf. »Kommt mal her, ihr beiden! Lasst diese Reuse sein und kommt her. Ich habe euch etwas zu sagen.«

»Kehrt nach Hause zurück«, begann er ohne Umschweife, als sie näher kamen, nass und nach Fisch stinkend. »Nach Norden, in Richtung Mahakam. Ich reite allein weiter.«

»Was?«

»Unsere Wege trennen sich, Rittersporn. Genug von diesem Unfug. Du kehrst nach Hause zurück und schreibst Gedichte. Milva wird dich durch die Wälder geleiten... Was ist?«

»Ach, nichts.« Milva warf mit einer heftigen Bewegung die Haare von der Schulter zurück.

»Ach, nichts. Red, Hexer. Ich bin gespannt, was du sagen wirst.«

»Ich habe weiter nichts zu sagen. Ich reite nach Süden, ans andere Ufer der Jaruga. Durch Nilfgaarder Gebiet. Das ist ein gefährlicher und weiter Weg. Aber ich darf keine Zeit mehr verlieren. Darum reite ich allein.«

»Nachdem du dich des lästigen Gepäcks entledigt hast.« Rittersporn nickte. »Des Klotzes am Bein, der das Vorwärtskommen behindert und Schwierigkeiten macht. Mit anderen Worten, meiner.«

»Und meiner«, fügte Milva hinzu, den Blick zur Seite gewandt.

»Hört zu«, sagte Geralt, schon wesentlich ruhiger. »Das ist meine eigene, persönliche Angelegenheit. Das geht euch alles nichts an. Ich will nicht, dass ihr euren Kopf für etwas hinhaltet, was ausschließlich mich angeht.«

»Das geht ausschließlich dich an«, wiederholte Rittersporn langsam. »Du brauchst niemanden. Gefährten stören dich und verlangsamen den Marsch. Du erwartest von niemandem Hilfe und hast selbst nicht vor, auf jemanden Rücksicht zu nehmen. Außerdem liebst du die Einsamkeit. Habe ich noch etwas zu erwähnen vergessen?«

»Freilich«, erwiderte Geralt zornig. »Du hast vergessen, deinen leeren Kopf gegen einen einzutauschen, der ein Hirn enthält. Wenn jener Pfeil einen Zoll weiter rechts gekommen wäre, du Idiot, würden dir in diesem Augenblick die Krähen die Augen aushacken. Du bist Dichter, hast Phantasie, versuch, dir dieses Bild vorzustellen. Ich wiederhole: Ihr kehrt nach Norden zurück, ich breche in die Gegenrichtung auf. Allein.«

»Dann reit doch.« Milva stand federnd auf.

»Denkst du, ich bitt dich? Zum Teufel mit dir, Hexer. Komm, Rittersporn, wir machen uns irgendwas zu essen. Ich hab Hunger, und wenn ich den hör, wird mir übel.«

Geralt wandte den Kopf ab. Er beobachtete die grünäugigen Kormorane, die ihre Flügel in der Krone des vollgeschissenen Baumes trockneten. Plötzlich nahm er einen starken Kräutergeruch wahr und begann wütend zu fluchen.

»Du treibst Schindluder mit meiner Geduld, Regis.«

Der Vampir, der wer weiß wie und woher aufgetaucht war, machte sich nichts daraus, er setzte sich nahebei hin. »Ich muss dem Dichter den Verband wechseln«, sagte er ruhig.

»Dann geh zu ihm. Von mir halte dich fern.«

Regis seufzte, offensichtlich nicht gewillt wegzugehen. »Ich habe vorhin dein Gespräch mit Rittersporn und der Bogenschützin mitangehört«, sagte er ohne Spott in der Stimme. »Ich muss gestehen, du hast ein echtes Talent, Leute für dich zu gewinnen. Obwohl sich die ganze Welt gegen dich zu stellen scheint, machst du dir nichts aus Gefährten und Verbündeten, die dir helfen wollen.«

»Die Welt steht kopf. Ein Vampir will mich lehren, wie ich mit Menschen umzugehen habe. Was weißt du von Menschen, Regis? Das einzige, was du kennst, ist der Geschmack ihres Blutes. Verdammt nochmal, habe ich angefangen, mit dir zu reden?«

»Die Welt steht kopf«, gab der Vampir zu, durchaus ernst. »Du hast angefangen. Vielleicht willst du dann auch einen Rat hören?«

»Nein. Will ich nicht. Ich brauche keinen.«

»Richtig, das hätte ich beinahe vergessen. Rat brauchst du keinen, Verbündete brauchst du nicht, ohne Reisegefährten kommst du auch aus. Das Ziel deiner Expedition ist ja ein persönliches und privates Ziel, mehr noch, das Wesen dieses Ziels erfordert, dass du es allein, persönlich verwirklichst. Risiko, Bedrohung, Mühe, der Kampf mit dem Zweifel müssen auf dir lasten und ausschließlich auf dir. Denn sie sind ja Teil der Buße, der Erlösung von Schuld, die du erlangen willst. So eine Art Feuertaufe. Du wirst durch das Feuer gehen, welches versengt, aber auch reinigt. Allein, einsam. Denn wenn dir jemand dabei beistehen würde, dir helfen, auch nur einen kleinen Teil von dieser Feuertaufe, diesem Schmerz, dieser Buße auf sich nähme, dann würde er dich damit ärmer machen. Er würde dich um den Teil der Sühne bringen, der ihm für die Mitwirkung zusteht, dabei ist das doch ausschließlich deine Sühne. Ausschließlich du bist es, der eine Schuld abzutragen hast; du willst sie nicht bezahlen, indem du dich gleichzeitig bei anderen Gläubigern verschuldest. Ist mein Gedankengang logisch?«

»Geradezu erstaunlich für jemanden, der nüchtern ist. Deine Anwesenheit reizt mich, Vampir. Lass mich allein mit meiner Sühne, bitte. Und mit meiner Schuld.«

»Unverzüglich.« Regis stand auf. »Bleib sitzen, denk nach. Aber einen Rat gebe ich dir doch. Das Verlangen nach Sühne, einer reinigenden Feuertaufe, Schuldgefühl – das sind keine Dinge, auf die man das ausschließliche Recht beanspruchen kann. Das Leben unterscheidet sich dadurch vom Bankwesen, dass es Schulden kennt, die man bezahlt, indem man von anderen borgt.«

»Geh bitte.«

»Unverzüglich.«

Der Vampir ging, gesellte sich zu Rittersporn und Milva. Während des Verbandswechsels debattierten sie alle drei, was man essen könne. Milva schüttete die kleinen Fische aus der Reuse und betrachtete sie überaus kritisch.

»Da gibt's nichts zu meditieren«, sagte sie.

»Wir müssen diese Knirpse auf Zweige stecken und überm Feuer braten.«

»Nein.« Rittersporn schüttelte den frisch bandagierten Kopf. »Das ist kein guter Einfall. Es sind zu wenige Fischchen, davon werden wir nicht satt. Ich schlage vor, wir kochen daraus eine Suppe.«

»Eine Fischsuppe?«

»Klar. Wir haben einen Haufen von diesem Kroppzeug, wir haben Salz.« Rittersporn zählte zur Verdeutlichung an den Fingern mit.

»Wir haben Zwiebeln, Möhren, Petersilie, Sellerie mit Kraut. Und einen Kessel. In der Summe erhalten wir eine Suppe.«

»Ein paar Gewürze wären nicht schlecht.«

»Och« – Regis lächelte und griff nach dem Tornister –, »damit gibt es kein Problem. Basilikum, Piment, Pfeffer, Lorbeerblätter, Salbei...«

»Genug, genug«, unterbrach ihn Rittersporn.

»Das reicht, Mandragora brauchen wir in der Suppe nicht. Gut, an die Arbeit. Putz die Fische, Milva.«

»Putz sie selber! Schaut euch die an! Denken, wenn sie ein Weib dabeihaben, dann wird die in der Küche für sie schuften! Ich geh Wasser holen und mach Feuer. Aber mit diesen Schlammbeißern könnt ihr euch selber abgeben.«

»Das sind keine Schlammbeißer«, sagte Regis.

»Es sind Döbel, Plötzen, Kaulbarsche und Güster.«

»Ha!«, konnte sich Rittersporn nicht verkneifen. »Du kennst dich mit Fischen aus, wie ich sehe.«

»Ich kenne mich in vielen Dingen aus«, gestand der Vampir gleichmütig, ohne Stolz in der Stimme. »Ich habe dieses und jenes gelernt.«

»Wenn du so gelehrt bist« – Milva blies noch einmal ins Feuer, worauf sie aufstand –, »dann wirst du gelehrt diese Fische ausnehmen. Und ich geh Wasser holen.«

»Schaffst du es, einen vollen Kessel zu tragen? Geralt, hilf ihr!«

»Ich komm klar«, schnaubte Milva. »Und dem seine Hilfe brauch ich nicht. Er hat eigne, persönliche Angelegenheiten, da darf man ihn nicht stören!«

Geralt wandte den Kopf ab, tat so, als höre er nichts. Rittersporn und der Vampir putzten geschickt die kleinen Fische.

»Das wird eine dünne Suppe«, stellte Rittersporn fest, als er den Kessel übers Feuer hängte. »Da käme, verdammt, ein etwas größeres Fischchen sehr zupass.«

»Vielleicht das hier?« Aus dem Korbweidengestrüpp tauchte plötzlich Cahir auf, der einen dreipfündigen Hecht gepackt hielt, der noch immer mit dem Schwanz schlug und die Kiemendeckel bewegte.

»Oho! Das ist ja ein Prachtkerl! Wo hast du denn den aufgetrieben, Nilfgaarder?«

»Ich bin kein Nilfgaarder. Ich stamme aus Vicovaro und heiße Cahir...«

»Gut, gut, wir haben es schon gehört. Wo hast du den Hecht her, habe ich gefragt?«

»Ich habe eine Angel gebaut. Als Köder habe ich einen Frosch benutzt. Ich habe sie in einer Grube am Ufer ausgeworfen. Der Hecht hat sofort angebissen.«

»Lauter Spezialisten.« Rittersporn schüttelte den bandagierten Kopf. »Schade, dass ich keine Beefsteaks verlangt habe, sicherlich hätte jemand gleich eine Kuh gebracht. Na ja, halten wir uns an das, was wir haben. Regis, die kleinen Fische wirf alle in den Kessel, mit Köpfen und Schwänzen. Aber der Hecht muss gut ausgenommen und gesäubert werden. Kannst du das, Nilf... Cahir?«

»Ja.«

»Dann an die Arbeit. Geralt, verdammt noch mal, willst du noch lange mit beleidigter Miene dort sitzen? Putz das Gemüse!«

Der Hexer stand gehorsam auf, setzte sich zu ihnen, aber demonstrativ weit von Cahir entfernt. Noch ehe er sich beklagen konnte, dass er kein Messer habe, gab ihm der Nilfgaarder beziehungsweise Vicovarer seins und holte ein zweites aus dem Stiefelschaft. Geralt nahm es und murmelte einen Dank.

Die gemeinsame Arbeit kam gut voran. In dem Kessel mit den kleinen Fischen und dem Gemüse begann es bald zu blubbern, Schaum bildete sich. Der Vampir schöpfte den Schaum geschickt mit einem von Milva geschnitzten Löffel ab. Als Cahir den Hecht gesäubert und zerlegt hatte, warf Rittersporn Schwanz, Flossen, Rückgrat und den zahnbesetzten Kopf des Raubfischs in den Kessel, rührte um.

»Hmmm, das duftet vielleicht. Wenn das alles gar ist, seihen wir den Müll ab.«

»Wohl durch die Fußlappen.« Milva verzog das Gesicht, während sie den nächsten Löffel schnitzte. »Wie sollen wir abseihen, wenn wir kein Drahtsieb haben?«

»Aber liebe Milva.« Regis lächelte. »So geht das nicht! Was wir nicht haben, können wir leicht durch das ersetzen, was wir haben. Das ist nur eine Frage der Initiative und des positiven Denkens.«

»Geh zum Teufel mit deinem gelehrten Gerede, Vampir.«

»Wir seihen die Suppe durch mein Kettenhemd«, sagte Cahir. »Was soll's, anschließend wird es durchgespült.«

»Vorher wird es auch durchgespült«, erklärte Milva. »Sonst werd ich diese Suppe nicht essen.«

Das Durchseihen gelang.

»Jetzt wirf den Hecht in die Brühe, Cahir«, ordnete Rittersporn an. »Hmm, wie das duftet. Legt kein Holz mehr nach, es soll nur köcheln. Geralt, was willst du denn mit diesem Löffel! Jetzt wird nicht mehr umgerührt!«

»Schrei nicht. Ich wusste das nicht.«

»Unwissenheit« – Regis lächelte – »ist keine Rechtfertigung für unbedachte Handlungen. Wenn man etwas nicht weiß, wenn man Zweifel hat, sollte man Rat einholen ...«

»Halt den Mund, Vampir!« Geralt stand auf und wandte ihnen den Rücken zu.

Rittersporn schnaubte. »Er ist beleidigt, seht nur.«

»So ist er eben«, stellte Milva fest und schürzte die Lippen. »Ein Schwätzer. Wenn er nicht weiß, was er machen soll, schwätzt er nur und ist beleidigt. Habt ihr das noch nicht gemerkt?«

»Schon lange«, sagte Cahir leise.

»Noch mehr Pfeffer.« Rittersporn leckte den Löffel ab, schmatzte. »Ein wenig Salz. Ja, jetzt ist es genau richtig. Nehmen wir den Kessel vom Feuer. Mist, ist der heiß! Ich habe keine Handschuhe ...«

»Ich habe welche«, sagte Cahir.

»Und ich« – Regis ergriff den Kessel auf der anderen Seite –»brauche keine.«

»Gut.« Der Dichter wischte den Löffel an der Hose ab. »Na, Leute, setzt euch. Guten Appetit! Geralt, wartest du auf eine Sondereinladung? Auf einen Herold mit Fanfare?«

Alle setzten sich dicht um den auf dem Sande stehenden Kessel, und lange war distinguiertes Schlürfen zu hören, unterbrochen vom Pusten auf die Löffel. Nachdem die Hälfte der Suppe aufgegessen war, begann das vorsichtige Fischen nach den Hechtstücken, und schließlich trafen die Löffel auf den Boden des Kessels.

»Ich hab mich vielleicht vollgeschlagen«, stöhnte Milva. »Das war kein dummer Einfall mit der Suppe, Rittersporn.«

»In der Tat«, gab Regis zu. »Was meinst du, Geralt?«

»Ich sage: danke.« Der Hexer stand mit Mühe auf, massierte sich das Knie, in dem wieder der Schmerz zu nagen begonnen hatte.

»Genügt das? Sind Fanfaren nötig?«

»Bei ihm ist das immer so.« Der Dichter winkte ab. »Kümmert euch nicht um ihn. Ihr habt noch Glück; ich war bei ihm, als er sich mit dieser seiner Yennefer gestritten hat, der bleichen Schönheit mit den Haaren wie Ebenholz.«

»Etwas diskreter«, ermahnte ihn der Vampir.

»Und vergiss nicht, er hat Probleme.«

»Probleme« – Cahir unterdrückte ein Aufstoßen – »muss man lösen.«

»Pah«, sagte Rittersporn. »Wie denn?«

Milva schnaubte, während sie sich bequemer in den heißen Sand legte. »Der Vampir ist gelehrt. Er wird's schon wissen.«

»Es geht nicht ums Wissen, sondern um ein kluges Abwägen der Konjunkturen«, erklärte Regis ruhig. »Und wenn man die Konjunkturen abwägt, kommt man zu dem Schluss, dass wir es mit einem unlösbaren Problem zu tun haben. Dieses ganze Unternehmen hat keine Erfolgsaussichten. Die Wahrscheinlichkeit, Ciri zu finden, ist gleich null.«

»Aber so geht's nicht«, spottete Milva. »Man muss positiv und mit Inzative denken. Das ist wie mit diesem Sieb. Wenn wir was nicht haben, ersetzen wir's mit was anderm. So denk ich.«

»Bis vor kurzem«, fuhr der Vampir fort,

»glaubten wir, Ciri sei in Nilfgaard. Dorthin zu gelangen und sie zu befreien oder auch zu entführen, schien ein Unterfangen zu sein, das alle Kräfte übersteigt. Jetzt, nach dem, was wir von Cahir erfahren haben, wissen wir überhaupt nicht, wo sich Ciri befindet. Man kann schwerlich von Initiative reden, wenn man keine Ahnung hat, wohin man sich wenden soll.«

»Was also sollen wir tun?« Milva winkte ab.

»Der Hexer will um jeden Preis nach Süden aufbrechen...«

»Für ihn«, sagte Regis lächelnd, »haben die Himmelsrichtungen keine besondere Bedeutung. Ihm ist es gleich, wohin er aufbricht, wenn er nur nicht tatenlos an einem Ort sitzt. Ein wahrlich hexerisches Prinzip. Die Welt ist voll des Bösen, also braucht man nur immer der Nase nachzugehen und das Böse, das man unterwegs trifft, zu vernichten, um auf diese Weise der Sache des Guten zu dienen. Der Rest ergibt sich von selbst. Mit anderen Worten: Die Bewegung ist alles, das Ziel ist nichts...«

»Blödsinn«, kommentierte Milva. »Sein Ziel ist doch Ciri. Wieso soll die nichts sein?«

»Das war ein Scherz«, gestand der Vampir und warf einen Blick zu Geralt hin, der noch immer mit dem Rücken zu ihnen stand. »Und kein besonders taktvoller. Ich bitte um Entschuldigung. Du hast recht, liebe Milva. Unser Ziel ist Ciri. Und da wir nicht wissen, wo sie ist, ist es sinnvoll, das in Erfahrung zu bringen und unsere Handlungsweise dementsprechend auszurichten. Der Fall des Überraschungskindes, scheint mir, birst geradezu vor Magie, Vorherbestimmung und anderen übernatürlichen Elementen. Und ich kenne jemanden, der sich in derlei Dingen bestens auskennt und uns sicherlich helfen wird.«

»Ha«, freute sich Rittersporn. »Wer ist das? Wo? Weit?«

»Näher als die Hauptstadt von Nilfgaard. Genau genommen ganz nahe. In Angren. Auf dieser Seite der Jaruga. Ich spreche von dem Druidenkreis, der seinen Sitz in den Hainen auf dem Caed Dhu hat.«

»Wir brechen unverzüglich auf!«

»Hält es denn niemand von euch« – Geralt verlor schließlich die Nerven – »für angebracht, mich nach meiner Meinung zu fragen?«

»Dich?« Rittersporn wandte sich um. »Du hast doch keine Ahnung, was du tun sollst. Sogar die Suppe, die du gelöffelt hast, verdankst du uns. Ohne uns wärst du hungrig geblieben. Und wir auch, wenn wir auf deine Aktivität gewartet hätten. Dieses Kesselchen Suppe war eine Sache der Kooperation. Das Resultat des gemeinsamen Handelns einer Gruppe, die von einem gemeinsamen Ziel geeint war. Verstehst du das, Freund?«

»Wie soll er es denn verstehen?«, sagte Milva spöttisch. »Bei ihm heißt es doch immerzu nur ich, ich, allein, einsam. Ein einsamer Wolf! Man sieht, dass er kein Jäger ist, sich im Wald nicht auskennt. Wölfe jagen nicht allein! Niemals! Der einsame Wolf, ha, das ist Schwindel, dummes Gerede von Spießbürgern. Aber das versteht er nicht!«

»Er versteht es schon.« Regis lächelte mit geschlossenem Mund, wie es seine Art war.

»Er sieht nur so dumm aus«, bestätigte Rittersporn. »Aber ich rechne die ganze Zeit damit, dass er endlich seinen Grips anstrengen will. Vielleicht zieht er die richtigen Schlussfolgerungen? Vielleicht versteht er, dass die einzige Tätigkeit, die allein gut geht, Selbstbefriedigung ist?«

Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach schwieg taktvoll.

»Hol euch doch alle die Pest«, sagte der Hexer endlich und steckte den Löffel in den Stiefelschaft. »Hol euch die Pest, ihr kooperierende Gruppe von Idioten, die von einem gemeinsamen Ziel zusammengehalten wird, das keiner von euch versteht. Und mich soll auch die Pest holen.«

Diesmal nahmen sich die Übrigen ein Beispiel an Cahir und schwiegen ebenfalls taktvoll – Rittersporn, Maria Barring, genannt Milva, und Emiel Regis Rohellec Terzieff-Godefroy.

»Da ist mir eine Gesellschaft untergekommen«, fuhr Geralt kopfschüttelnd fort. »Waffengefährten! Ein Heldentrupp! Zum Heulen und Händeringen. Ein Verseschmied mit Laute. Eine Wilde, halb Dryade, halb Weib, mit einem losen Mundwerk. Ein Vampir, der auf die fünfhundert zugeht. Und ein verdammter Nilfgaarder, der darauf besteht, kein Nilfgaarder zu sein.«

»Und an der Spitze des Trupps ein Hexer, der an Gewissensbissen leidet, an Ohnmacht und an der Unmöglichkeit, eine Entscheidung zu treffen«, schloss Regis ruhig. »Fürwahr, ich schlage vor, inkognito zu reisen, um keine Sensation hervorzurufen.«

»Und kein Gelächter«, fügte Milva hinzu.

*Die Königin erwiderte: »Bitte nicht mich um Gnade, sondern diejenigen, denen du mit deinem Zauber geschadet hast. Du hattest den Mut, Böses zu tun, so hab denn auch jetzt Mut, da Vergeltung und Gerechtigkeit nahe sind. Es steht nicht in meiner Macht, dir die Sünden zu vergeben.«*

*Da fauchte die Hexe wie eine Katze, ihre bösen Augen blitzten auf. »Mein Untergang ist nahe«, schrie sie, »doch auch deiner ist nicht mehr fern, Königin. Du wirst noch der Stunde des schrecklichen Todes von Lara Dorren gedenken und ihres Fluches. So wisse denn, dass meine Verwünschung auch deine Nachkommenschaft erreichen wird, bis ins zehnte Glied.« Als sie jedoch merkte, dass in der Brust der Königin ein furchtloses Herz schlug, hörte die böse Elfenzauberin auf, zu schmähen und zu drohen, sie mit einem Fluche zu ängstigen, und begann, wie eine Hündin um Hilfe und Erbarmen zu winseln...*

Die Sage von Lara Dorren, Menschenversion

*... doch ihr Flehen erweichte nicht die steinernen Herzen der Dh'oine, der grausamen Menschen. Als aber Lara nicht mehr für sich um Mitleid bat, sondern für ihr Kind, und sich an die Tür der Kutsche klammerte, schlug auf Befehl der Königin der Henkersknecht mit dem Dolchmesser zu und hackte ihr die Finger ab. Und als sie in der Nacht der klirrende Frost umfing, tat Lara auf der Anhöhe in den Wäldern ihren letzten Atemzug und brachte ein Töchterchen zur Welt, das von dem Rest der noch in ihr glimmenden Wärme bewahrt wurde. Und obwohl ringsum Nacht war, Winter und Schneetreiben, wurde es auf der Anhöhe plötzlich Frühling, und die Feainnewedd-Blumen erblühten. Bis heute blühen solche Blumen nur an zwei Orten: im Dol Blathanna und auf der Anhöhe, auf der Lara Dorren aep Shiadhal ihr Leben ließ.*

Die Sage von Lara Dorren, Elfenversion

# 

# Das sechste Kapitel

»Ich habe dich gebeten«, knurrte die auf Rücken liegende Ciri wütend. »Ich habe dich gebeten, mich nicht anzurühren.«

Mistle zog die Hand und den Grashalm zurück, mit dem sie Ciri am Halse gekitzelt hatte, legte beide Hände unter das geschorene Genick und schaute zum Himmel.

»Seltsam verhältst du dich neuerdings, Falkenjunges.«

»Ich will nicht, dass du mich anrührst, und basta!«

»Es ist nur Spaß.«

»Ich weiß.« Ciri presste die Lippen zusammen.

»Nur Spaß. Das alles war nur Spaß. Aber mir macht es keinen Spaß mehr, weißt du? Überhaupt keinen!«

Mistle breitete wieder die Arme aus, schwieg lange, den Blick auf das von zerfransten Wolkenstreifen durchschnittene Blau gerichtet. Hoch über dem Wald kreiste ein Habicht.

»Deine Träume«, sagte sie schließlich. »Das kommt von deinen Träumen, ja? Fast jede Nacht wachst du mit einem Schrei auf. Was du einmal durchgemacht hast, kehrt in den Träumen zurück. Ich kenne das.«

Ciri antwortete nicht.

»Du hast mir nie von dir erzählt«, brach Mistle wieder das Schweigen. »Was du durchgemacht hast. Auch nicht, woher du stammst. Ob du jemanden hast, der dir nahesteht...«

Ciri fuhr sich heftig mit der Hand über den Hals, doch diesmal war es nur ein Marienkäfer.

»Ich hatte jemanden«, sagte sie dumpf, ohne die Gefährtin anzuschauen. »Das heißt, ich dachte, ich hätte... Menschen, die mich finden würden, sogar hier am Ende der Welt, wenn sie nur wollten... oder wenn sie am Leben wären. Ach, worum geht es dir, Mistle? Soll ich von mir erzählen?«

»Du brauchst nicht.«

»Das ist gut. Denn es ist sicherlich nur Spaß. Wie alles zwischen uns.«

»Ich verstehe nicht« – Mistle wandte den Kopf ab –, »warum du nicht fortgehst, wenn du dich bei mir so schlecht fühlst.«

»Ich will nicht allein sein.«

»Und weiter nichts?«

»Das ist viel.«

Mistle biss sich auf die Lippen. Doch ehe sie etwas sagen konnte, hörten sie einen Pfiff. Sie sprangen beide auf, klopften sich die Kiefernnadeln ab, liefen zu den Pferden.

»Jetzt beginnt der Spaß«, sagte Mistle, während sie aufs Pferd sprang und das Schwert zog, »den du seit einiger Zeit über alles liebst. Glaub nicht, ich hätte es nicht bemerkt.«

Ciri hieb vor Wut dem Pferd die Fersen in die Weichen. Sie preschten am Hang der Schlucht entlang, Hals über Kopf, und hörten schon das wilde Gejohle der übrigen Ratten, die aus der Schonung auf der anderen Seite der Straße hervorbrachen. Die Falle schnappte zu.

Die Privataudienz war beendet. Vattier de Rideaux, Vicomte Eiddon, der Chef der Militärspionage von Kaiser Emhyr var Emreis, verließ die Bibliothek und verneigte sich vor der Königin des Blumentals noch höflicher, als es das Hofprotokoll erforderte. Die Verbeugung war gleichzeitig sehr vorsichtig, und Vattiers Bewegungen waren wohlüberlegt und fließend der kaiserliche Spion wandte den Blick nicht von den beiden Ozelots, die zu Füßen der Elfenherrscherin ausgestreckt lagen. Die goldäugigen Katzen sahen träge und schläfrig aus, doch Vattier wusste, dass das keine Maskottchen waren, sondern aufmerksame Wächter, bereit, augenblicklich jeden in einen blutigen Brei zu verwandeln, der versuchen sollte, sich der Königin weiter zu nähern, als es das Protokoll vorschrieb.

Francesca Findabair, genannt Enid an Gleanna, die Aster aus den Tälern, wartete, bis sich die Tür hinter Vattier geschlossen hatte, streichelte die Ozelots.

»Du kannst, Ida«, sagte sie.

Ida Emean aep Sivney, die Elfenzauberin, eine freie Elfe aus den Blauen Bergen, die während der Audienz von einem Unsichtbarkeitszauber verborgen gewesen war, erschien in einer Ecke der Bibliothek, richtete ihr Kleid und die zinnoberroten Haare. Die Ozelots reagierten nur, indem sie die Augen etwas weiter öffneten. Wie alle Katzen sahen sie das Unsichtbare, man konnte sie mit so einem einfachen Zauberspruch nicht trügen.

»Allmählich habe ich es satt, wie sich hier die Spione auf die Füße treten«, sagte Francesca bissig, während sie sich auf dem Ebenholzsessel bequemer hinsetzte. »Henselt von Kaedwen hat mir unlängst einen Konsul< geschickt, Dijkstra hat eine Handelsmission< nach Dol Blathanna entsandt. Und jetzt der Erzspitzel Vattier de Rideaux selbst! Ach, und vorher hat sich Stefan Skellen hier herumgetrieben, der Große Kaiserliche Niemand. Aber ich habe ihn nicht angehört. Ich bin eine Königin, und Skellen ist niemand. Wenn auch von Amts wegen, aber niemand.«

»Stefan Skellen«, sagte Ida Emean langsam,

»war auch bei uns, wo er mehr Glück hatte. Er hat mit Filavandrel und mit Vanadäin gesprochen.«

»Und wahrscheinlich hat er sie, so wie Vattier mich, nach Vilgefortz, Yennefer, Rience und Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach ausgefragt?«

»Unter anderem. Du wirst dich wundern, aber mehr hat ihn die Originalversion der Weissagung von Ithlinne Aegli aep Aevenien interessiert, insbesondere die Fragmente, wo vom Aen Hen Ichaer die Rede ist, vom Älteren Blute. Ihn interessierte auch der Tor Lara, der Möwenturm, und das legendäre Portal, das den Möwenturm einst mit dem Tor Zireael verband, dem Schwalbenturm. Wie typisch das doch für die Menschen ist, Enid. Sie rechnen damit, dass wir ihnen sofort, aufs Stichwort, die Rätsel und Geheimnisse offenbaren, die wir selbst seit Jahrhunderten zu lösen versuchen.«

Francesca hob die Hand und betrachtete ihren Fingerring. »Ob Philippa«, sagte sie, »wohl von den sonderbaren Interessen Skellens und Vattiers weiß? Und Emhyr var Emreis, dem sie beide dienen?«

»Es wäre riskant, anzunehmen, dass sie es nicht weiß« – Ida Emean warf der Königin einen raschen Blick zu –, »und in Montecalvo sowohl vor Philippa als auch vor der ganzen Loge zu verheimlichen, was wir wissen. Das würde kein gutes Licht auf uns werfen ... Und wir wollen doch, dass die Loge zustande kommt. Wir wollen, dass man uns Elfenmagierinnen vertraut, uns nicht des Doppelspiels verdächtigt.«

»Die Sache ist die, dass wir ein doppeltes Spiel spielen, Ida. Und ein wenig mit dem Feuer. Mit der Weißen Flamme von Nilfgaard...«

»Das Feuer sengt« – Ida Emean wandte der Königin die durch starkes Schminken verlängerten Augen zu –, »aber es reinigt auch. Wir müssen hindurchgehen. Wir müssen das Risiko eingehen, Enid. Diese Loge muss zustande kommen, sie muss zu handeln beginnen. In voller Besetzung. Zwölf Zauberinnen, darunter aber die eine, von der die Weissagung spricht. Selbst wenn es ein Spiel ist, sollten wir auf Vertrauen setzen.«

»Und wenn es eine Provokation ist?«

»Du kennst die in die Angelegenheit verwickelten Personen besser.«

Enid an Gleanna überlegte.

»Sheala de Tancarville«, sagte sie schließlich, »ist eine verschlossene Einzelgängerin, sie hat keinerlei Beziehungen. Triss Merigold und Keira Metz hatten welche, doch jetzt sind sie beide Emigrantinnen; König Foltest hat sämtliche Zauberer aus Temerien vertrieben. Margarita Laux-Antille interessiert sich nur für ihre Schule und sonst nichts. Freilich befinden sich die drei Letzteren momentan unter dem starken Einfluss von Philippa, und Philippa ist ein Rätsel. Sabrina Glevissig wird den politischen Einfluss, den sie in Kaedwen hat, nicht aufgeben, aber die Loge wird sie nicht verraten. Sie hängt zu sehr an der Macht, die die Loge verleiht.«

»Und diese Assire var Anahid? Und die andere Nilfgaarderin, die wir in Montecalvo kennenlernen werden?«

»Von denen weiß ich wenig.« Francesca deutete ein Lächeln an. »Aber sobald ich sie erblicke, werde ich mehr wissen. Sobald ich sehe, wie sie angezogen sind.«

Ida Emean zog die angemalten Lider zusammen, enthielt sich jedoch einer Frage.

»Es bleibt die Nephritstatuette«, sagte sie nach einer Weile. »Die immer noch unsichere und enigmatische Figur aus Nephrit, die man auch in der Ithlinnespeath erwähnt finden kann. Es ist wohl an der Zeit, sie zu Wort kommen zu lassen. Soll ich dir bei der Dekompression helfen?«

»Nein, ich mache das selbst. Du weißt, wie man auf das Auspacken reagiert. Und je weniger Zeugen es gibt, umso weniger schmerzhaft wird dieser Schlag für ihren Stolz sein.«

Francesca Findabair vergewisserte sich nochmals, dass der ganze Hof vom restlichen Palast durch ein Schutzfeld, das die Sicht blockierte und Geräusche dämpfte, zuverlässig abgeschirmt war. Sie entzündete drei schwarze Kerzen in Leuchtern, die mit konkaven Spiegeln versehen waren. Auf dem kreisförmigen Mosaikpflaster, das die acht Zeichen des Vicca darstellte, des Tierkreises der Elfen, standen die Leuchter auf den Symbolen für Belleteyn, Lammas und Yule. Innerhalb des Tierkreises bildete das Mosaik einen zweiten, kleineren Kreis, der mit magischen Symbolen übersät war und ein Pentagramm umgab. Auf drei Symbole des inneren Kreises stellte Francesca kleine eiserne Dreifüße, auf diesen wiederum brachte sie vorsichtig und sorgfältig drei Kristalle an. Der Schliff der Unterseiten der Kristalle entsprach in der Form den oberen Enden der Dreifüße, so dass die Lage naturgemäß exakt sein musste, doch Francesca überprüfte alles mehrfach. Sie wollte lieber keinen Fehler riskieren.

Unweit plätscherte ein Brunnen, das Wasser rann aus einem marmornen Krug, den eine marmorne Najade hielt, und fiel in vier Strahlen in das Becken, wo es die Blätter der Wasserlilien in Bewegung hielt, zwischen denen Goldfischlein hin und her huschten.

Francesca öffnete eine Schatulle, nahm ein ziemlich kleines Nephritfigürchen heraus, das sich seifig anfühlte, und stellte es genau in die Mitte des Pentagramms. Sie trat zurück, schaute noch einmal in das auf einem Tischchen liegende Grimoire, holte tief Luft, hob die Hände und skandierte einen Spruch.

Die Kerzen brannten sogleich heller, die Facetten der Kristalle blitzten auf und verströmten Lichtbündel. Die Bündel zielten auf die Figur, die alsbald die Farbe änderte – erst grün, wurde sie dann golden und gleich darauf durchsichtig. Die Luft erzitterte unter der magischen Energie, die gegen die Abschirmung schlug. Eine der Kerzen versprühte Funken, auf dem Fußboden begannen Schatten zu tanzen, das Mosaik erwachte zum Leben und änderte seine Formen. Francesca senkte die Hände nicht, unterbrach nicht die Beschwörung.

Die Figur wuchs blitzschnell an, pulsierte und zitterte, veränderte Struktur und Gestalt wie eine über den Boden kriechende Rauchwolke. Das aus den Kristallen hervorbrechende Licht durchstieß den Rauch, in hellen Lichtstreifen erschienen Bewegung und sich verfestigende Materie. Noch ein Augenblick, und im Zentrum der magischen Kreise zeigte sich plötzlich eine menschliche Gestalt. Die Gestalt einer schwarzhaarigen Frau, die ohnmächtig am Boden lag.

Die Kerzen sandten Rauchfäden empor, die Kristalle erloschen. Francesca senkte die Hände, entspannte die Finger und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Die schwarzhaarige Frau am Boden krümmte sich zusammen und begann zu schreien.

»Wie heißt du?«, fragte Francesca mit lauter Stimme. Die Frau spannte sich an, begann zu heulen, presste beide Hände gegen den Unterbauch.

»Wie heißt du?«

»Ye... Yennef... Yennefeeer!!! Aaaaaa ...«

Die Elfe atmete erleichtert auf. Die Frau wand sich noch immer, heulte, schlug mit den Fäusten auf den Boden, versuchte sich zu übergeben. Francesca wartete geduldig. Und ruhig. Die Frau, die eben noch eine Nephritfigur gewesen war, litt, das war offensichtlich. Und normal. Doch ihr Hirn war nicht geschädigt.

»Na, Yennefer«, unterbrach sie nach einer Weile das Stöhnen. »Das reicht vielleicht schon, was?«

Yennefer erhob sich mit sichtlicher Mühe auf alle viere, wischte sich die Nase am Unterarm ab, schaute sich unstet um. Ihr Blick glitt über Francesca hinweg, als sei die Elfe gar nicht in dem Hof, hielt inne und belebte sich erst, als er auf das plätschernde Wasser im Brunnen fiel. Nachdem sie mit großer Mühe hingekrochen war, wälzte sich Yennefer über den Rand und ließ sich platschend in das Becken fallen. Sie verschluckte sich, begann zu prusten, zu husten und zu spucken; schließlich schleppte sie sich auf allen vieren zwischen den Wasserlilien hindurch zu der marmornen Najade und setzte sich, den Rücken gegen den Sockel der Skulptur gelehnt. Das Wasser rann von ihren Brüsten.

»Francesca...«, stammelte sie, berührte den Obsidianstern an ihrem Hals und betrachtete die Elfe mit etwas bewussterem Blick. »Du ...«

»Ich. Woran erinnerst du dich?«

»Du hast mich gepackt... Verdammt, hast du mich gepackt?«

»Ich habe dich ein- und ausgepackt. Woran erinnerst du dich?«

»Garstang... Die Elfen. Ciri. Du. Und fünfzig Zentner, die mir plötzlich auf den Kopf fielen ... Jetzt weiß ich, was das war. Die Artefaktkompression ...«

»Das Gedächtnis funktioniert. Das ist gut.«

Yennefer senkte den Kopf, schaute zwischen ihre Schenkel, zwischen denen Goldfischchen hindurchhuschten.

»Lass anschließend das Wasser in dem Becken wechseln, Enid«, murmelte sie. »Ich habe gerade reingepinkelt...«

»Eine Kleinigkeit.« Francesca lächelte. »Achte aber darauf, ob nicht Blut im Wasser zu sehen ist. Es kommt vor, dass die Kompression die Nieren zerstört.«

»Nur die Nieren?« Yennefer atmete vorsichtig ein. »Ich habe anscheinend kein gesundes Organ mehr in mir.. .Jedenfalls fühle ich mich so. Zum Teufel, Enid, ich weiß nicht, womit ich mir so eine Behandlung verdient habe...«

»Komm aus dem Becken.«

»Nein. Hier fühle ich mich wohl.«

»Ich weiß. Die Dehydrierung.«

»Degradation. Dégringolade! Warum hast du mir das angetan?«

»Komm heraus, Yennefer.«

Die Zauberin stand mit Mühe auf, hielt sich mit beiden Händen an der marmornen Najade fest. Sie schüttelte die Wasserlilien ab, riss mit einem heftigen Ruck ihr triefend nasses Kleid auseinander und warf es ab, stand nackt unter den herabfallenden Wasserstrahlen. Nachdem sie sich abgespült und sattgetrunken hatte, kam sie aus dem Becken, setzte sich auf den Rand des Bassins, drückte ihre Haare aus, schaute sich um. »Wo bin ich?« »Im Dol Blathanna.«

Yennefer wischte sich die Nase ab. »Dauert der Kampf auf Thanedd noch an?«

»Nein. Er ist zu Ende. Seit anderthalb Monaten.«

»Ich muss dich heftig gekränkt haben«, sagte Yennefer nach einer Weile. »Ich muss dir mächtig an die Nieren gegangen sein, Enid. Aber du kannst unser beider Rechnungen als ausgeglichen betrachten. Du hast dich tüchtig bemüht, wenn auch vielleicht ein bisschen zu sadistisch. Hättest du dich nicht damit begnügen können, mir die Kehle durchzuschneiden?«

»Red keinen Unsinn.« Die Elfe verzog den Mund. »Ich habe dich eingepackt und aus Garstang herausgebracht, um dir das Leben zu retten. Wir kommen darauf zurück, aber später. Bitte, hier ist ein Handtuch. Hier ein Laken. Ein neues Kleid bekommst du nach dem Bad. Am passenden Ort, in einer Wanne mit warmem Wasser. Du hast den Goldfischen schon genug geschadet.«

Ida Emean und Francesca tranken Wein. Yennefer trank Glukose und Möhrensaft. In riesigen Mengen.

»Fassen wir zusammen«, sagte sie, nachdem sie Francescas Bericht angehört hatte.

»Nilfgaard hat Lyrien erobert, gemeinsam mit Kaedwen Aedirn zerteilt, Vengerberg niedergebrannt, die Lehnsherrschaft über Verden gewonnen und ist gerade im Begriff, Brugge und Sodden einzunehmen. Vilgefortz ist spurlos verschwunden. Tissaia de Vries hat Selbstmord begangen. Und du bist Königin des Blumentals geworden, Kaiser Emhyr hat sich bei dir mit Krone und Zepter für meine Ciri bedankt, die er so lange suchte und die er jetzt hat, die er nach eigenem Willen und Gutdünken benutzt. Mich hast du eingepackt und anderthalb Monate lang als Nephritstatuette in einer Schachtel aufbewahrt. Und sicherlich erwartest du, dass ich mich dafür bei dir bedanke.«

»Das wäre angebracht«, erwiderte Francesca Findabair kalt. »Auf Thanedd befand sich ein gewisser Rience, der es sich zu einer Frage der Ehre gemacht hatte, dich langsam und grausam zu Tode zu bringen, und Vilgefortz hatte versprochen, ihm dazu Gelegenheit zu geben. Rience machte im ganzen Garstang Jagd auf dich. Aber er fand dich nicht, weil du schon eine Nephritstatuette in meinem Dekollete warst.«

»Dieses Figürchen war ich siebenundvierzig Tage lang.«

»Ja. Ich wiederum konnte, wenn man mich fragte, ruhigen Gewissens antworten, dass sich Yennefer von Vengerberg nicht im Dol Blathanna befindet. Denn es wurde ja nach Yennefer gefragt, nicht nach der Statuette.«

»Was hat sich geändert, dass du dich schließlich entschlossen hast, mich auszupacken?«

»Vieles. Gleich werde ich es dir erklären.«

»Vorher erklärst du mir etwas anderes. Auf Thanedd war Geralt. Der Hexer. Du erinnerst dich, ich habe ihn dir in Aretusa vorgestellt. Was ist mit ihm?«

»Beruhige dich. Er lebt.«

»Ich bin ruhig. Sprich, Enid.«

»Dein Hexer«, sagte Francesca, »hat ihr Laufe einer einzigen Stunde mehr getan als mancher im ganzen Leben. Ohne mich in Kleinigkeiten zu verlieren: Er hat Dijkstra ein Bein gebrochen, Artaud Terranova den Kopf abgeschlagen und ungefähr zehn Scioa'tael bestialisch niedergemetzelt. Ach, fast hätte ich es vergessen: Er hat noch bei Keira Metz eine ungesunde Erregung ausgelöst.«

»Schrecklich.« Yennefer verzog übertrieben das Gesicht. »Aber Keira ist inzwischen doch wohl wieder zu sich gekommen? Sie hat ihm doch wohl nichts vorzuwerfen? Dass er sie, nachdem er sie erregt hatte, nicht durchgebumst hat, lag ganz bestimmt am Mangel an Zeit, nicht am Mangel an Wertschätzung. Versichere ihr das in meinem Namen.«

»Du wirst dazu selbst Gelegenheit haben«, sagte die Aster aus den Tälern. »Und zwar bald. Kehren wir jedoch zu den Angelegenheiten zurück, in Bezug auf die du erfolglos Gleichgültigkeit mimst. Dein Hexer hat sich mit solchem Feuereifer in die Verteidigung Ciris gestürzt, dass er sich sehr unvernünftig verhalten hat. Er hat sich mit Vilgefortz angelegt. Und Vilgefortz hat ihn furchtbar zugerichtet. Dass er ihn nicht umgebracht hat, lag bestimmt am Mangel an Zeit, nicht am Mangel an Bemühung. Und? Willst du weiterhin so tun, als ob dich das nicht bewege?«

»Nein.« Die Grimasse Yennefers drückte keinen Spott mehr aus. »Nein, Enid. Das bewegt mich. In Kürze werden gewisse Personen mit meiner Bewegung Bekanntschaft machen. Darauf hast du mein Wort.«

So wie vorher um den Spott kümmerte sich Francesca nun nicht um die Drohung. »Triss Merigold hat den schwerverletzten Hexer in den Brokilon teleportiert«, sagte sie. »Soviel ich weiß, sind die Dryaden dort noch mit seiner Heilung beschäftigt. Es geht ihm wohl schon gut, doch es ist besser, wenn er die Nase dort nicht heraussteckt. Ihm sind die Agenten Dijkstras und die Geheimdienste aller Königreiche auf den Fersen. Dir übrigens auch.«

»Womit habe ich mir denn diese Auszeichnung verdient? Ich habe Dijkstra doch nichts gebrochen ... Ach, sag nichts, ich errate es selber. Ich bin spurlos von Thanedd verschwunden. Niemand kommt auf den Gedanken, dass ich in deiner Tasche gelandet bin, reduziert und gepackt. Alle sind überzeugt, dass ich zusammen mit meinen Mitverschwörern nach Nilfgaard geflohen bin. Alle außer den tatsächlichen Verschwörern, versteht sich, aber die klären niemanden auf. Immerhin ist der Krieg noch im Gange, Desinformation ist eine Waffe, deren Schneide immer gut gewetzt sein muss. Und jetzt, nach siebenundvierzig Tagen, ist die Zeit gekommen, die Waffe zu gebrauchen. Mein Haus in Vengerberg ist abgebrannt, ich werde gesucht. Mir bleibt nichts, als mich einem Kommando der Scioa'tael anzuschließen. Oder mich auf andere Weise in den Kampf um die Freiheit der Elfen einzureihen.«

Yennefer trank etwas Möhrensaft, fixierte die immer noch ruhige und schweigende Ida Emean aep Sivney.

»Was, Frau Ida? Frau freie Aen Seidhe aus den Blauen Bergen? Habe ich das mir zugedachte Schicksal richtig erraten? Warum schweigt Ihr wie ein Felsblock?«

»Ich, Frau Yennefer«, entgegnete die rothaarige Elfe, »schweige, wenn ich nichts Sinnvolles zu sagen habe. Das ist immer besser, als unberechtigte Annahmen zu hegen und Unruhe durch leeres Gerede zu kaschieren. Komm zur Sache, Enid. Erkläre Frau Yennefer, worum es geht.«

»Ich bin ganz Ohr.« Yennefer berührte mit den Fingern den Obsidianstern an dem Samthalsband. »Sprich, Francesca.«

Die Aster aus den Tälern stützte das Kinn auf die gefalteten Hände. »Heute«, teilte sie mit,

»ist die zweite Nacht seit dem Vollmond. In Kürze werden wir uns nach Montecalvo teleportieren, dem Sitz von Philippa Eilhart. Wir werden an der Sitzung einer Organisation teilnehmen, die dich interessieren sollte. Du warst ja immer der Ansicht, dass die Magie den höchsten Wert darstellt, über allen Meinungsverschiedenheiten,politischen Neigungen, über persönlichem Groll, privaten Interessen, Ressentiments und Animositäten steht. Es wird dich gewiss freuen zu erfahren, dass vor kurzem die Keimzelle einer Institution entstanden ist, einer Art Geheimloge, die ausschließlich zur Verteidigung der Interessen der Magie berufen wurde, die darüber wachen soll, dass die Magie in der Hierarchie der Dinge den ihr gebührenden Platz einnimmt. Unter Wahrnehmung des Privilegs, neue Mitglieder der besagten Loge zu empfehlen, habe ich mir erlaubt, zwei Kandidaturen in Betracht zu ziehen: die von Ida Emean aep Sivney und deine.«

»Welch unerwartete Ehre und Bevorzugung«, spottete Yennefer. »Aus der magischen Nichtexistenz geradewegs in eine geheime, elitäre und allmächtige Loge. Über persönlichen Groll und private Ressentiments erhaben. Aber ob ich mich dafür eigne? Ob ich in mir genug Charakterstärke finde, um meinen Groll gegenüber den Leuten zu überwinden, die mir Ciri weggenommen haben, einen Mann verkrüppelt haben, der mir nicht gleichgültig ist, und die mich selbst...«

»Ich bin mir sicher«, unterbrach sie die Elfe,

»dass du genug Charakterstärke aufbringen wirst, Yennefer. Ich kenne dich und weiß, dass es dir an solcher Stärke nicht fehlt. Es fehlt dir auch nicht an Ehrgeiz, der die Zweifel bezüglich der dir zuteil gewordenen Ehre und Bevorzugung zerstreuen sollte. Wenn du aber willst, sage ich einfach: Ich empfehle dich der Loge, weil ich dich für eine Person halte, die es verdient hat und die der Sache hervorragend dienen kann.«

»Danke.« Das spöttische Lächeln verschwand nicht vom Munde der Zauberin. »Danke, Enid. In der Tat, ich fühle, wie mich Ehrgeiz, Stolz und Selbstzufriedenheit erfüllen. Ich kann jeden Moment platzen. Und das, noch ehe ich darüber nachzudenken beginne, warum du nicht statt meiner noch einen Elf aus Dol Blathanna oder eine Elfe aus den Blauen Bergen empfiehlst.«

»In Montecalvo«, erwiderte Francesca kalt,

»wirst du den Grund erfahren.«

»Mir wäre es jetzt lieber.«

»Sag es ihr«, murmelte Ida Emean.

»Es geht um Ciri«, sagte Francesca nach kurzem Überlegen und sah Yennefer aus ihren undurchdringlichen Augen an. »Die Loge interessiert sich für sie, und niemand kennt dieses Mädchen so gut wie du. Den Rest erfährst du an Ort und Stelle.«

»Einverstanden.« Yennefer kratzte sich energisch zwischen den Schulterblättern. Die von der Kompression ausgetrocknete Haut juckte noch immer unerträglich. »Sag mir nur, wer gehört noch zu der Loge? Außer euch und Philippa?«

»Margarita Laux-Antille, Triss Merigold und Keira Metz. Sheala de Tancarville aus Kovir. Sabrina Glevissig. Und zwei Zauberinnen aus Nilfgaard.«

»Eine internationale Weiberrepublik?«

»Man kann es so nennen.«

»Sie halten mich sicherlich immer noch für eine Komplizin von Vilgefortz. Werden sie mich akzeptieren?«

»Sie haben mich akzeptiert. Um das Übrige kümmerst du dich selbst. Man wird dich bitten, deine Beziehungen zu Ciri darzulegen. Vom Anfang, der dank deinem Hexer vor fünfzehn Jahren in Cintra stattfand, bis zu den Ereignissen vor anderthalb Monaten. Offenheit und Wahrhaftigkeit werden absolut unerlässlich sein. Und sie werden deine Loyalität gegenüber dem Konvent bestätigen.«

»Wer sagt denn, dass ich etwas zu bestätigen habe? Ist es nicht verfrüht, von Loyalität zu reden? Ich kenne nicht einmal das Statut und das Programm dieses Damenkränzchens ...«

»Yennefer.« Die Elfe zog die regelmäßigen Brauen leicht zusammen. »Ich empfehle dich der Loge. Aber ich habe nicht vor, dich zu irgendetwas zu zwingen. Du hast die Wahl.«

»Ich kann mir denken, was für eine.«

»Du denkst richtig. Aber trotzdem ist es eine freie Wahl. Ich meinerseits möchte dir aber wärmstens zureden, dass du die Loge wählst. Glaub mir, auf diese Weise hilfst du deiner Ciri viel wirkungsvoller, als wenn du dich blindlings in einen Wirbel von Ereignissen wirfst, wozu du, wie mir scheint, große Lust hast. Ciri droht der Tod. Retten kann sie nur unser gemeinsames Handeln. Wenn du dir anhörst, was in Montecalvo gesagt werden wird, wirst du dich überzeugen, dass ich die Wahrheit gesagt habe... Yennefer, mir gefällt das Funkeln nicht, das ich in deinen Augen sehe. Gib mir dein Wort, dass du nicht zu fliehen versuchst.«

»Nein.« Yennefer schüttelte den Kopf und bedeckte mit der Hand den Stern auf dem Samthalsband. »Ich gebe es nicht, Francesca.«

»Ich möchte dich loyal warnen, meine Liebe. Alle stationären Portale von Montecalvo haben eine Krümmungsblockade. Jeder, der ohne Erlaubnis Philippas dort eindringen oder von dort entkommen will, landet in einem Kerker mit Dwimmeritwänden. Einen eigenen Teleport kannst du nicht öffnen, ohne über die Komponenten zu verfügen. Deinen Stern will ich dir nicht wegnehmen, denn du musst im Vollbesitz deiner geistigen Kräfte sein. Aber wenn du Tricks versuchst... Yennefer, ich kann nicht erlauben... Die Loge kann nicht erlauben, dass du wahnwitzig und allein losstürmst, um Ciri zu retten und Rache zu suchen. Ich habe immer noch deine Matrix, ich habe den Algorithmus des Spruches. Ich reduziere und packe dich wieder in eine Nephritstatuette. Wenn es sein muss, für ein paar Monate. Oder Jahre.«

»Danke für die Warnung. Aber mein Wort gebe ich dir doch nicht.«

Fringilla Vigo hielt ihr Gesicht unter Kontrolle, doch sie war nervös und angespannt. Sie selbst hatte so manches Mal junge Nilfgaarder Magier dafür getadelt, dass sie unkritisch stereotypen Meinungen und Vorstellungen anhingen, sie selbst machte sich regelmäßig über das triviale, von Gerüchten und der Propaganda gezeichnete Bild von der typischen Zauberin aus dem Norden lustig – künstlich geschönt, arrogant, eitel und verdorben bis an die Grenzen der Perversion, oft auch darüber hinaus. Jetzt jedoch, je näher sie die einzelnen Zwischenstationen beim Teleport dem Schlosse Montecalvo brachten, nagte umso stärker die Ungewissheit an ihr, was sie denn nun am Treffpunkt der geheimnisvollen Loge vorfinden würde. Und was sie dort erwartete. Ihre entfesselte Phantasie drängte ihr Bilder von umwerfend schönen Frauen auf, Diamantkolliers auf den entblößten Brüsten mit karminrot gefärbten Brustwarzen, Frauen mit feuchten Mündern und Augen, die vor Alkohol und Drogen blitzten. Im Geiste sah Fringilla schon, wie die Beratungen des geheimen Konvents in eine wilde und zügellose Orgie mündeten, mit frenetischer Musik, Aphrodisiaka, Sklaven beiderlei Geschlechts und ausgefallenen Accessoires.

Der letzte Teleport ließ sie zwischen zwei Säulen von schwarzem Marmor landen, mit trockenem Mund, vom magischen Wind tränenden Augen und die Hand um das Smaragdhalsband gekrallt, das das Viereck des Dekolletes ausfüllte. Neben ihr materialisierte sich Assire var Anahid, ebenfalls sichtlich nervös. Fringilla hatte jedoch Grund zu der Annahme, dass ihre Freundin von der für sie neuen und untypischen Kleidung verwirrt wurde: einem unkomplizierten, aber sehr elegantenhyazinthfarbenenKleid, vervollständigt durch ein kleines und bescheidenes Kollier aus Alexandriten.

Die Nervosität löste sich augenblicklich. In dem großen, von magischen Lampions erhellten Saal war es kalt und still. Nirgends war ein nackter Mohr zu sehen, der die Trommel schlug, ebenso wenig auf dem Tisch tanzende Mädchen mit Flitter auf den Schamhügeln, es roch nicht nach Haschisch und Kantharidin. Die Nilfgaarder Zauberinnen wurden sogleich von Philippa Eilhart begrüßt, der Schlossherrin, die sich als gutaussehend, ernst, höflich und sachlich erwies. Die anderen anwesenden Zauberinnen traten herzu und stellten sich vor, und Fringilla atmete erleichtert auf. Die Magierinnen aus dem Norden waren schön, bunt und funkelten mit Bijouterie, aber in den von getönter Schminke hervorgehobenen Augen waren weder Spuren von Narkotika noch von Nymphomanie zu entdecken. Es hatte auch keine die Brüste entblößt. Ganz im Gegenteil, zwei waren ungewöhnlich sittsam bis obenhin zugeknöpft

– die strenge, schwarzgekleidete Sheala de Tancarville und die ziemlich junge Triss Merigold mit den blauen Augen und dem wunderschönen kastanienbraunen Haar. Die dunkle Sabrina Glevissig sowie die Blondinen Margarita Laux-Antille und Keira Metz trugen Dekolletes, aber nicht viel tiefer als das Fringillas.

Das Warten auf die anderen Teilnehmerinnen des Konvents wurde mit freundlicher Konversation ausgefüllt, in deren Verlauf alle Gelegenheit hatten, etwas über sich zu sagen, und die taktvollen Feststellungen und Bemerkungen Philippa Eilharts brachen schnell und geschickt das Eis, obwohl das einzige Eis in der Umgebung das auf dem Buffet war, wo sich ein Berg Austern türmte. Anderes Eis war nicht zu spüren. Sheala de Tancarville, die Forscherin, fand sofort eine Vielzahl gemeinsamer Themen mit der Forscherin Assire var Anahid, Fringilla indes entwickelte rasch Sympathie für die fröhliche Triss Merigold. Die Konversation wurde vom Schlürfen leckerer Austern begleitet. Die Einzige, die keine aß, war Sabrina Glevissig, eine echte Tochter der Wälder von Kaedwen, die sich erlaubte, eine abschätzige Ansicht über das »eklige Glibberzeug« und den Wunsch nach einem Stück kaltem Rehbraten mit Pflaumen zu äußern. Statt auf die Beleidigung mit hochmütiger Kälte zu reagieren, zog Philippa Eilhart an der Klingelschnur, und wenig später brachte die unauffällige und lautlose Dienerschaft Fleisch. Fringilla staunte gewaltig. Nun ja, dachte sie, andre Länder, andre Sitten.

Der Teleport zwischen den Säulen glomm auf und begann hörbar zu vibrieren. Auf Sabrina Glevissigs Gesicht zeichnete sich grenzenlose Verwunderung ab. Keira Metz ließ ihre Auster und das Messer aufs Eis fallen. Triss unterdrückte einen Seufzer.

Aus dem Portal traten drei Zauberinnen hervor. Drei Elfen. Eine mit Haaren von der Farbe dunklen Goldes, eine zinnoberrote und eine rabenschwarze.

»Willkommen, Francesca«, sagte Philippa. In ihrer Stimme war die Emotion nicht zu hören, die aus ihren Augen sprach, welche sie jedoch rasch zusammenkniff. »Willkommen, Yennefer.«

»Ich habe das Privileg erhalten, zwei Sitze der Loge zu besetzen«, sagte die dunkelblonde Elfe namens Francesca, die Philippas Verwunderung zweifellos bemerkt hatte, mit melodischer Stimme. »Das sind meine Kandidatinnen. Die allen bekannte Yennefer von Vengerberg. Und Frau Ida Emean aep Sivney, eine Aen Saevherne aus den Blauen Bergen.«

Ida Emean neigte leicht den rothaarigen Kopf, ihr weites jonquillefarbenes Kleid raschelte.

»Mir scheint« – Francesca schaute um sich –,

»wir sind schon vollzählig?«

»Es fehlt Vilgefortz«, zischte Sabrina Glevissig leise, aber mit deutlicher Wut, während sie Yennefer schief ansah.

»Und die in den Kellerräumen verborgenen Scioa'tael«, murmelte Keira Metz. Triss warf ihr einen eisigen Blick zu.

Philippa beendete die Vorstellung. Fringilla betrachtete neugierig Francesca Findabair, Enid an Gleanna, die Aster aus den Tälern, die berühmte Königin von Dol Blathanna, die Herrscherin der Elfen, die vor kurzem ihr eigenes Land bekommen hatten. Die Gerüchte von der Schönheit Francescas, stellte Fringilla fest, waren nicht übertrieben.

Die rothaarige und großäugige Ida Emean weckte das unverhohlene Interesse aller, auch der beiden Magierinnen aus Nilfgaard. Die freien Elfen aus den Blauen Bergen unterhielten keine Beziehungen zu den Menschen, ja nicht einmal zu den in der Nähe der Menschen lebenden Stammverwandten. Und die wenigen Aen Saevherne, die Wissenden, unter den freien Elfen waren ein geradezu legendäres Rätsel. Selbst unter den Elfen konnte sich kaum jemand eines näheren Kontakts mit einem Aen Saevherne rühmen. Ida hob sich nicht nur durch ihre Haarfarbe von der Gruppe ab. In ihrer Bijouterie gab es keine Unze Metall, kein Karat Stein – sie trug ausschließlich Perlen, Korallen und Bernstein.

Die Quelle der meisten Emotionen war jedoch ganz offensichtlich die dritte von den zuletzt eingetroffenen Zauberinnen, Yennefer, mit rabenschwarzem Haar, in Schwarz und Weiß gekleidet, die entgegen dem ersten Eindruck keine Elfe war. Ihr Erscheinen in Montecalvo musste eine gewaltige und nicht allen angenehme Überraschung sein. Fringilla spürte die von einigen Magierinnen heranströmende Aura von Abneigung und Feindschaft.

Als ihr die Nilfgaarder Zauberinnen vorgestellt wurden, ließ Yennefer den Blick ihrer veilchenblauen Augen auf Fringilla ruhen. Die Augen waren müde und hatten Ringe, selbst die Schminke konnte das nicht verbergen.

»Wir kennen uns«, stellte sie fest und berührte den an dem Samthalsband befestigten Stern aus Obsidian.

Im Saal trat plötzlich eine schwere, erwartungsvolle Stille ein.

»Wir haben uns schon gesehen«, wiederholte Yennefer.

»Ich erinnere mich nicht.« Fringilla hielt dem Blick stand.

»Das wundert mich nicht. Ich hingegen habe ein gutes Gedächtnis für Gesichter und Silhouetten. Ich habe dich von der Anhöhe in Sodden gesehen.«

»Dann kann es kein Irrtum sein.« Fringilla Vigo hob stolz den Kopf, ließ den Blick über alle schweifen. »Ich habe vor der Anhöhe von Sodden gestanden.«

Philippa Eilhart kam der Antwort zuvor. »Ich war auch dort«, sagte sie. »Ich erinnere mich auch an manches. Ich glaube jedoch nicht, dass übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses und unnötiges Kramen in Erinnerungen uns in diesem Saal irgend von Nutzen sein kann. Dem, was wir hier zu unternehmen vorhaben, sind Vergessen, Verzeihen und Eintracht dienlicher. Stimmst du mit mir überein, Yennefer?«

Die schwarzhaarige Zauberin warf sich die Locken aus der Stirn. »Wenn ich endlich erfahre, was ihr hier vorhabt«, erwiderte sie,

»dann werde ich dir sagen, Philippa, womit ich übereinstimme. Und womit nicht.«

»In diesem Fall wird es das Beste sein, unverzüglich zu beginnen. Ich bitte die Damen, ihre Plätze einzunehmen.«

Die Plätze an dem runden Tisch waren – mit einer Ausnahme – gekennzeichnet. Fringilla saß neben Assire var Anahid und hatte zu ihrer Rechten just den leeren Platz, der sie von Sheala de Tancarville trennte, auf die Sabrina Glevissig und Keira Metz folgten. Links von Assire saßen Ida Emean, Francesca Findabair und Yennefer. Direkt gegenüber von Assire hatte Philippa Eilhart Platz genommen, zu ihrer Rechten Margarita Laux-Antille, zu ihrer Linken Triss Merigold.

Alle Sessel hatten Armlehnen, die in Gestalt von Sphingen geschnitzt waren.

Philippa begann. Sie wiederholte die Begrüßung und kam dann sofort zur Sache. Fringilla, der Assire einen detaillierten Bericht über die vorangegangene Versammlung der Loge gegeben hatte, erfuhr aus der Einführung nichts Neues. Ebenso wenig überraschten sie die von allen Zauberinnen abgegebenen Erklärungen über den Eintritt in den Konvent oder die ersten Diskussionsbeiträge. Sie war jedoch ein wenig bestürzt, denn diese ersten Meinungsäußerungen betrafen den Krieg, den das Kaiserreich gegen die Nordlinge führte, insbesondere die erst vor kurzem begonnene Operation in Sodden und Brugge, in deren Verlauf die kaiserlichen Truppen in Gefechte mit der Armee Temeriens geraten waren. Obwohl der Konvent prinzipiell apolitisch sein sollte, waren die Zauberinnen außerstande, ihre Ansichten zu verhehlen. Manche von ihnen beunruhigte offensichtlich die Anwesenheit Nilfgaards vor den Toren. Fringilla hatte gemischte Gefühle. Sie hatte vorausgesetzt, derart gebildete Personen müssten begreifen, dass das Kaiserreich dem Norden Kultur, Wohlstand, Ordnung und politische Stabilität brachte. Andererseits wusste sie jedoch nicht, wie sie selbst reagieren würde, wenn sich ihrer Heimat fremde Truppen näherten.

Philippa Eilhart hatte jedoch sichtlich genug von den Diskussionen über militärische Angelegenheiten. »Den Ausgang des Krieges vermag niemand vorherzusehen«, sagte sie. »Zumal solche Voraussicht keinen Sinn hat. Betrachten wir diese Dinge also mit kühlem Blick. Erstens ist der Krieg kein gar so großes Übel. Ich hätte mehr Angst vor den Folgen einer Überbevölkerung, die in der gegenwärtigen Entwicklungsetappe von Landwirtschaft und Gewerbe eine totale Hungerkatastrophe bedeuten würde. Zweitens ist Krieg die Fortsetzung der Politik der Herrscher. Welcher von den derzeit Regierenden wird in hundert Jahren noch leben? Natürlich keiner. Wie viele Dynastien werden überdauern? Das kann man nicht sagen. Die heutigen territorialen und dynastischen Konflikte, die heutigen Ambitionen und die heutigen Hoffnungen werden in hundert Jahren Staub in den Chroniken sein. Wenn wir uns jedoch nicht vorsehen, wenn wir uns in den Krieg hineinziehen lassen, dann bleibt von uns auch nur Staub. Wenn wir hingegen etwas über die Fahnen hinausblicken, wenn wir die Ohren vor kriegerischen und patriotischen Rufen verschließen, werden wir überdauern. Und wir müssen überdauern. Wir müssen, denn wir tragen Verantwortung. Nicht vor den Königen und ihren partikulären, auf ein Königreich beschränkten Interessen. Wir sind für die Welt verantwortlich. Für den Fortschritt. Für die Veränderungen, die dieser Fortschritt mit sich bringt. Wir sind verantwortlich für die Zukunft.«

»Tissaia de Vries hätte es anders ausgedrückt«, sagte Francesca Findabair. »Ihr ging es immer um die Verantwortung gegenüber den gewöhnlichen, einfachen Menschen. Nicht in der Zukunft, sondern hier und jetzt.«

»Tissaia de Vries lebt nicht mehr. Würde sie leben, wäre sie unter uns.«

»Sicherlich.« Die Aster aus den Tälern lächelte. »Aber sie hielte wohl schwerlich den Krieg für ein geeignetes Mittel gegen Hungerkatastrophen und Überbevölkerung. Beachtet das letzte Wort, verehrte Konsorores. Wir verwenden bei unseren Beratungen die Gemeinsprache, die die Verständigung erleichtern soll. Doch für mich ist das eine Fremdsprache. In meiner Muttersprache gibt es das Wort >Überbevölkerung< nicht. Die unvergessene Tissaia de Vries sorgte sich um das Los der einfachen Menschen. Was mich angeht, so ist das Los der einfachen Elfen nicht weniger wichtig. Ich würde liebend gern der Idee Beifall spenden, mit den Gedanken in die Zukunft zu enteilen und den heutigen Tag als vergängliche Nebensache zu betrachten. Ich stelle jedoch betrübt fest, dass der heutige Tag den morgigen bedingt, und ohne ein Morgen gibt es keine Zukunft. Für euch Menschen ist es vielleicht lächerlich, einen Birkenbaum zu beweinen, der in den Kriegswirren verbrannt ist; schließlich mangelt es nicht an Birken, gibt es diese nicht, dann eine andere, und wenn es keine Birke gibt, dann eben eine Akazie. Verzeiht die botanischen Metaphern. Aber seid so freundlich, zur Kenntnis zu nehmen, dass das, was für euch Menschen eine Frage der Politik darstellt, für uns Elfen eine Frage des Überlebens ist.«

»Politik interessiert mich nicht«, erklärte Margarita Laux-Antille, die Rektrix der magischen Akademie, laut. »Ich möchte einfach nicht, dass die Mädchen, deren Ausbildung ich mich gewidmet habe, als Söldnerführerinnen benutzt werden, indem man ihnen den Blick mit Parolen von Vaterlandsliebe vernebelt. Das Vaterland dieser Mädchen ist die Magie, das ist es, was ich sie lehre. Wenn jemand meine Mädchen in den Krieg verwickelt, sie auf eine neue Anhöhe von Sodden stellt, dann werden sie verloren sein, egal, wie es auf dem Schlachtfeld ausgeht. Ich verstehe deine Vorbehalte, Enid, aber wir müssen uns um die Zukunft der Magie kümmern, nicht um Rassenprobleme.«

»Wir müssen uns um die Zukunft der Magie kümmern«, wiederholte Sabrina Glevissig.

»Aber die Zukunft der Magie wird bestimmt vom Status der Zauberer. Von unserem Status. Unserer Bedeutung. Von der Rolle, die wir in der Gesellschaft spielen. Von Achtung, Wertschätzung und Glaubwürdigkeit, dem allgemeinen Glauben an unsere Nützlichkeit, daran, dass Magie unerlässlich ist. Die sich uns bietende Alternative dürfte einfach sein: entweder Verlust des Status und Isolation in Elfenbeintürmen oder Dienst. Dienst sogar auf einer Anhöhe von Sodden, sogar als Söldnerführerinnen ...«

»Oder als Dienerinnen und Handlangerinnen?« Triss Merigold warf ihre schönen Haare zurück. »Mit gebeugtem Nacken, bereit, auf jeden Fingerzeig des Kaisers hin zu Diensten zu sein? Denn das ist die Rolle, die uns die Pax Nilfgaardiana zuteil werden lässt, wenn sie überall herrscht.«

»Falls sie überall herrscht«, sagte Philippa mit Nachdruck. »Wir haben keine Alternative. Wir müssen dienen. Aber der Magie. Nicht Königen oder Kaisern, nicht ihrer heutigen Politik. Nicht der Sache der Rassenintegration, denn die unterliegt ebenfalls den heutigen politischen Zielen. Unser Konvent, liebe Damen, ist nicht zusammengerufen worden, damit wir uns an die heutige Politik und die tagtäglichen Änderungen der Frontlinie anpassen. Nicht, damit wir fieberhaft adäquate Lösungen für die gegebene Situation suchen und dabei wie ein Chamäleon die Hautfarbe wechseln. Die Rolle unserer Loge muss aktiv sein. Und ganz entgegengesetzt. Mit allen verfügbaren Mitteln verwirklicht.«

»Wenn ich richtig verstehe« – Sheala de Tancarville hob den Kopf –, »agitierst du für eine aktive Einflussnahme auf den Gang der Ereignisse. Mit allen Mitteln. Auch widerrechtlichen?«

»Von welchem Recht sprichst du? Von dem für die kleinen Leute? Von dem, das in den Gesetzbüchern steht, die wir selber erarbeitet und den königlichen Juristen diktiert haben? Uns verpflichtet nur ein einziges Recht. Unseres!«

»Ich verstehe.« Die Zauberin aus Kovir lächelte. »Wirken wir also aktiv auf den Gang der Ereignisse ein. Wenn uns die Politik der Herrscher nicht passt, werden wir sie einfach ändern. Ja, Philippa? Oder vielleicht lieber gleich diese gekrönten Dummköpfe stürzen, sie entthronen und verjagen? Vielleicht gleich selbst die Macht übernehmen?«

»Wir haben schon uns genehme Herrscher auf den Thron gesetzt. Unser Fehler bestand darin, dass wir nicht die Magie auf den Thron gesetzt haben. Niemals haben wir der Magie die absolute Macht gegeben. Es ist an der Zeit, diesen Fehler zu korrigieren.«

»Du denkst natürlich an dich selbst?« Sabrina Glevissig beugte sich über den Tisch.

»Natürlich auf dem Thron von Redanien? Ihre Hoheit Philippa die Erste? Mit Dijkstra als Prinzgemahl?«

»Ich denke nicht an mich selbst. Ich denke nicht an das Königreich Redanien. Ich denke an ein großes Königreich des Nordens, zu dem sich das heutige Königreich Kovir entwickeln wird. Ein Imperium, welches an Macht Nilfgaard ebenbürtig sein wird, wodurch die gegenwärtig schwankende Waage der Welt ins Gleichgewicht kommt. Ein Imperium, das von der Magie regiert wird, die wir auf den Thron bringen werden, indem wir den Erben des Throns von Kovir mit einer Magierin verheiraten. Ja, ihr hört richtig, liebe Konsorores, und ihr schaut in die richtige Richtung. Hier an diesen Tisch, auf diesen leeren Platz werden wir die zwölfte Zauberin der Loge setzen. Und dann setzen wir sie auf den Thron.«

Das eintretende Schweigen wurde von Sheala de Tancarville gebrochen. »Ein in der Tat ehrgeiziges Projekt«, sagte sie mit einem Hauch Spott in der Stimme. »In der Tat unser aller würdig, wie wir hier sitzen. Es rechtfertigt die Bildung solch eines Konvents vollauf. Schließlich sind weniger hochfahrende Aufgaben unter unserer Würde, solche, die immerhin am Rande von Realität und Ausführbarkeit liegen. Nein, nein, da stellen wir uns lieber von vornherein ganz und gar unlösbare Aufgaben.«

»Wieso unlösbar?«

»Verschone uns, Philippa«, sagte Sabrina Glevissig. »Keiner der Könige wird jemals eine Zauberin heiraten, keine Gesellschaft wird eine Zauberin auf dem Thron akzeptieren. Dem steht uraltes Herkommen entgegen. Dieses Herkommen ist vielleicht unklug, aber es ist Tatsache.«

»Es gibt auch«, fügte Margarita Laux-Antille hinzu, »Hindernisse von, wie ich sagen würde, technischer Art. Die Person, die man mit dem Hause Kovir in Verbindung bringen könnte, müsste eine Reihe von Bedingungen erfüllen, sowohl aus unserer Sicht als auch aus der Sicht ebendieses Hauses Kovir. Diese Bedingungen schließen einander aus, sie widersprechen sich ganz offensichtlich. Siehst du das nicht, Philippa? Für uns muss das eine magisch ausgebildete Person sein, der Sache der Magie vollends ergeben, die ihre Rolle versteht und imstande ist, sie geschickt, unmerklich zu spielen, ohne Verdacht zu erregen. Ohne Dirigenten und Souffleure, ohne irgendwelche im Schatten stehenden grauen Eminenzen, gegen die sich immer, beim ersten Umsturz, der Zorn der Aufständischen richtet.

Gleichzeitig muss es eine Person sein, die Kovir selbst, ohne sichtbaren Druck von unserer Seite, als Frau des Thronfolgers auswählt.«

»Das versteht sich von selbst.«

»Und was meinst du, wen wird Kovir ohne Druck auswählen? Ein Mädchen aus königlichem Geschlecht, das seit Generationen königliches Blut in den Adern hat. Ein junges Mädchen, passend zu einem jungen Prinzen. Ein Mädchen, welches Kinder zur Welt bringen kann, denn hier geht es um die Dynastie. Mit dieser Anforderung bist du, Philippa, ausgeschlossen, ich ebenso, sogar Keira und Triss, die jüngsten unter uns. Ausgeschlossen sind auch alle Adeptinnen aus meiner Schule, die übrigens auch für uns kaum von Interesse sind, denn das sind noch unbeschriebene Blätter, es ist undenkbar, dass eine von ihnen den zwölften leeren Platz an diesem Tisch einnimmt. Mit anderen Worten, selbst wenn ganz Kovir den Verstand verlöre und bereit wäre, die Vermählung des Königssohns mit einer Zauberin zu akzeptieren, würden wir keine solche Zauberin finden. Wer also soll diese Königin des Nordens sein?«

»Ein Mädchen aus königlichem Geschlecht«, erwiderte Philippa ruhig. »In dessen Adern königliches Blut fließt, das Blut vieler großer Dynastien. Noch ganz jung und gebärfähig. Ein Mädchen von unerhörten magischen und prophetischen Fähigkeiten, Trägerin des von Weissagungen verkündeten Älteren Blutes. Ein Mädchen, das ohne Dirigenten, Souffleure, Hintermänner und graue Eminenzen seine Rolle mühelos spielen wird, denn so will es seine Vorherbestimmung. Ein Mädchen, dessen tatsächliche Fähigkeiten nur uns bekannt sind und sein werden. Cirilla, die Tochter Pavettas von Cintra, die Enkelin der Löwin Calanthe. Das Ältere Blut, die Eisflamme des Nordens, die Vernichterin und Erneuerin, deren Ankunft schon vor Jahrhunderten geweissagt worden ist. Ciri von Cintra, die Königin des Nordens. Und ihr Blut, aus dem die Königin der Welt geboren wird.«

Beim Anblick der aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Ratten machten zwei von den Reitern, die die Kutsche eskortierten, sofort kehrt und wandten sich zur Flucht. Sie hatten keine Chance. Giselher, Reef und Flamme schnitten ihnen den Rückweg ab und metzelten sie nach kurzem Kampf ohne Federlesens nieder. Über die beiden anderen, die bereit waren, die mit vier gescheckten Pferden bespannte Kutsche verzweifelt zu verteidigen, fielen Kayleigh, Mistle und Asse her. Ciri verspürte Enttäuschung und überwältigende Wut. Sie hatten ihr niemanden übriggelassen. Es sah so aus, als ob sie niemanden würde umbringen können.

Doch es gab noch einen Reiter, der als Läufer vor der Kutsche geritten war, einen Leichtgepanzerten auf einem schnellen Pferd. Er hätte fliehen können, doch er floh nicht. Er kehrte um, ließ das Schwert in einer Mühle kreisen und preschte direkt auf Ciri zu.

Sie ließ ihn herankommen, hielt sogar ihr Pferd ein wenig zurück. Als er in den Steigbügeln aufgerichtet zuschlug, ließ sie sich vom Sattel herabhängen, wich der Klinge geschickt aus, tauchte sofort wieder empor und stieß sich heftig vom Steigbügel ab. Der Reiter war schnell und geschickt, er konnte noch einmal zuschlagen. Diesmal parierte sie schräg; als das Schwert abglitt, traf sie den Reiter von unten her mit kurzem Hieb an der Hand, ließ das Schwert in einer Finte gegen sein Gesicht wirbeln, und als er instinktiv mit der Linken den Kopf deckte, drehte sie das Schwert geschickt in der Hand um und versetzte ihm einen Hieb unter die Achsel, wie sie es in Kaer Morhen stundenlang geübt hatte. Der Nilfgaarder rutschte vom Sattel, fiel, kam auf die Knie, heulte wild auf, versuchte mit heftigen Bewegungen das aus den durchschnittenen Arterien sprudelnde Blut einzudämmen. Ciri schaute ihm eine Zeitlang zu, wie üblich fasziniert vom Anblick eines Menschen, der fieberhaft und aus ganzer Kraft mit dem Tode kämpfte. Sie wartete, bis er verblutet war. Dann ritt sie fort, ohne sich umzuschauen.

Der Hinterhalt war vorüber. Die Eskorte war bis auf den letzten Mann niedergemacht. Asse und Reef hielten die Kutsche an, indem sie die Zäume der beiden Riemenpferde ergriffen. Der vom rechten Riemenpferd heruntergestoßene Vorreiter, ein junger Bursche in einer bunten Livree, kniete am Boden, weinte und bat um Erbarmen. Der Kutscher hatte die Zügel fallen lassen und bettelte ebenfalls um Gnade, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Giselher, Flamme und Mistle kamen im Galopp zur Kutsche, Kayleigh sprang vom Pferd und riss die Tür auf. Ciri ritt näher heran, saß ab, noch immer das blutige Schwert in der Hand.

In der Kutsche saßen eine dicke Matrone mit Roberonde und Haube, die ein junges und entsetzlich blasses Mädchen in einem schwarzen, bis zum Hals zugeknöpften Kleid mit einem Gipürekragen umarmte. An dem Kleid war, wie Ciri feststellte, eine Gemme befestigt. Eine sehr hübsche.

»Das sind vielleicht schöne Pferdchen!«, rief Flamme, während sie das Gespann betrachtete.

»So hübsch gescheckt, wie gemalt! Für die vier kriegen wir etliche Florins!«

»Und die Kutsche« – Kayleigh grinste die Frau und das Mädchen an –, »werden der Kutscher und der Vorreiter in die Stadt ziehen, nachdem sie sich das Geschirr angelegt haben. Und wenn's bergauf geht, werden die beiden Dämchen helfen!«

»Meine Herren Räuber!«, stöhnte die Matrone in der Roberonde, die das Grinsen Kayleighs sichtlich mehr ängstigte als der blutige Stahl in Ciris Hand. »Ich appelliere an Eure Ehre! Ihr werdet doch nicht diesem jungen Fräulein Schande antun!«

»He, Mistle«, rief Kayleigh mit einem spöttischen Lächeln. »Hier wird, wie ich höre, an deine Ehre appelliert!«

»Halt den Mund.« Giselher, noch immer im Sattel, runzelte die Stirn. »Niemand findet deine Spaße komisch. Und beruhige dich, Frau. Wir sind die Ratten. Wir kämpfen nicht mit Weibern und tun ihnen nichts. Reef, Flamme, spannt die Zugpferde aus! Mistle, fang die Reitpferde ein! Und weg hier!«

»Wir, die Ratten, kämpfen nicht mit Weibern.« Wieder bleckte Kayleigh die Zähne, den Blick auf das erbleichte Gesicht des Mädchens in dem schwarzen Kleid gerichtet. »Wir vergnügen uns nur manchmal mit ihnen, wenn sie Lust haben. Hast du welche, Fräuleinchen? Juckt es dich nicht vielleicht zwischen den Beinen? Na, du brauchst dich nicht zu schämen. Es reicht, wenn du nickst.«

»Mehr Respekt!«, schrie mit sich überschlagender Stimme die Dame in der Roberonde. »Wie kannst du es wagen, so mit einer hochwohlgeborenen Baronesse zu reden, Herr Räuber!«

Kayleigh lachte brüllend, worauf er sich übertrieben verbeugte. »Bitte um Vergebung. Nichts für ungut. Man wird doch noch fragen dürfen.«

»Kayleigh!«, rief Flamme. »Komm her! Was trödelst du da? Hilf mir, die Pferde auszuspannen. Falka! Beweg dich!«

Ciri wandte den Blick nicht von dem Wappen auf der Kutschentür, einem silbernen Einhorn im schwarzen Feld. Ein Einhorn, dachte sie. Ich habe einmal so ein Einhorn gesehen ... Wann? Im anderen Leben? Oder war es vielleicht nur ein Traum?

»Falka! Was ist mit dir?«

Ich bin Falka. Aber ich war es nicht immer. Nicht immer.

Sie gab sich einen Ruck, presste die Lippen zusammen. Ich war schlecht zu Mistle, dachte sie. Ich habe sie gekränkt. Ich muss sie irgendwie um Verzeihung bitten.

Sie stellte einen Fuß aufs Trittbrett der Kutsche, den Blick auf die Gemme auf dem Kleid des blassen Mädchens gerichtet. »Gib das her«, sagte sie kurz.

»Wie kannst du es wagen?«, empörte sich die Matrone. »Weißt du, zu wem du sprichst? Das ist die hochwohlgeborene Baronesse Casadei!«

Ciri schaute sie an, vergewisserte sich, dass niemand sie hörte.

»Eine Baronesse?«, zischte sie. »Ein niederer Titel. Und selbst wenn das junge Ding eine Comtesse wäre, müsste sie vor mir einen Knicks machen, dass das Hinterteil nahe am Boden und der Kopf schön tief wäre. Gib die Brosche her! Worauf wartest du? Soll ich sie dir zusammen mit dem Korsett abreißen?«

Der Stille, die nach der Mitteilung Philippas am Tisch eintrat, folgte alsbald ein Stimmengewirr. Die Magierinnen äußerten wild durcheinander Verwunderung und Unglauben, verlangten Erklärungen. Viele wussten zweifellos eine Menge über jene als Königin des Nordens vorgesehene Cirilla oder Ciri, andere hatten von ihr gehört, wussten aber weniger. Fringilla Vigo wusste nichts, hatte aber einen Verdacht und verlor sich in Vermutungen, die hauptsächlich um ein gewisses Haarbüschel kreisten. Die von ihr halblaut befragte Assire schwieg jedoch und hieß sie ebenfalls schweigen. Also nahm wieder Philippa Eilhart das Wort.

»Die meisten von uns haben Ciri auf Thanedd gesehen, wo sie mit ihrem Hellsehen in Trance eine Menge Verwirrung gestiftet hat. Manche von uns hatten nahen, sogar sehr nahen Kontakt mit ihr. Ich denke vor allem an dich, Yennefer. Es ist Zeit, dass du dich äußerst.«

Als Yennefer den Versammelten von Ciri erzählte, betrachtete Triss Merigold die Freundin aufmerksam. Yennefer sprach ruhig und emotionslos, doch Triss kannte sie zu lange und zu gut. Sie hatte sie schon in verschiedenen Situationen erlebt, auch in solchen, die bedrückten, quälten und an die Grenze von Krankheit führten, mitunter sogar tatsächlich krank machten. Jetzt war Yennefer zweifellos in just solch einer Situation. Sie sah bedrückt, gequält und krank aus.

Die Zauberin erzählte, und Triss, die sowohl die Erzählung kannte als auch die Person, um die es ging, betrachtete diskret alle Zuhörerinnen. Insbesondere die beiden Zauberinnen aus Nilfgaard. Die ungewöhnlich veränderte Assire var Anahid, gepflegt, aber immer noch unsicher mit der Schminke und dem modischen Kleid. Und Fringilla Vigo, die jüngere, sympathische von natürlicher Anmut und zurückhaltender Eleganz, mit grünen Augen und Haar, schwarz wie das Yennefers, aber weniger üppig, kürzer geschnitten und glattgekämmt.

Die beiden Nilfgaarderinnen machten nicht den Eindruck, als könnten sie den zahlreichen Wendungen von Ciris Geschichte nicht folgen, obwohl Yennefers Erzählung lang und ziemlich verwickelt war; sie begann mit der berühmten Liebesaffäre Pavettas von Cintra und des jungen Mannes, der in das Ungeheuer namens Igel verwunschen war, erwähnte die Rolle Geralts und das Recht der Überraschung, die Vorherbestimmung, die den Hexer mit Ciri verband. Yennefer erzählte von der Begegnung Ciris und Geralts im Brokilon, vom Krieg, vom Verschwinden und Wiederfinden, von Kaer Morhen. Von Rience und von den Nilfgaarder Agenten, die das Mädchen verfolgten. Von der Ausbildung im Tempel der Melitele, von den rätselhaften Fähigkeiten Ciris.

Sie hören mit steinernen Gesichtern zu, dachte Triss, während sie Assire und Fringilla beobachtete. Wie Sphingen. Aber offensichtlich verbergen sie etwas. Fragt sich, was. Verwunderung, weil sie nicht wussten, wen Emhyr nach Nilfgaard entführt hat? Oder die Tatsache, dass sie alles seit langem wissen, vielleicht besser als wir? Gleich wird Yennefer von Ciris Ankunft auf Thanedd sprechen, von dem Hellsehen in Trance, das so viel Verwirrung gestiftet hat. Von dem blutigen Kampf in Garstang, in dessen Verlauf Geralt übel zugerichtet und Ciri entführt wurde. Dann wird es mit der Verstellung vorbei sein, dachte Triss, die Masken werden fallen. Alle wissen, dass hinter der Affäre auf Thanedd Nilfgaard stand. Und wenn sich aller Augen auf euch richten, Nilfgaarderinnen, bleibt euch nichts anderes übrig, als zu sprechen. Und dann werden sich etliche Dinge klären, vielleicht erfahre auch ich dann mehr. Auf welche Weise Yennefer von Thanedd verschwunden ist, warum sie plötzlich hier, in Montecalvo, in Gesellschaft Francescas erscheint. Wer Ida Emean ist, die Elfe, die Aen Saevherne aus den Blauen Bergen, und welche Rolle sie spielt. Warum ich den Eindruck habe, dass Philippa Eilhart immer noch weniger sagt, als sie weiß, obwohl sie Hingabe und Treue zur Magie verkündet, nicht zu Dijkstra, mit dem sie unablässig korrespondiert.

Und vielleicht erfahre ich endlich, wer Ciri wirklich ist. Ciri, für sie die Königin des Nordens, für mich aber die aschblonde Hexerin aus Kaer Morhen, von der ich immer noch wie von einer kleinen Schwester denke.

Fringilla Vigo hatte dies und das von Hexern gehört, Individuen, die sich ihren Lebensunterhalt mit der Vernichtung von Ungeheuern und Bestien verdienten. Sie lauschte aufmerksam der Erzählung Yennefers, hörte sich in den Klang ihrer Stimme ein, beobachtete ihr Gesicht. Sie ließ sich nicht irreführen. Die enge emotionale Bindung zwischen Yennefer und jener Ciri, für die sich alle so interessierten, war offensichtlich. Merkwürdigerweise war die Verbindung zwischen der Zauberin und dem von ihr erwähnten Hexer ebenso offensichtlich. Und ebenso stark. Fringilla begann nachzudenken, doch sie wurde dabei von erhobenen Stimmen gestört.

Sie hatte sich schon gedacht, dass manche von den Versammelten während der Rebellion auf Thanedd auf einander feindlichen Seiten gestanden hatten, daher wunderte sie sich keineswegs über die Antipathien, die am Tisch in Form bissiger Bemerkungen an die Adresse Yennefers spürbar wurden. Es bahnte sich ein Zank an, dem jedoch Philippa Eilhart zuvorkam, indem sie ohne Zeremonie mit der flachen Hand auf den Tisch schlug, dass die Pokale und Kelche klirrten.

»Genug!«, schrie sie. »Sei still, Sabrina! Lass dich nicht provozieren, Francesca! Genug von Thanedd und Garstang! Das ist Geschichte!«

Geschichte, dachte Fringilla mit einem überraschenden Gefühl von Bedauern. Aber Geschichte, auf die sie, wenngleich in verschiedenen Lagern, Einfluss hatten. Sie zählten. Sie wussten, was sie taten und wozu. Wir aber, die kaiserlichen Zauberinnen, wissen nichts. Wir sind praktisch wie Handlangerinnen, dachte sie, die wissen, was man ihnen aufgetragen hat, aber nicht, warum. Gut, dachte sie, dass diese Loge zustande kommt. Weiß der Teufel, wie das enden wird, aber es ist gut, dass es beginnt.

»Fahr fort, Yennefer«, forderte Philippa sie auf.

»Ich habe weiter nichts zu sagen.« Die schwarzhaarige Zauberin presste die Lippen zusammen. »Ich wiederhole, dass Tissaia de Vries mir aufgetragen hatte, Ciri nach Garstang zu bringen.«

»Am einfachsten ist es, alles auf die zu schieben, die nicht mehr am Leben sind«, knurrte Sabrina Glevissig, doch Philippa brachte sie mit einer heftigen Geste zum Schweigen.

»Ich wollte mich nicht in das einmischen, was nachts in Aretusa geschehen ist«, fuhr Yennefer fort, blass und sichtlich nervös. »Ich wollte Ciri nehmen und von Thanedd fliehen. Doch Tissaia hat mich überzeugt, dass das Erscheinen des Mädchens in Garstang für viele ein Schock sein und ihre in Trance ausgesprochene hellseherische Prophezeiung den Konflikt abwenden würde. Ich schiebe die Schuld nicht auf sie, denn ich dachte ähnlich.

Wir haben beide einen Fehler gemacht. Meiner war jedoch größer. Hätte ich Ciri in der Obhut Ritas gelassen ...«

»Was geschehen ist, macht niemand ungeschehen«, unterbrach sie Philippa. »Ein Fehler kann jedem unterlaufen. Sogar Tissaia de Vries. Wann hatte Tissaia Ciri zum ersten Mal gesehen?«

»Drei Tage vor Beginn der Zusammenkunft«, sagte Margarita Laux-Antille. »In Gors Velen. Und da habe auch ich sie kennengelernt. Und sobald ich sie erblickte, sah ich, dass das ein ungewöhnliches Persönchen ist!«

»Ein ungewöhnlich ungewöhnliches«, ließ sich Ida Emean aep Sivney vernehmen, die bislang geschwiegen hatte. »Denn in ihr hat sich das Erbe ungewöhnlichen Blutes konzentriert. Hen Ichaer, das Ältere Blut. Genetisches Material, das der Trägerin ungewöhnliche Fähigkeiten verheißt. Das die große Rolle verheißt, die sie spielen wird. Spielen muss.«

»Weil es die Legenden, Mythen und Prophezeiungen der Elfen so wollen?«, fragte Sabrina Glevissig ironisch. »Die ganze Sache ist mir von Anfang an wie ein Märchen oder eine Phantasterei vorgekommen! Jetzt habe ich keinen Zweifel mehr. Verehrte Damen, ich schlage vor, dass wir uns zur Abwechslung mit etwas Ernstem, Vernünftigem und Realem befassen.«

»Ich verneige mich vor der nüchternen Rationalität, die die Kraft eurer Rasse ist und die Quelle ihrer großen Vorzüge.« Ida Emean deutete ein Lächeln an. »Hier jedoch, inmitten von Personen, die sich einer Kraft bedienen können, welche nicht immer rational zu analysieren und zu erklären ist, scheint es mir etwas unangebracht, die Prophezeiungen der Elfen leichthin abzutun. Unsere Rasse ist nicht so rational und schöpft nicht aus der Rationalität ihre Kraft. Dennoch existiert sie seit etlichen zehntausend Jahren.«

»Das Älteres Blut genannte genetische Material, von dem wir sprechen, hat sich jedoch als etwas weniger dauerhaft erwiesen«, bemerkte Sheala de Tancarville. »Selbst die Legenden und Prophezeiungen der Elfen, die ich keineswegs leichthin abtue, betrachten das Ältere Blut als vollständig vernichtet, ausgestorben. Die Letzte, die es in ihren Adern hatte, war Lara Dorren aep Shiadhal. Wir alle kennen die Legende von Lara Dorren und Cregennan von Lod.«

»Nicht alle«, erklärte Assire var Anahid, die sich zum ersten Mal zu Wort meldete. »Ich habe eure Mythologie nur flüchtig studiert und kenne diese Legende nicht.«

»Das ist keine Legende«, sagte Philippa Eilhart. »Das ist eine wahre Geschichte. Unter uns ist auch eine, die nicht nur die Geschichte von Lara und Cregennan hervorragend kennt, sondern auch ihre Folgen, und diese werden gewiss alle interessieren. Ich bitte dich, das Wort zu ergreifen, Francesca.«

»Aus dem, was du sagst« – die Elfenkönigin lächelte –, »folgt, dass du den Fall nicht schlechter kennst als ich.«

»Das will ich nicht ausschließen. Trotzdem bitte ich dich um den Vortrag.«

»Um meine Offenheit und Loyalität gegenüber der Loge auf die Probe zu stellen.« Enid an Gleanna nickte. »Gut. Ich bitte die Damen, sich bequem hinzusetzen, denn die Erzählung wird nicht kurz sein.«

»Die Geschichte von Lara und Cregennan ist eine wahre Geschichte, die jedoch gegenwärtig derart von Märchenornamenten überwuchert ist, dass man sie kaum noch erkennt. Es bestehen auch enorme Abweichungen zwischen der Menschen- und der Elfenversion, in beiden klingen Chauvinismus und Rassenhass an. Daher übergehe ich auch die Verzierungen und beschränke mich auf die trockenen Fakten. Alsdann, Cregennan von Lod war ein Zauberer, Lara Dorren aep Siadhal eine Elfenmagierin, eine Aen Saevherne, eine Wissende, eine der selbst für uns Elfen rätselhaften Trägerinnen des Hen Ichaer, des Älteren Blutes. Die Freundschaft und später die Liebesbeziehung der beiden wurde anfangs von beiden Rassen mit Freude begrüßt, bald jedoch tauchten Feinde auf, entschiedene Gegner einer Verbindung von Menschen- und Elfenmagie. So fanden sich sowohl unter den Elfen als auch unter den Menschen solche, die das als Verrat betrachteten. Es gab auch einige heute nicht mehr klare Konflikte persönlicher Natur, Eifersucht und Neid. Kurzum: Im Ergebnis eines Ränkespiels wurde Cregennan ermordet. Lara Dorren, verfolgt und zu Tode gehetzt, starb an Erschöpfung in irgendeiner Einöde, während sie eine Tochter zur Welt brachte.

Das Mädchen wurde durch ein Wunder gerettet. Es wurde von Cerro, der Königin von Redanien, an Kindes statt angenommen.«

»Von dem Fluch geängstigt, den Lara gegen sie geschleudert hatte, nachdem Cerro ihr die Hilfe verweigert und sie in den Frost hinausgetrieben hatte«, warf Keira Metz ein.

»Wenn sie nicht das Kind angenommen hätte, sollte grässliches Unglück über sie und ihr ganzes Geschlecht kommen ...«

»Das sind genau die Märchenornamente, auf die Francesca verzichtet hat«, fiel ihr Philippa Eilhart ins Wort. »Halten wir uns an die Fakten.«

»Die prophetischen Fähigkeiten der Wissenden vom Älteren Blute sind Fakten«, sagte Ida Emean und hob den Blick zu Philippa. »Und das in allen Versionen der Legende wiederkehrende Motiv der Prophezeiung gibt zu denken.«

»Das tut es bis heute und hat es seinerzeit getan«, bestätigte Francesca. »Die Gerüchte um den Fluch Laras verstummten nicht, man erinnerte sich ihrer sogar noch nach siebzehn Jahren, als das von Cerro adoptierte Mädchen, das Riannon genannt wurde, zu einem Fräulein heranwuchs, dessen Schönheit sogar die legendäre Schönheit der Mutter in den Schatten stellte. Die an Kindes statt angenommene Riannon trug den offiziellen Titel einer Prinzessin von Redanien, und es interessierten sich viele Herrscherhäuser für sie. Als Riannon unter vielen Bewerbern schließlich Goidemar erwählte, den jungen König von Temerien, fehlte nicht viel, und die Gerüchte von dem Fluch hätten die Heirat vereitelt. Mit wahrlich vervielfachter Kraft verbreiteten sich die Gerüchte jedoch drei Jahre nach der Hochzeit von Goidemar und Riannon unter dem Volk. Während der Rebellion Falkas.«

Fringilla, die weder von Falka noch von ihrer Rebellion jemals gehört hatte, hob die Brauen. Francesca bemerkte es.

»Für die nördlichen Reiche«, erklärte sie, »war das ein tragisches und blutiges Ereignis, an das die Erinnerung bis heute lebendig ist, obwohl über hundert Jahre vergangen sind. In Nilfgaard, zu dem der Norden damals fast keine Kontakte hatte, ist die Angelegenheit sicherlich nicht bekannt, deshalb erlaube ich mir, kurz bestimmte Tatsachen zu erwähnen. Falka war die Tochter Vridanks, des Königs von Redanien. Aus der Ehe, die er auflöste, als ihm die schöne Cerro ins Auge fiel, dieselbe, die später das Kind Laras adoptierte. Es ist ein Dokument erhalten, das ausschweifend und umständlich die Gründe für die Scheidung anführt, aber erhalten hat sich auch ein vielsagenderes kleines Porträt von Vridanks erster Frau, einer kovirischen Adligen, zweifellos einer Halbelfe, doch mit deutlichem Überwiegen der menschlichen Züge. Die Augen einer wahnsinnigen Einsiedlerin, die Haare einer Wasserleiche und der Mund einer Eidechse. Kurzum: Das hässliche Weib wurde zusammen mit ihrer einjährigen Tochter Falka nach Kovir zurückgeschickt. Und bald geriet die eine wie die andere in Vergessenheit.

Falka«, fuhr nach einem Augenblick Enid an Gleanna fort, »brachte sich mit fünfundzwanzig Jahren in Erinnerung, indem sie einen Aufruhr anzettelte und angeblich mit eigener Hand den Vater, Cerro und zwei Halbbrüder umbrachte. Der bewaffnete Aufstand brach zunächst als der von einem Teil des temerischen und kovirischen Adels unterstützte Kampf der rechtmäßigen Erstgeborenen um den ihr gebührenden Thron aus, wandelte sich aber bald zu einem Bauernkrieg von riesiger Ausbreitung. Beide Seiten erlaubten sich makabre Grausamkeiten. Falka ist als blutrünstiger Dämon in die Legenden eingegangen; wahrscheinlicher ist, dass sie einfach nicht mehr Herrin der Lage war, auch nicht der immer neuen Losungen, die die Aufständischen auf ihre Fahnen schrieben. Tod den Königen, Tod den Zauberern, Tod den Priestern, dem Adel, den Reichen und den Herren, bald schon Tod allem, was da lebt, denn der vom Blute trunkene Pöbel war nicht mehr zu bändigen. Die Rebellion begann auf andere Länder überzugreifen...«

»Die Nilfgaarder Historiker haben darüber geschrieben«, warf Sabrina Glevissig mit deutlichem Spott ein. »Und Frau Assire und Frau Vigo haben es zweifelsohne gelesen. Mach es kürzer, Francesca. Komm zu Riannon und den Drillingen von Houtborg.«

»Bitte sehr. Riannon, die von Cerro adoptierte Tochter Lara Dorrens, nun schon die Frau Goidemars, des Königs von Temerien, wurde zufällig von Falkas Aufständischen ergriffen und im Schloss Houtborg gefangengesetzt. Zum Zeitpunkt der Gefangennahme war sie schwanger. Das Schloss hielt sich noch lange nach der Niederschlagung des Aufstandes und der Hinrichtung Falkas, doch schließlich nahm Goidemar es im Sturm und befreite seine Frau. Mit drei Kindern, zwei Mädchen, die schon laufen konnten, und einem Jungen, der es gerade lernte. Riannon war in geistige Umnachtung verfallen. Der vor Zorn rasende Goidemar ließ alle Gefangenen auf die Folter spannen, und aus den von Geheul unterbrochenen Fragmenten der Geständnisse ergab sich ein erkennbares Bild.

Falka, die ihre Schönheit eher von der elfischen Großmutter als von der Mutter geerbt hatte, bedachte alle ihre >Hauptleute<, vom Adel bis zu gewöhnlichen Bandenführern und Schlagetoten, freigiebig mit ihren Reizen, um sich so ihrer Treue und Loyalität zu versichern. Schließlich wurde sie schwanger und brachte ein Kind zur Welt, genau zur selben Zeit, als die in Houtborg gefangene Riannon Zwillinge bekam. Falka befahl, ihren Säugling zu den Kindern Riannons zu legen.

Wie sie sich wohl ausdrückte, seien nur Königinnen der Ehre würdig, ihren Bankerten als Ammen zu dienen, und dieses Schicksal werde alle gekrönten Weibchen in der neuen Ordnung erwarten, die sie, Falka, nach dem Sieg errichten werde.

Das Problem bestand darin, dass niemand, auch nicht Riannon, wusste, welches von den dreien das Kind Falkas war. Es wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen, es sei eins der Mädchen, denn Riannon hatte anscheinend ein Mädchen und einen Jungen zur Welt gebracht. Ich wiederhole, anscheinend, denn entgegen den hochtrabenden Erklärungen Falkas waren die Kinder von gewöhnlichen Bauernammen gestillt worden. Als Riannon endlich von ihrer Verwirrung geheilt war, erinnerte sie sich an fast nichts. Ja, sie hatte geboren. Ja, man hatte ihr ab und zu Drillinge ans Bett gebracht und gezeigt. Weiter nichts.

Da ließ man Zauberer kommen, damit sie die drei Kinder untersuchten und feststellten, wer wer war. Goidemar war derart voreingenommen, dass er gedachte, nach der Entdeckung von Falkas Bankert das Kind hinrichten zu lassen, und zwar öffentlich. Das konnten wir nicht zulassen. Nach der Niederschlagung des Aufstandes wurden an den gefangenen Rebellen unsägliche Gräuel verübt, dem musste schließlich ein Ende bereitet werden. Die Hinrichtung eines noch nicht zweijährigen Kindes, könnt ihr euch das vorstellen? Dann wären erst Legenden entstanden! Es war ohnehin schon das Gerücht aufgekommen, Falka selbst sei durch den Fluch Lara Dorrens als Ungeheuer geboren worden, was natürlich Unsinn war – Falka kam zur Welt, ehe Lara Cregennan auch nur kennenlernte. Aber niemand hatte rechte Lust, die Jahre zu zählen. Pamphlete und abstruse Dokumente wurden in aller Stille sogar an der Akademie von Oxenfurt geschrieben und veröffentlicht. Ich komme jedoch auf die Untersuchungen zurück, die Goidemar uns aufgetragen hatte ...«

»Uns?« Yennefer hob den Kopf. »Das heißt, wem?«

»Tissaia de Vries, Augusta Wagner, Leticia Charbonneau und Hen Gedymdeith«, sagte Francesca gelassen. »Später wurde ich hinzugeholt. Ich war eine junge Zauberin, aber eine reinblütige Elfe. Und mein Vater... mein biologischer, denn er hat mich verleugnet... Er war ein Wissender. Ich wusste, was das Gen des Älteren Blutes ist.«

»Und dieses Gen wurde bei Riannon gefunden, als ihr sie und den König untersucht habt, ehe ihr euch den Kindern zuwandtet«, stellte Sheala de Tancarville fest. »Und bei zweien der Kinder, was es ermöglichte, den Bankert Falkas zu ermitteln, dem dieses Gen fehlte. Wie habt ihr das Kind vor dem Zorn des Königs gerettet?«

»Auf sehr einfache Weise.« Die Elfe lächelte.

»Wir haben Unwissenheit vorgetäuscht. Wir erklärten dem König, der Fall sei schwierig, wir seien immer noch bei den Untersuchungen, und die würden Zeit brauchen... Viel Zeit. Goidemar, ein im Grunde guter und edler Mensch, beruhigte sich rasch und drängte uns keineswegs, die Drillinge aber wuchsen heran und liefen im Palast umher, zur Freude des Königspaares und des ganzen Hofes. Amavet, Fiona und Adele. Alle drei einander ähnlich wie drei Spatzen. Man beobachtete sie aufmerksam, versteht sich, und alle naselang kam der eine oder andere Verdacht auf, vor allem, wenn eins der Kinder etwas anstellte. Fiona schüttete einmal den Inhalt des Nachttopfes aus dem Fenster direkt auf den Großkonnetabel, der nannte sie laut einen Teufelsbankert und war sein Amt los. Einige Zeit später beschmierte Amavet eine Treppe mit Talg, und eine gewisse Hofdame stöhnte, als ihr der Arm geschient wurde, etwas von verfluchtem Blut, worauf sie bei Hofe nicht mehr gesehen ward. Wenn indes jemand von niederem Stande das Maul aufriss, machte er Bekanntschaft mit dem Kerker und dem Kantschu, also lernten alle rasch, ihre Zunge im Zaum zu halten. Selbst ein gewisser Baron aus sehr altem Geschlecht, dem Adele mit dem Bogen in den Hintern geschossen hatte, begnügte sich...«

»Verzetteln wir uns nicht mit den Streichen der lieben Kleinen«, unterbrach sie Philippa Eilhart. »Wann erfuhr Goidemar endlich die Wahrheit?«

»Niemals. Er fragte nicht danach, und uns passte es nicht, sie ihm zu sagen.«

»Aber welches von den Kindern Falkas Bankert war, wusstet ihr?«

»Natürlich. Adele.«

»Nicht Fiona?«

»Nein. Adele. Sie starb an der Pest. Der Teufelsbankert, das verfluchte Blut, die Tochter der dämonischen Falka half während einer Seuche gegen den Protest des Königs den Priestern im städtischen Spital, rettete kranke Kinder, steckte sich selbst an und starb. Sie war siebzehn Jahre alt. Ein Jahr später ließ sich ihr Ziehbruder Amavet auf eine Liebesaffäre mit der Gräfin Anna Kameny ein und wurde von Häschern ermordet, die der Graf gedungen hatte. Im selben Jahr starb Riannon, niedergeschlagen und gebrochen vom Tode der Kinder, die sie über alles geliebt hatte. Damals rief uns Goidemar wieder zu sich. Für die letzte der berühmten Drillinge nämlich, Prinzession Fiona, interessierte sich der König von Cintra, Coram. Er wollte sie als Frau für seinen Sohn, der auch Coram hieß, doch er kannte die umlaufenden Gerüchte und wollte den Sohn nicht mit jemandem verheiraten, der womöglich Falkas Bankert war. Wir versicherten ihm mit all unserer Autorität, dass Fiona eine legitime Tochter war. Ich weiß nicht, ob er es glaubte, aber die jungen Leute fanden Gefallen aneinander, und so wurde Riannons Tochter, die Ur-Ur- Urgroßmutter unserer Ciri, bald schon Königin von Cintra.«

»Und brachte in die Dynastie der Corams das berühmte Gen ein, das ihr weiter verfolgt habt.«

»Fiona«, sagte Enid an Gleanna ruhig, »war nicht Trägerin des Gens des Älteren Blutes. Welches wir schon damals das Lara-Gen nannten.«

»Wie das?«

»Der Träger des Lara-Gens war Amavet, und unser Experiment dauerte an. Denn Anna Kameny, die den Tod ihres Liebhabers und ihres Mannes verursacht hatte, wurde noch während der Trauerzeit von Zwillingen entbunden. Einem Jungen und einem Mädchen. Der Vater war zweifellos Amavet, denn das Mädchen hatte das Gen. Sie erhielt den Namen Muriel.«

»Muriel die Schöne Buhlerin?«, wunderte sich Sheala de Tancarville.

»Viel später.« Francesca lächelte. »Zunächst Muriel das Liebchen. Sie war tatsächlich ein liebes, süßes Kind. Als sie vierzehn Jahre alt wurde, wurde sie schon Muriel die Samtäugige genannt. So mancher versank in diesen Augen. Schließlich wurde sie Robert Graf Garramone zur Frau gegeben.« »Und der Junge?«

»Crispin. Er war nicht Träger des Gens, also interessierte er uns nicht. Anscheinend ist er in irgendeinem Krieg gefallen, denn außer Krieg hatte er nichts im Kopf.«

»Moment.« Sabrina fuhr sich mit einer heftigen Handbewegung durch die Haare.

»Muriel die Schöne Buhlerin war doch die Mutter von Adalia, genannt die Seherin ...«

»Stimmt«, bestätigte Francesca. »Eine interessante Person, diese Adalia. Eine starke Quelle, hervorragendes Material für eine Zauberin. Leider wollte sie nicht Zauberin werden. Sie wurde lieber Königin.«

»Und das Gen? Hatte sie es?«

»So merkwürdig es ist – nein.«

»Das dachte ich mir.« Assire nickte. »Das Lara-Gen kann auf kontinuierliche Weise nur in der weiblichen Linie weitergegeben werden. Wenn der Träger ein Mann ist, verliert sich das Gen in der zweiten, spätestens in der dritten Generation.«

»Aber danach aktiviert es sich doch wieder«, sagte Philippa Eilhart. »Adalia, der das Gen fehlte, war ja die Mutter von Calanthe, und Calanthe, Ciris Großmutter, war Trägerin des Gens.«

»Die erste nach Riannon«, ließ sich plötzlich Sheala de Tancarville vernehmen. »Ihr habt einen Fehler gemacht, Francesca. Es gab zwei Gene. Eins, das eigentliche, war verborgen, latent, ihr habt es bei Fiona übersehen, irritiert von dem starken und ausgeprägten Gen Amavets. Aber das, was Amavet hatte, war nicht das Gen, sondern der Aktivator. Frau Assire hat recht. Der in der männlichen Linie verlaufende Aktivator war schon bei Adalia so schwach ausgeprägt, dass ihr ihn nicht entdeckt habt. Adalia war das erste Kind der Buhlerin, die folgenden hatten mit Sicherheit nicht einmal eine Spur des Aktivätors. Das latente Gen Fionas wäre sicherlich bei ihren männlichen Nachkommen auch spätestens in der dritten Generation erloschen. Aber es verschwand nicht, und ich weiß, warum.«

»Verdammt«, presste Yennefer zwischen den Zähnen hervor.

»Ich habe den Faden verloren«, teilte Sabrina Glevissig mit. »Im Gestrüpp dieser Genetik und Genealogie.«

Francesca zog eine Schale mit Obst zu sich heran, streckte die Hand aus, murmelte einen Spruch. »Ich bitte um Entschuldigung für die Psychokinese auf Jahrmarktsniveau.« Sie lächelte und ließ einen roten Apfel hoch über dem Tisch schweben. »Aber mit Hilfe der levitierenden Früchte wird es mir leichterfallen, alles zu erklären, auch den Fehler, den wir gemacht haben. Dieser rote Apfel ist das Lara-Gen, das Ältere Blut. Der grüne Apfel stellt das latente Gen dar. Der Granatapfel ist das Schein-Gen, der Aktivator. Beginnen wir. Da wäre Riannon, roter Apfel. Ihr Sohn, Amavet, Granatapfel. Amavets Tochter, Muriel die Schöne Buhlerin, und ihre Enkelin Adalia, immer noch Granatäpfel, und zwar bei Letzterer im Verschwinden begriffen. Und hier die andere Linie: Fiona, Riannons Tochter, grüner Apfel. Ihr Sohn Corbett, König von Cintra, grün. Der Sohn Corbetts und Elens von Kaedwen, Dagorad, grün. Wie ihr bemerkt habt, in zwei aufeinanderfolgendenGenerationen ausschließlich männliche Nachkommen, das Gen verschwindet, ist schon sehr schwach ausgeprägt. Ganz unten haben wir jetzt aber einen Granatapfel und einen grünen Apfel. Adalia, Prinzessin von Maribor, und Dagorad, König von Cintra. Und die Tochter der beiden, Calanthe. Roter Apfel. Das wiederhergestellte starke Lara-Gen.«

»Das Gen Fionas« – Margarita Laux-Antille nickte – »ist durch eine Heirat unter Blutsverwandten mit dem Aktivator Amavets zusammengetroffen. Hat niemand die Verwandtschaft bemerkt? Keiner von den königlichen Heraldikern und Chronisten hat den offensichtlichen Inzest bemerkt?«

»Er war nicht so offensichtlich. Anna Kameny hat seinerzeit ja nicht bekannt gemacht, dass ihre Zwillinge Bankerte waren, denn die Familie ihres Mannes hätte ihr und den Kindern sofort Wappen, Titel und Besitz weggenommen. Gerüchte freilich kamen auf und kursierten hartnäckig, und das nicht nur unter der Plebs. Einen Mann für die vom Inzest befleckte Calanthe musste man im fernen Ebbing suchen, wohin die Gerüchte nicht gedrungen waren.«

»Füge deiner Pyramide die beiden nächsten roten Äpfelchen hinzu, Enid«, sagte Margarita.

»Jetzt, wie Frau Assire richtig bemerkt hat, geht das wiederhergestellte Lara-Gen glatt in der weiblichen Linie weiter.«

»Ja. Da haben wir Pavetta, die Tochter von Calanthe. Und Pavettas Tochter, Cirilla. Die zur Zeit einzige Erbin des Älteren Blutes, die Trägerin des Lara-Gens.«

»Die einzige?«, fragte Sheala de Tancarville scharf. »Du bist dir deiner Sache sehr sicher, Enid.«

»Was meinst du?«

Sheala stand plötzlich auf, stieß mit den ringgeschmückten Fingern in Richtung der Obstschale und ließ den Rest der Früchte levitieren, wodurch das ganze Schema Francescas durcheinanderkam und zu einem bunten Wirrwarr wurde.

»Das meine ich«, sagte sie kalt und zeigte auf das Obstchaos. »Denn das sind die möglichen genetischen Kombinationen. Und so viel, wie wir wissen, sehen wir hier. Nämlich nichts. Euer Fehler hat sich gerächt, Francesca, hat eine Lawine von Fehlern ausgelöst. Das Gen hat sich zufällig offenbart, nach hundert Jahren, in deren Verlauf sich Ereignisse zugetragen haben können, von denen wir keine Ahnung haben. Geheime, verborgene, vertuschteVorgänge.Voreheliche, außereheliche Kinder, heimliche Adoption, sogar Vertauschung von Kindern. Inzest. Rassenkreuzung, das Blut vergessener Vorfahren, das sich in späteren Generationen wieder meldet. Zusammengefasst: Vor hundert Jahren hattet ihr das Gen in Reichweite, sogar in den Händen. Und es ist euch entglitten. Ein Fehler, Enid, ein Fehler, ein Fehler! Zu viel Spontaneität, zu viele Zufälle. Zu wenig Kontrolle, zu wenig Einflussnahme auf das zufällige Geschehen.«

»Wir hatten es«, sagte Enid an Gleanna mit verkniffenem Munde, »nicht mit Kaninchen zu tun, die man in Käfige sperren und wahlweise paaren kann.«

Fringilla, die dem Blick von Triss Merigold folgte, bemerkte, wie sich die Hände von Yennefer plötzlich um die geschnitzten Armlehnen des Sessels krampften.

Das also verbindet momentan Yennefer und Francesca, überlegte Triss fieberhaft, während sie noch immer dem Blick ihrer Freundin auswich. Berechnung. Denn es ist ja durchaus nicht ohne gelenkte Paarungen und Zucht abgegangen. Ja, ihre Pläne im Hinblick auf Ciri und den Königssohn von Kovir, so unwahrscheinlich sie erscheinen mögen, sind ja durchaus real. Sie haben das schon getan. Sie haben auf den Thron gesetzt, wen sie wollten, haben Verbindungen geknüpft und Dynastien geformt, wie sie sie brauchten, wie sie ihnen nützlich waren. Es wurden Verzauberungen eingesetzt, Aphrodisiaka, Elixiere. Könige und Königinnen schlossen plötzlich sonderbare, oft morganatische Ehen, oft entgegen allen Plänen, Absichten und Vereinbarungen. Und später gab man denen, die Kinder haben wollten, aber nicht sollten, insgeheim Mittel, die eine Schwangerschaft verhinderten. Diejenigen, die gebären sollten, aber nicht wollten, erhielten statt der erbetenen Mittel ein Placebo, Wasser mit Lakritzensaft. Daher all die unwahrscheinlichen verwandtschaftlichen Beziehungen. Calanthe, Pavetta... Und Ciri. Yennefer war darein verwickelt. Jetzt aber bereut sie es. Und zu Recht. Verdammt, wenn Geralt davon erfährt...

Sphingen, dachte Fringilla Vigo. Geschnitzte Sphingen auf den Sessellehnen. Ja, das sollte Zeichen und Wappen der Loge werden. Wissen, Geheimnis, Schweigen. Sie sind Sphingen. Sie erreichen mühelos, was sie wollen. Für sie ist es ein Kinderspiel, Kovir mit dieser ihrer Ciri zu verheiraten. Sie haben Macht. Sie haben Wissen. Und sie haben Mittel. Das Brillantkollier an Sabrina Glevissigs Hals dürfte fast ebenso viel kosten, wie die ganze Zahlungsbilanz des waldreichen und felsigen Kaedwen umfasst. Sie würden mühelos erreichen, was sie planen. Aber da gibt es einen Haken ...

Aha, dachte Triss Merigold, endlich kommt die Rede auf das, womit es hätte beginnen sollen. Auf die ernüchternde und den Eifer dämpfende Tatsache, dass sich Ciri in Nilfgaard befindet, in der Gewalt von Emhyr. Sehr weit von den hier geschmiedeten Plänen entfernt...

»Es steht außer Frage«, sagte Philippa, »dass Emhyr seit langem Jagd auf Ciri gemacht hat. Alle glaubten, es gehe um eine politische Heirat mit Cintra und den Besitz der Lehen, die das rechtmäßige Erbe des Mädchens sind. Man kann jedoch nicht ausschließen, dass es hier nicht um Politik geht, sondern um das Gen des Älteren Blutes, das Emhyr in die kaiserliche Linie einführen will. Wenn Emhyr weiß, was wir wissen, dann will er vielleicht, dass die Prophezeiung sich in seinem Geschlecht erfüllt, dass die künftige Königin der Welt in Nilfgaard geboren wird.«

»Berichtigung«, warf Sabrina Glevissig ein. Nicht Emhyr will das, sondern die Nilfgaarder Zauberer. Nur sie konnten das Gen aufspüren und Emhyr über seine Bedeutung unterrichten. Die hier anwesenden Nilfgaarder Damen werden sich gewiss dazu verstehen, das zu bestätigen und ihre Rolle in der Intrige zu erklären.«

»Mich wundert« – Fringilla konnte sich nicht zurückhalten – »die Tendenz der Damen, Intrigennetze im fernen Nilfgaard aufzuspüren, während doch alles bisher Gesagte darauf hindeutet, dass die Verschwörer und Verräter weit näher bei euch selbst zu suchen sind.«

»Eine ebenso unverblümte wie treffende Bemerkung.« Sheala de Tancarville brachte mit einem scharfen Blick Sabrina zum Schweigen, die zu einer Entgegnung angesetzt hatte. »Die Information über das Ältere Blut ist von uns nach Nilfgaard durchgesickert, alles bisher Gesagte weist darauf hin. Haben die Damen vielleicht Vilgefortz vergessen?«

»Ich nicht.« In Sabrinas schwarzen Augen flammte sekundenlang Hass auf. »Ich habe ihn nicht vergessen!«

»Die Zeit für ihn wird kommen.« Keira Metz ließ bedrohlich die Zähne blitzen. »Doch vorerst geht es nicht um ihn, sondern darum, dass Ciri, dieses für uns so wichtige Ältere Blut, sich in der Hand Emhyrs var Emreis befindet, des Kaisers von Nilfgaard.«

»Der Kaiser«, teilte Assire ruhig mit und warf Fringilla einen Blick zu, »hat nichts in der Hand. Das in Darn Rowan festgehaltene Mädchen ist nicht Trägerin irgendeines außergewöhnlichen Gens. Sie ist durch und durch gewöhnlich. Ganz ohne Zweifel ist das nicht Ciri von Cintra. Es ist nicht das Mädchen, das der Kaiser gesucht hat. Und gesucht hat er diejenige, die das Gen besitzt. Er verfügte sogar über ihre Haare. Diese Haare habe ich untersucht und etwas gefunden, was ich nicht verstand. Aber jetzt verstehe ich es.«

»Ciri ist nicht in Nilfgaard«, sagte Yennefer leise. »Sie ist nicht dort.«

»Sie ist nicht dort«, bestätigte Philippa Eilhart gewichtig. »Emhyr ist betrogen worden, man hat ihm eine Doppelgängerin untergeschoben. Ich selbst weiß das seit gestern. Mich freut jedoch die aufrichtige Mitteilung von Frau Assire. Sie bestätigt, dass unsere Loge bereits funktioniert.«

Yennefer hatte große Mühe, das Zittern ihrer Hände und Lippen unter Kontrolle zu bekommen. Nur ruhig, sagte sie sich immer wieder, nur ruhig, sich nichts anmerken lassen, auf eine Gelegenheit warten. Und zuhören, zuhören, Information sammeln. Eine Sphinx. Eine Sphinx sein.

»Also ist es Vilgefortz.« Sabrina schlug mit der Faust auf den Tisch. »Nicht Emhyr, sondern Vilgefortz, dieser Zauberlump, dieser respektable Mistkerl! Hat sowohl Emhyr als auch uns angeführt!«

Yennefer beruhigte sich mit tiefen Atemzügen. Assire var Anahid, die Zauberin aus Nilfgaard, die sich in ihrem eng anliegenden Kleid sichtlich unwohl fühlte, erzählte von einem jungen Nilfgaarder Adligen. Yennefer wusste, von wem die Rede war, und ballte unwillkürlich die Fäuste. Der schwarze Ritter mit den Flügeln am Helm, Ciris Albtraum... Sie spürte die Blicke von Francesca und Philippa auf sich. Triss, deren Blick sie stattdessen suchte, wich dem ihren aus. Verdammt, dachte Yennefer, während sie mit Mühe ein gleichgültiges Gesicht zog, ich habe mich da vielleicht in etwas hineingeritten. In was für einen verdammten Schlamassel habe ich dieses Mädchen gezogen. Verdammt, wie soll ich dem Hexer in die Augen sehen ...

»Es gibt also eine hervorragende Gelegenheit«, rief mit erregter Stimme Keira Metz, »Ciri zu finden und zugleich Vilgefortz ans Leder zu gehen. Machen wir dem Lumpen Feuer unterm Hintern!«

»Dem Feuermachen muss das Auffinden von Vilgefortz' Versteck vorangehen«, spottete Sheala de Tancarville, die Zauberin aus Kovir, für die Yennefer nie besondere Sympathie empfunden hatte. »Aber bisher ist das niemandem gelungen. Nicht einmal einigen hier am Tisch sitzenden Damen, obwohl sie bei der Suche weder mit Zeit noch mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten gegeizt haben.«

»Es sind bereits zwei von Vilgefortz' zahlreichen Verstecken gefunden worden«, erwiderte Philippa Eilhart kalt. »Dijkstra sucht intensiv nach den übrigen, und ich würde ihn nicht unterschätzen. Manchmal bewähren sich dort, wo Magie versagt, Spitzel und Zuträger.«

Einer der Agenten in Dijkstras Begleitung schaute in den Kerker, schreckte zurück, stützte sich gegen die Mauer und wurde kreidebleich, als müsse er jeden Moment ohnmächtig werden. Dijkstra notierte sich in Gedanken, den empfindsamen Typ zur Papierarbeit zu versetzen. Doch als er selbst in die Zelle blickte, änderte er seine Ansicht sofort. Ihm drehte sich der Magen um. Er konnte sich jedoch vor den Untergebenen keine Blöße geben. Ohne Eile nahm er ein parfümiertes Tüchlein aus der Tasche, hielt es vor Nase und Mund und beugte sich über die nackte Leiche, die auf dem Steinfußboden lag.

»Bauch und Gebärmutter aufgeschnitten«, diagnostizierte er, wobei er sich zur Ruhe und zu einem kalten Ton zwang. »Sehr geschickt, mit der Hand eines Chirurgen. Dem Mädchen ist die Leibesfrucht entnommen worden. Als das geschah, lebte sie. Aber es geschah nicht heute. Sind alle in diesem Zustand? Lennep, mit dir rede ich.«

»Nein ...« Der Agent zuckte, löste den Blick von der Leiche. »Anderen ist der Kehlkopf mit einer zugedrehten Garotte gebrochen worden. Sie waren nicht schwanger... Aber wir werden sie sezieren...«

»Wie viele sind insgesamt gefunden worden?«

»Außer der hier vier. Keine konnte identifiziert werden.«

»Falsch«, widersprach Dijkstra hinter dem Tuch hervor. »Die hier habe ich schon identifizieren können. Das ist Jolie, die jüngste Tochter von Graf Lanier. Die vor einem Jahr spurlos verschwunden ist. Ich werde einen Blick auf die Übrigen werfen.«

»Manche hat das Feuer entstellt«, sagte Lennep. »Sie werden schwer zu erkennen sein ... Aber, Herr, außerdem... haben wir noch etwas gefunden ...« »Rede, hör auf zu stottern.«

»In dem Brunnen dort« – der Agent wies auf das im Boden klaffende Loch – »sind Knochen. Viele Knochen. Wir sind noch nicht dazu gekommen, sie herauszuholen und zu untersuchen, aber ich wette meinen Kopf, dass es alles Knochen von jungen Frauen sein werden. Wenn man Magier hinzuziehen würde, könnte man sie vielleicht identifizieren... Und die Eltern benachrichtigen, die immer noch ihre verschwundenen Töchter suchen...«

»Unter gar keinen Umständen.« Dijkstra wandte sich abrupt um. »Kein Wort über das, was hier gefunden worden ist. Zu niemandem. Vor allem nicht zu Magiern. Nach dem, was ich hier gesehen habe, verliere ich allmählich das Vertrauen zu ihnen. Lennep, sind die oberen Ebenen gründlich untersucht worden? Habt ihr nichts entdeckt, was uns bei der Suche nützen könnte?«

»Nichts, Herr.« Lennep senkte den Kopf.

»Sobald wir die Nachricht erhielten, sind wir hierhergeprescht, was die Pferde hergaben. Aber wir kamen zu spät. Es war alles verbrannt. Ein Feuer von schrecklicher Gewalt. Magisch, kein Zweifel. Nur hier, in den Kerkern, hat die Hitze nicht alles vernichtet. Ich weiß nicht, warum...«

»Aber ich weiß es. Das Feuer hat nicht Vilgefortz entfacht, sondern Rience oder ein anderes Faktotum des Zauberers. Vilgefortz hätte keinen Fehler gemacht, er hätte uns nichts hinterlassen als schwarzen Ruß an den Mauern. Ja, er weiß, dass das Feuer reinigt... Und Spuren auslöscht.«

»Das tut es«, murmelte Lennep. »Es gibt nicht einmal einen Beweis, dass dieser Vilgefortz überhaupt hier war...«

»Dann stellt solche Beweise her.« Dijkstra nahm das Tuch vom Gesicht. »Soll ich euch lehren, wie man das macht? Ich weiß, dass Vilgefortz hier war. Im Verlies ist außer den Leichen nichts übriggeblieben? Was ist da, hinter dieser Eisentür?«

»Erlaubt, Herr.« Der Agent nahm eine Fackel aus der Hand eines Gehilfen. »Ich zeige es Euch.«

Es bestand kein Zweifel, dass das magische Feuer, das alles in Asche legen sollte, was sich im Verlies befand, just hier seinen Ausgang genommen hatte, in dem großen Raum hinter der Eisentür. Ein Fehler in dem Zauberspruch hatte den Plan in erheblichem Maße zunichte gemacht, dennoch war der Brand stark und heftig gewesen. Das Feuer hatte die Regale, die eine der Wände einnahmen, verkohlen lassen, die gläsernen Gefäße bersten und schmelzen lassen, alles in eine stinkende Masse verwandelt. In dem Raum unzerstört geblieben waren nur ein Tisch mit einer Platte aus Blech und zwei in den Fußboden eingemauerte Sessel von sonderbaren Formen. Sonderbar, aber dennoch von unzweifelhafter Bestimmung.

»Das ist so konstruiert« – Lennep schluckte, während er auf die Sessel und die an ihnen angebrachten Halterungen zeigte –, »dass es die Beine... gespreizt... hält. Weit gespreizt.«

»Der Hurensohn«, knurrte Dijkstra mit zusammengebissenen Zähnen. »Der verdammte Hurensohn...«

»In dem Abfluss unter dem hölzernen Sessel«, fuhr der Agent leise fort, »haben wir die Spuren von Blut, Kot und Urin gefunden. Der stählerne Sessel ist ganz neu, anscheinend nie benutzt worden. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll...«

»Aber ich weiß es«, sagte Dijkstra. »Dieser stählerne Sessel war für jemand Besonderen bestimmt. Für jemanden, bei dem Vilgefortz spezielle Fähigkeiten vermutete.«

»Ich unterschätze Dijkstra und seinen Geheimdienst keineswegs«, sagte Sheala de Tancarville. »Ich weiß, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis Vilgefortz gefunden wird. Ich will aber das Motiv einer persönlichen Rache, das einige von den Damen zu bewegen scheint, außer Acht lassen und erlaube mir anzumerken, dass es keineswegs sicher ist, dass Vilgefortz Ciri hat.«

»Wenn nicht Vilgefortz, wer hat sie dann? Sie war auf der Insel. Soviel ich weiß, hat keine von uns sie dort wegteleportiert. Weder Dijkstra noch einer von den Königen hat sie, das wissen wir. Und in den Trümmern des Tor Lara ist ihr Körper nicht gefunden worden.«

»Der Tor Lara«, sagte Ida Emean langsam,

»hat einst ein sehr starkes Portal beherbergt. Schließt ihr aus, dass das Mädchen durch dieses Portal von Thanedd geflohen ist?«

Yennefer schloss die Augen bis auf einen Spalt, krallte die Fingernägel in die Köpfe der Sphingen an den Armlehnen. Nur ruhig, dachte sie. Nur ruhig. Sie spürte Margaritas Blick auf sich, hob aber nicht den Kopf.

»Wenn Ciri durch den Teleport vom Tor Lara gegangen ist«, sagte die Rektrix von Aretusa mit etwas veränderter Stimme, »dann fürchte ich, dass wir unsere Pläne und Projekte vergessen können. Ich fürchte, dass wir Ciri womöglich niemals mehr zu Gesicht bekommen. Das nicht mehr existierende Portal im Turm der Möwe war defekt, verzerrt. Tödlich.«

»Wovon reden wir hier eigentlich?«, explodierte Sabrina. »Um das Portal im Turm überhaupt zu entdecken, um es wahrzunehmen, musste man Magie des vierten Grades anwenden! Und um das Portal in Betrieb zu nehmen, brauchte man Erzmeister- Fähigkeiten! Ich weiß nicht, ob Vilgefortz dazu imstande gewesen wäre – wie dann irgendein fünfzehnjähriger Backfisch! Wie könnt ihr überhaupt so etwas annehmen? Wer, meint ihr, ist dieses Mädchen? Was stellt sie dar?«

»Ist es denn wichtig«, sagte gedehnt Stefan Skellen,genanntderUhu, Untersuchungsführer Kaiser Emhyrs var Emreis, »was sie darstellt, Herr Bonhart? Und ob sie überhaupt etwas darstellt? Ich bin daran interessiert, dass es sie überhaupt nicht mehr gibt. Dafür zahle ich Euch hundert Florin. Wenn es Euch beliebt, dann stellt fest, was sie darstellt, nachdem Ihr sie getötet habt oder vorher, ganz wie Ihr wollt. Der Preis wird davon nicht steigen, selbst wenn Ihr etwas herausfinden solltet, darauf weise ich nachdrücklich und loyal hin.«

»Und wenn ich sie lebendig liefere?«

»Auch nicht.«

Der Mann mit dem Namen Bonhart, von riesenhaftem Wuchs, aber knochig wie ein Skelett, zwirbelte sich den grauen Schnurrbart. Die andere Hand ruhte auf dem Schwert, die ganze Zeit über, als wollte er die Schnitzerei des Knaufs vor Skellens Blick verbergen.

»Soll ich den Kopf bringen?«

»Nein.« Der Uhu verzog das Gesicht. »Was soll ich mit ihrem Kopf? Ihn in Honig konservieren?«

»Als Beweis.«

»Ich vertraue Eurem Wort. Ihr seid berühmt, Bonhart. Auch für Solidität.«

»Danke für die Anerkennung.« Der Kopfgeldjäger lächelte, und obwohl Skellen zwanzig bewaffnete Mann vor der Herberge hatte, lief es ihm beim Anblick dieses Lächelns kalt über den Rücken. »Sie sollte mir zustehen, aber ich finde sie selten. Den Herren Baronen und den Herren Varnhagen muss ich die Köpfe aller Ratten vorweisen, sonst zahlen sie nicht. Wenn Ihr den Kopf von Falka nicht benötigt, dann werdet Ihr hoffentlich nichts dagegen haben, wenn ich ihn der Sammlung hinzufüge?«

»Um einen zweiten Preis zu kasssieren? Und die Berufsethik?«

»Ich, wohlgeborener Herr Skellen« – Bonhart kniff die Augen zusammen –, »lasse mich nicht fürs Töten bezahlen, sondern für den Dienst, den ich damit erweise. Und einen Dienst erweise ich ja sowohl Euch als auch den Varnhagens.«

»Logisch«, stimmte der Uhu zu. »Tut, was Ihr für richtig haltet. Wann kann ich Euch erwarten, um Euch die Belohnung auszuzahlen?«

»In Bälde.«

»Das heißt?«

»Die Ratten reiten zum Banditenweg, sie gedenken in den Bergen zu überwintern. Ich werde ihnen den Weg abschneiden. Zwanzig Tage, nicht länger.«

»Seid Ihr Euch in Bezug auf ihre Route sicher?«

»Sie waren bei Fen Aspra, haben dort einen Geleitzug und zwei Kaufleute ausgeraubt. Sie haben in der Nähe von Tyffia gehaust. Dann sind sie nachts in Druigh eingefallen, um auf einem Bauernfest zu tanzen. Schließlich haben sie Loredo einen Besuch abgestattet. Dort in Loredo hat Falka einen Mann niedergemacht. Auf eine Art, dass die Leute heute noch, wenn sie davon reden, mit den Zähnen klappern. Deswegen habe ich auch gefragt, was an dieser Falka so Besonderes ist.«

»Vielleicht so etwas wie auch an Euch«, spottete Stefan Skellen. »Obwohl, nein, entschuldigt. Ihr nehmt ja kein Geld fürs Töten, sondern für erwiesene Dienste. Ihr seid ein echter Handwerker, Bonhart, ein rechter Profi. Ein Beruf wie jeder andere? Jede Menge Arbeit? Man wird dafür bezahlt, und von etwas leben muss man ja? Hm?«

Der Kopfgeldjäger schaute ihn lange an. So lange, dass das Lächeln schließlich aus dem Gesicht des Uhus verschwand.

»In der Tat«, sagte er. »Leben muss man. Der eine verdient sich seinen Lebensunterhalt mit dem, was er kann. Ein anderer tut, was er muss. Ich hatte im Leben immer Glück wie sonst kaum einer, höchstens die eine oder andere Hure. Ich werde für ein Handwerk bezahlt, das ich aufrichtig und wirklich liebe.«

Die Pause für einen Imbiss und zum Anfeuchten der vom Reden ausgetrockneten Kehlen, die Philippa vorschlug, begrüßte Yennefer mit Erleichterung, Freude und Hoffnung. Doch bald erwies sich, dass die Hoffnungen verfehlt waren. Margarita, die sichtlich den Wunsch hatte, mit ihr zu reden, wurde von Philippa ans andere Ende des Saals gezogen. Triss Merigold, die sich ihr näherte, wurde von Francesca begleitet. Die Elfe überwachte ungeniert das Gespräch. Yennefer sah jedoch die Unruhe in den kornblumenblauen Augen von Triss und war sich sicher, dass selbst in einem Gespräch ohne Zeugen Bitten um Hilfe zwecklos gewesen wären. Triss war zweifellos schon mit ganzer Seele der Loge ergeben. Und zweifellos spürte sie, dass Yennefers Loyalität noch immer unstet war.

Triss versuchte, ihr eine Freude zu machen, indem sie versicherte, Geralt sei im Brokilon in Sicherheit und dank den Bemühungen der Dryaden auf dem Wege der Besserung. Wie üblich, wenn sie von Geralt sprach, errötete sie. Er muss sie seinerzeit mächtig beeindruckt haben, dachte Yennefer nicht ohne Schadenfreude. Sie hat solche wie ihn vorher nicht gekannt. Sie wird ihn nicht so bald vergessen. Und das ist gut so.

Sie nahm die Mitteilung scheinbar gleichgültig auf, mit einem Schulterzucken. Sie kümmerte sich nicht darum, dass weder Triss noch Francesca ihr die Gleichgültigkeit glaubten. Sie wollte allein sein und ihnen das zu verstehen geben.

Sie verstanden es.

Sie stellte sich ans entfernte Ende des Buffets, widmete sich den Austern. Sie aß vorsichtig, sie hatte noch immer Schmerzen, die Folgen der Kompression. Wein zu trinken, wagte sie nicht, da sie nicht wusste, wie sie reagieren würde.

»Yennefer?«

Sie wandte sich um. Fringilla Vigo lächelte leicht, den Blick auf das kurze Messer gerichtet, das Yennefer in der Hand umkrampft hielt. »Ich sehe und fühle«, sagte sie, »dass du lieber mich als die Austern aufschneiden würdest. Noch immer Feindschaft?«

»Die Loge«, erwiderte Yennefer kalt,

»verlangtwechselseitigeLoyalität. Freundschaft ist nicht obligatorisch.«

»Ist sie nicht und sollte sie nicht sein.« Die Nilfgaarder Zauberin schaute sich im Saal um.

»Freundschaft entsteht entweder in einem lang andauernden Prozess, oder sie ist spontan.«

»Mit der Feindschaft scheint es ähnlich zu sein.« Yennefer öffnete die Auster und schlürfte den Inhalt zusammen mit dem Meerwasser. »Manchmal siehst du jemanden für den Bruchteil einer Sekunde, unmittelbar bevor dir das Augenlicht genommen wird, und schon kannst du ihn nicht leiden.«

»Oh, die Sache mit der Feindschaft ist wesentlich komplizierter.« Fringilla kniff die Augen zusammen. »Nehmen wir an, jemand, den du auf dem Gipfel der Anhöhe überhaupt nicht erkennst, reißt vor deinen Augen deinen Freund in Stücke. Du siehst überhaupt nichts und kennst den anderen nicht, aber du kannst ihn nicht leiden.«

»Das kommt vor.« Yennefer zuckte mit den Schultern. »Das Schicksal spielt allerlei Streiche.«

»Das Schicksal«, sagte Fringilla leise, »ist praktisch unberechenbar wie ein launisches Kind. Freunde wenden sich mitunter ab, und Feinde machen sich nützlich. Man kann beispielsweise mit ihnen unter vier Augen sprechen. Niemand versucht einen daran zu hindern, niemand unterbricht einen, niemand lauscht. Alle glauben, worüber können diese beiden Feindinnen schon reden? Über nichts Wesentliches. Sagen sich so allerlei Banalitäten und verschießen ab und zu Pfeile.«

»Zweifellos« – Yennefer nickte – »denken alle so. Und sie haben recht.«

Fringilla hatte es nicht eilig. »Umso günstiger wird es für uns unter solchen Bedingungen sein, eine gewisse Frage anzuschneiden, die wichtig und nicht banal ist.«

»An welche Frage denkst du?«

»Die Frage der Flucht, die du planst.« Yennefer, die gerade die zweite Auster öffnete, hätte sich um ein Haar in den Finger geschnitten. Sie blickte sich verstohlen um, dann betrachtete sie die Nilfgaarderin unter gesenkten Lidern hervor. Fringilla Vigo deutete ein Lächeln an.

»Sei so nett und leih mir das Messer. Für die Auster. Eure Austern sind hervorragend. Bei uns im Süden ist es schwer, solche zu bekommen. Vor allem jetzt, unter den Bedingungen der Kriegsblockade ... Eine Blockade ist etwas sehr Schlechtes. Nicht wahr?«

Yennefer räusperte sich leise.

»Ich habe es bemerkt.« Fringilla schlürfte die Auster aus, griff nach einer zweiten. »Ja, Philippa schaut zu uns herüber. Assire auch. Assire fürchtet sicherlich um meine Loyalität gegenüber der Loge. Eine bedrohte Loyalität. Sie ist bereit zu glauben, ich könnte dem Mitleid erliegen. Hmmm ... Der geliebte Mann massakriert. Das Mädchen, das wie eine Tochter war, entführt, vielleicht gefangen ... Vielleicht droht ihr der Tod? Oder vielleicht nur, dass sie als Karte in einem Falschspiel benutzt wird? Ich gebe dir mein Wort, ich würde das nicht aushalten. Ich würde auf der Stelle fliehen. Bitte, nimm das Messer. Genug von diesen Austern, ich muss auf die Linie achten.«

»Eine Blockade, wie du eben zu bemerken geruhtest«, flüsterte Yennefer und schaute der Nilfgaarder Zauberin in die Augen, »ist etwas sehr Schlechtes. Geradezu Schädliches. Sie erlaubt nicht, zu tun, wozu man Lust hat. Eine Blockade kann man überwinden, wenn man die... Mittel hat. Ich habe sie nicht.«

»Rechnest du damit, dass ich sie dir gebe?« Die Nilfgaarderin betrachtete die raue Schale der Auster, die sie immer noch in der Hand hielt. »Oh, das kommt nicht in Frage. Ich bin der Loge gegenüber loyal, und die Loge möchte natürlich nicht, dass du den geliebten Personen zu Hilfe eilst. Außerdem bin ich deine Feindin, wie konntest du das vergessen, Yennefer?«

»In der Tat. Wie konnte ich?«

»Eine Freundin«, sagte Fringilla leise, »würde ich warnen, dass sie selbst im Besitz der Komponenten für eine Teleportation nicht imstande sein würde, die Blockade unbemerkt zu durchbrechen. Solch eine Operation braucht Zeit und fällt zu sehr ins Auge. Etwas besser ist ein unauffälliger, natürlicher Attraktor. Ich wiederhole: etwas. Eine Teleportation zu einem improvisierten Attraktor ist, wie du sicherlich weißt, sehr riskant. Wenn sich eine Freundin zu solch einem Risiko entschlösse, dann würde ich ihr abraten. Aber du bist ja keine.«

Fringilla neigte die Schale in ihrer Hand und ließ ein wenig Meerwasser auf die Tischplatte fließen.

»Und damit beenden wir dieses banale Gespräch«, sagte sie. »Die Loge verlangt von uns nur wechselseitige Loyalität. Freundschaft ist zum Glück nicht obligatorisch.«

»Sie hat sich teleportiert«, stellte Francesca Findabair kalt und emotionslos fest, sobald sich die von Yennefers Verschwinden ausgelöste Verwirrung gelegt hatte. »Es lohnt sich nicht, sich zu ereifern, meine Damen, wir können nichts machen. Sie ist zu weit weg. Es war mein Fehler. Ich habe den Verdacht, dass ihr Obsidianstern das Echo der Sprüche überdeckt...«

»Wie hat sie das gemacht, verdammt?«, schrie Philippa. »Das Echo konnte sie unterdrücken, das ist nicht schwer. Aber durch welches Wunder hat sie sich ein Portal geöffnet? Montecalvo hat eine Blockade!«

»Ich habe sie nie leiden können.« Sheala de Tancarville zuckte mit den Schultern. »Ich habe ihre Lebensweise nie gebilligt. Aber ihre Fähigkeiten habe ich nie in Zweifel gezogen.«

»Sie wird alles ausplaudern!«, ereiferte sich Sabrina Glevissig. »Alles über die Loge! Sie fliegt geradewegs zu ...«

»Unsinn«, fiel ihr Triss Merigold energisch ins Wort, den Blick auf Francesca Findabair und Ida Emean gerichtet. »Yennefer wird uns nicht verraten. Sie ist nicht geflohen, um uns zu verraten.«

»Triss hat recht«, pflichtete ihr Margarita Laux-Antille bei. »Ich weiß, warum sie geflohen ist, wen sie retten will. Ich habe die beiden, sie und Ciri, zusammen gesehen. Und ich verstehe alles.«

»Aber ich verstehe gar nichts!«, schrie Sabrina, und es wurde wieder laut.

Assire var Anahid beugte sich zu ihrer Freundin hin. »Ich frage nicht, warum du das getan hast«, flüsterte sie. »Ich frage nicht, wie du es getan hast. Ich frage: Wohin?«

Fringilla Vigo lächelte sacht und strich mit den Fingern über den geschnitzten Sphinxkopf an der Armlehne des Sessels.

»Woher soll ich denn wissen«, flüsterte sie zurück, »von welcher Küste diese Austern stammen?«

*Itlina, eigentlich Ithlinne Aegli, Tochter von Aevenien, legendäre Elfenheilerin, Astrologin und Seherin, bekannt durch Weissagungen, Visionen und Prophezeiungen, deren berühmteste Aen Ithlinnespeath ist, die Weissagung Itlinas. Vielfach abgeschrieben und in vielerlei Form herausgegeben, erfreute sich die Weissagung zu verschiedenen Zeiten großer Beliebtheit, und die ihr angefügten Kommentare, Schlüssel und Erklärungen passten sich an die jeweiligen Zeitläufte an, was die Überzeugung von den großen hellseherischen Fähigkeiten der I. bestärkte. Insbesondere besteht die Ansicht, I. habe die Nördlichen Kriege (1239–1268), die Großen Seuchen (1268, 1212 und 1294), den blutigen Krieg der Zwei Einhörner (1309–1318) und die Invasion der Haak (1350) vorhergesagt. I. soll auch die seit Ende des XIII. Jahrhunderts beobachteten Klimaveränderungen (die »Weiße Kälte«) vorhergesagt haben, die der Aberglaube immer für den Beginn des Weltuntergangs hielt und mit dem Auftreten der Vernichterin (s. d.) in Zusammenhang brachte. Dieser Passus aus der Weissagung I.s gab den Anlass zu den berüchtigten Verfolgungen von Zauberinnen (I271–1276) und bewirkte den Tod vieler unglücklicher junger Frauen und Mädchen, die für Verkörperungen der Vernichterin gehalten wurden. Heute sehen zahlreiche Forscher in I. eine legendäre Gestalt und in den »Prophezeiungen« eine durchweg in der Neuzeit hergestellte Apokryphe und geschickte literarische Fälschung.*

Effenberg und Talbot, *Encyclopaedia Maxima Mundi, Bd. X*

# Das siebte Kapitel

Die Kinder, die den wandernden Märchenerzähler Pfiffer wie ein Kranz umgaben, protestierten mit unbeschreiblichem und chaotischem Lärm. Connor, der Sohn des Schmieds, der älteste, stärkste und mutigste und zudem noch derjenige, der dem Märchenerzähler in einem Doppeltopf Kohlsuppe und mit Speckschwarten angemachte Kartoffeln mitgebracht hatte, trat schließlich als Sprecher vor und tat die Meinung aller kund.

»Ja was denn?«, rief er. »Ja was denn, Großvater? Was heißt: >Schluss für heute ?< Gehört sich das, an so einer Stelle mit dem Märchen aufzuhören? Uns so hängenzulassen? Wir wollen wissen, was danach geschah! Wir werden nicht warten, bis Ihr wieder im Dorf vorbeikommt, denn das kann in einem halben Jahr oder einem ganzen sein! Erzählt weiter!«

»Die Sonne ist untergegangen«, erwiderte der Alte. »In die Bettchen gehört ihr, ihr Grünschnäbel. Wenn ihr morgen bei der Arbeit gähnt und stöhnt, was werden eure Eltern dann sagen? Ich weiß, was sie sagen werden. Der alte Pfiffer hat ihnen wieder bis Mitternacht Märchen erzählt, den Kindern mit Geschichten den Kopf vernebelt, sie um den Schlaf gebracht. Wenn der wieder zu uns ins Dorf kommt, kriegt er nichts, keinen Brei, keine Klöße und keine Speckgrieben, sondern er gehört aus dem Dorf gejagt, der Alte, weil er mit seinen Märchen nichts wie Schaden und Scherereien macht...«

»Gar nicht! Werden sie nicht sagen!«, schrien die Kinder im Chor. »Erzählt noch mehr, Großvater! Bitte!«

»Hmmm...«, murmelte der Alte mit einem Blick zur Sonne, die hinter den Baumwipfeln am anderen Ufer der Jaruga versank. »Na schön. Aber dann geht die Abmachung so: Einer von euch springt nach Hause und bringt mir Sauermilch, damit ich mir die Kehle mit was anfeuchten kann. Die anderen überlegen sich inzwischen, von wem ich erzählen soll, denn von allen – das schaffe ich heute nicht, und wenn ich bis morgen früh rede. Ihr müsst euch also entscheiden: Von wem jetzt und von wem ein andermal.«

Wieder begannen die Kinder zu lärmen, überschrien einander.

»Still!«, rief Pfiffer und fuchtelte mit seinem Wanderstab. »Ich hab gesagt, entscheiden, aber nicht wie die Eichelhäher: rätsch-rätsch, rätsch-rätsch-rätsch! Also von wem? Von wem soll ich erzählen?«

»Von Yennefer«, piepste Nimue, die jüngste unter den Zuhörern – weshalb sie Däumelinchen genannt wurde –, während sie die auf ihrem Schoß schlafende Katze streichelte. »Erzählt uns doch davon, was weiter mit der Zauberin passiert ist, Großvater. Wie sie mit Zauberei von diesem Kowe ... Kowent auf dem Kahlen Berge geflohen ist, um Ciri zu retten. Das möchte ich gern hören. Denn wenn ich groß bin, werde ich Zauberin.«

»Ausgerechnet du!«, rief Bronik, der Sohn des Müllers. »Wisch dir den Rotz von der Nase, Däumelinchen, weil, bei den Zauberern nehmen sie keine Rotznasen in die Lehre! Und Ihr, Großvater, erzählt nicht von Yennefer, sondern von Ciri und den Ratten, wie sie auf Raub gegangen sind und sich geschlagen haben...«

»Seid still«, sagte Connor, finster und nachdenklich. »Dumm seid ihr, weiter nichts. Wenn wir heute noch was zu hören kriegen, dann muss das irgendeine Ordnung haben. Erzählt uns, Großvater, vom Hexer und seinen Gefährten, wie sie über die Jaruga gegangen sind ...«

»Ich will aber Yennefer«, piepste Nimue.

»Ich auch«, meldete sich Ork zu Wort, ihre ältere Schwester. »Von ihr und ihrem Hexer. Wie sie sich geliebt haben. Und es soll gut ausgehen, Großvater! Ich will nicht, dass jemand stirbt, nein!«

»Sei still, dummes Ding, wer schert sich denn um Liebe! Vom Krieg wollen wir hören, vom Kampf!«

»Vom Hexerschwert!«

»Von Ciri und den Ratten!«

»Macht die Fressluken zu.« Connor blickte drohend um sich. »Sonst nehm ich den Knüttel und verdresch euch, ihr Kroppzeug! Ich hab gesagt: Es muss Ordnung haben. Soll der Großvater weiter vom Hexer erzählen, davon, wie er durchs Land gezogen ist mit Rittersporn, mit Milva ...«

»Ja!«, piepste Nimue wieder. »Von Milva wollen wir hören, von Milva! Denn wenn mich die Zauberer nicht nehmen, dann werd ich Bogenschützin!«

»Dann ist es entschieden«, sagte Connor.

»Und höchste Zeit, weil der Großvater, seht doch, der wird gleich einschlafen, er lässt schon den grauen Kopf hängen und pickt mit der Nase nach unten wie'n Wachtelkönig... He, Großvater! Schlaft nicht! Erzählt uns vom Hexer Geralt. Von der Stelle an, wo er an der Jaruga seine Mannschaft gefunden hat.«

»Aber vorher«, warf Bronik ein, »damit wir nicht vor Neugier platzen, sagt uns, Großvater, wenigstens ein bisschen was über die anderen. Was mit ihnen war. Dann können wir besser abwarten, bis Ihr wieder ins Dorf kommt, um das Märchen weiterzuerzählen. Sagt es wenigstens ganz kurz. Was mit Yennefer war und mit Ciri. Bitte.«

»Yennefer« – Pfiffer kicherte – »ist mit einer Beschwörung aus dem Zaubererschloss weggeflogen, wo Kahler Berg hieß. Und ist geradwegs ins Meer geplumpst. In des Ozeans stürmische Wellen, zwischen spitzige Felsen. Aber keine Angst, für eine Magierin ist so was ein Pappenstiel, sie ist nicht ertrunken. Ist zu den Skellige-Inseln gelangt, hat dort Verbündete gefunden. Denn wisst ihr, sie hatte eine riesige Wut auf den Zauberer Vilgefortz. Sie glaubte fest, dass der es war, der Ciri entführt hatte, da wollte sie ihn aufspüren, bittere Rache an ihm nehmen und Ciri befreien. Und fertig. Ich erzähle ein andermal, wie das war.« »Und Ciri?«

»Ciri ist weiter mit den Ratten auf Raub ausgezogen, hat sich unter dem Namen Falka versteckt. Ihr gefiel das Räuberleben, denn obwohl das damals niemand wusste, steckten in diesem Mädchen Bosheit und Grausamkeit, all das Schlechteste, was in einem Menschen verborgen ist, kam bei ihr zum Vorschein und gewann allmählich die Oberhand über das Gute. Oi, einen großen Fehler hatte der Hexer in Kaer Morhen gemacht, als er ihr das Töten beibrachte! Dabei wusste Ciri, wenn sie jemandem den Tod gab, gar nicht, dass ihr selber der Knochenmann auf den Fersen war. Denn schon stellte ihr der schreckliche Bonhart nach, war ihr auf der Spur. Es war ihnen vorherbestimmt, sich zu begegnen, Bonhart und Ciri. Aber davon erzähle ich ein andermal. Jetzt aber sollt ihr vom Hexer hören.«

Die Kinder wurden still, setzten sich im engen Kreis um den Alten. Sie lauschten. Die Nacht fiel herein. Die Hanfstauden, die Himbeersträucher und die Malven, die bei der Hütte wuchsen, verwandelten sich plötzlich in einen unheimlichen, finsteren Wald. Was raschelte darin? War das eine Maus oder ein schrecklicher, flammenäugiger Elf? Oder vielleicht eine Striege oder eine Jaga, die es auf Kinder abgesehen hatte? Stampfte da ein Ochse im Stall, oder donnerten die Hufe der Kriegsperde grausamer Angreifer, die wieder wie vor hundert Jahren die Jaruga überquerten? Huschte da ein Ziegenmelker vor der Mondscheibe dahin, oder war es vielleicht ein Vampir, den es nach Blut verlangte? Oder vielleicht eine Zauberin, die mit einer Beschwörung zum fernen Meer flog?

»Der Hexer Geralt«, begann der Märchenerzähler, »eilte zusammen mit seinen neuen Gefährten nach Angren, wo es Sümpfe gibt und Wälder. Das waren damals Wälder, oho, nicht solche wie heutzutage, heutzutage gibt es solche Wälder nicht mehr, höchstens im Brokilon vielleicht... Die Gefährten wanderten nach Osten, die Jaruga stromauf, zu den Dickichten des Schwarzen Waldes. Erst ging es gut mit ihnen, aber dann, oho ... Ich erzähl euch, was dann geschah ...«

Das Märchen von lang vergangenen, vergessenen Zeiten floss dahin, entspann sich. Die Kinder lauschten.

Der Hexer saß auf einem Baumstumpf am oberen Rande eines Steilhangs, von dem man das Weidengestrüpp und das Röhricht am Ufer der Jaruga überblickte. Die Sonne ging unter. Die Kraniche stiegen aus den Feuchtwiesen auf, riefen ihr »Gru-gru«, während sie im Keil dahinflogen.

Es ist alles schiefgegangen, dachte der Hexer, während er zur Ruine der Holzfällerhütte und zu der dünnen Rauchschnur zurückschaute, die von Milvas Lagerfeuer aufstieg. Alles hat sich gegen uns gekehrt. Dabei hatte es so gut angefangen. Eine sonderbare Mannschaft hatte ich, aber es war eine Mannschaft. Wir hatten ein Ziel vor uns, ein nahes, reales, konkretes Ziel. Durch Angren nach Osten, zum Caed Dhu. Es lief richtig gut. Aber es musste alles schiefgehen. Pech oder Fatum?

Die Kraniche ließen ihren Stundenruf ertönen.

Emiel Regis Rohellec Terzieff-Godefroy ritt auf dem braunen Nilfgaarder Hengst voran, der dem Hexer vor Armeria zugelaufen war. Obwohl der Hengst sich anfangs etwas gegen den Vampir und seinen Kräutergeruch sträubte, gewöhnte er sich rasch daran und machte nicht mehr Schwierigkeiten als die neben ihm gehende Plötze, die, von einer Bremse gestochen, heftig ausschlagen konnte. Hinter Regis und Geralt folgte auf Pegasus Rittersporn mit bandagiertem Kopf und kriegerischer Miene. Er dichtete unterwegs ein rhythmisches Heldenlied, das, kämpferisch in Melodie und Reimen, Reminiszenzen an die jüngsten Abenteuer anklingen ließ. Die Form des Werks ließ kaum Zweifel daran, dass während dieser Abenteuer gerade der Verfasser und Darbieter des Liedes sich als der Tapferste der Tapferen erwiesen hatte. Den Zug beschlossen Milva und Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach. Cahir ritt auf dem wiedergewonnenen Kastanienbraunen und zog den Grauschimmel am Zügel nach, auf den sie einen Teil ihrer bescheidenen Ausrüstung geladen hatten.

Schließlich kamen sie aus den Feuchtgebieten am Flusse auf höher gelegenes und trockenes Terrain, auf Anhöhen, von denen aus sie im Süden das schimmernde Band der Großen Jaruga betrachten konnten, im Norden jedoch das hohe und felsige Vorfeld des fernen Mahakam-Massivs. Das Wetter war schön, die liebe Sonne wärmte, die Mücken hatten aufgehört, zu stechen und ihnen um die Ohren zu schwirren. Stiefel und Hosenbeine trockneten. An den Hängen auf der Sonnenseite waren die Brombeersträucher schwarz von Früchten, die Pferde fanden Gras, die herabrinnenden Bäche führten kristallklares Wasser und waren voll Forellen. Wenn die Nacht hereinbrach, konnte man ein Lagerfeuer entfachen und sich sogar danebenlegen. Kurzum, alles war prächtig, und die Laune hätte sich augenblicklich bessern müssen. Sie besserte sich nicht. Der Grund dafür zeigte sich bei einem der ersten Biwaks.

»Warte einen Moment, Geralt«, begann der Dichter, schaute sich um und räusperte sich.

»Geh nicht gleich wieder zum Lager. Wir wollen hier, unter uns, mit dir reden, Milva und ich. Es geht um ... Na, um Regis.«

»Aha.« Der Hexer legte den Armvoll Feuerholz auf den Boden. »Ihr habt Angst gekriegt? Das war an der Zeit.«

»Hör auf.« Rittersporn runzelte die Stirn. »Wir haben ihn als Kameraden akzeptiert, er hat sich bereiterklärt, uns bei der Suche nach Ciri zu helfen. Er hat meinen Hals aus der Schlinge gezogen, das werde ich ihm nicht vergessen. Aber, verdammt, wir haben wirklich irgendwie Angst. Wundert dich das? Dein Leben lang hast du solche wie ihn aufgespürt und getötet.«

»Ihn habe ich nicht getötet. Und habe es auch nicht vor. Genügt dir diese Erklärung? Wenn nicht, dann bin ich, sosehr es mich in der Seele jammert, außerstande, dich von deinen Ängsten zu heilen. Es ist paradox, aber der Einzige unter uns, der sich aufs Heilen versteht, ist gerade er, Regis.«

»Ich habe gesagt, hör auf«, sagte der Troubadour entnervt. »Du redest nicht mit Yennefer, erspar dir und uns die geschraubten Redensarten. Gib eine einfache Antwort auf eine einfache Frage.«

»Dann stell sie. Ohne geschraubte Redensarten.«

»Regis ist ein Vampir. Es ist kein Geheimnis, wovon sich Vampire ernähren. Was geschieht, wenn er ordentlich Hunger bekommt? Ja, ja, wir haben gesehen, er hat Fischsuppe gegessen, seither isst und trinkt er zusammen mit uns, ganz normal, wie jeder von uns. Aber wird er... wird er imstande sein, den Durst zu bezwingen... Geralt, muss ich dir jedes Wort aus der Nase ziehen?«

»Er hat seinen Blutdurst bezwungen, obwohl er in der Nähe war, als dir das Blut vom Kopf gelaufen ist. Als er dich verbunden hat, hat er sich nicht einmal die Finger abgeleckt. Und damals, bei Vollmond, als wir uns mit dem Mandragorastoff betrunken und in seiner Hütte geschlafen haben, hatte er eine prima Gelegenheit, uns an die Hälse zu gehen. Hast du nachgesehen, ob du Spuren an deinem Schwanenhals hast?«

»Spotte nicht, Hexer«, schimpfte Milva. »Du weißt ja mehr über Fangpire als wir. Über Rittersporn machst du dich lustig, jetzt antworte mir. Ich bin in der Wildnis großgeworden, in keine Schule gegangen, ungebildet. Ist aber nicht meine Schuld, da gibt's nichts zu spotten. Ja, es ist eine Schande, aber ich fürcht mich auch ein bisschen vor diesem ... Regis.«

»Nicht ohne Grund.« Geralt nickte. »Das ist ein sogenannter höherer Vampir. Überaus gefährlich. Wenn er unser Feind wäre, würde ich mich auch vor ihm fürchten. Aber, zum Teufel, er ist aus mir unbekannten Gründen unser Gefährte. Gerade führt er uns zum Caed Dhu, zu den Druiden, die mir helfen könnten, etwas über Ciri zu erfahren. Ich bin verzweifelt, also will ich diese Chance nutzen, nicht auf sie verzichten. Darum bin ich bereit, einen Vampir zum Gefährten zu haben.«

»Nur darum?«

»Nein«, erwiderte er mit einem gewissen Zögern, doch dann entschloss er sich zur Offenheit. »Nicht nur. Er... er verhält sich richtig. Im Lager an der Chotla, bei dem Gericht über das Mädchen, hat er nicht gezögert zu handeln. Obwohl er wusste, dass er sich damit enttarnen würde.«

»Er hat ein glühendes Hufeisen aus dem Feuer genommen«, erinnerte sich Rittersporn. »Er hat es sogar eine Zeitlang in der Hand gehalten und keine Miene verzogen. Keiner von uns könnte diesen Trick auch nur mit einer heißen Kartoffel wiederholen.«

»Er ist unempfindlich gegen Feuer.«

»Was kann er noch?«

»Er kann, wenn er will, unsichtbar werden. Er kann mit dem Blick jemanden behexen, in einen tiefen Schlaf versenken, das hat er mit den Wächtern im Lager Vissegerds gemacht. Die Gestalt einer Fledermaus annehmen und wie eine Fledermaus fliegen. Vielleicht kann er das alles nur nachts und nur bei Vollmond. Aber vielleicht irre ich mich. Er hat mich schon ein paarmal überrascht, er kann noch mehr in petto haben. Ich glaube, er ist sogar unter den Vampiren ungewöhnlich. Er gleicht sich vollkommen einem Menschen an, und das seit Jahren. Pferde und Hunde, die seine wahre Natur wittern könnten, täuscht er mit dem Geruch der Kräuter, die er ständig bei sich hat. Und mein Medaillon reagiert auch nicht auf ihn, obwohl es das müsste. Ich wiederhole, man kann ihn nicht mit gewöhnlichem Maß messen. Nach dem Rest fragt ihn selber. Er ist unser Gefährte, es darf zwischen uns keine Vorbehalte geben, erst recht kein Misstrauen und keine Befürchtungen. Lasst uns zum Lager zurückgehen. Helft mir bei dem Brennholz.«

»Geralt?«

»Ich höre, Rittersporn.«

»Falls ... Also ich frage rein theoretisch ... Falls ...«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er ehrlich und aufrichtig. »Ich weiß nicht, ob ich es schaffen würde, ihn zu töten. Ich würde wirklich lieber nicht die Probe aufs Exempel machen.«

Rittersporn nahm sich den Rat des Hexers zu Herzen, er beschloss, die Unklarheiten zu klären und die Zweifel zu zerstreuen. Er tat es, sobald sie sich wieder auf den Weg machten. Und er tat es mit dem ihm eigenen Takt.

»Milva!«, rief er plötzlich während des Ritts und blickte bedeutungsvoll zu dem Vampir hin. »Du könntest mit deinem Bogen voranreiten und irgendein Hirschkalb oder einen jungen Keiler schießen. Ich hab genug, verdammt, von Beeren und Pilzen, Fischen und Teichmuscheln. Ich würde zur Abwechslung gern mal ein Stück richtiges Fleisch essen. Was hältst du davon, Regis ?«

»Wie bitte?« Der Vampir reckte den Kopf hinter dem Pferdehals hervor.

»Fleisch!«, wiederholte der Dichter deutlich.

»Ich versuche, Milva zur Jagd zu überreden. Würdest du frisches Fleisch essen?«

»Würde ich.«

»Und Blut, frisches Blut würdest du trinken?«

»Blut?« Regis schluckte. »Nein. Was Blut angeht, danke ich. Aber ihr, wenn euch danach ist, tut euch keinen Zwang an.«

Geralt, Milva und Cahir wahrten tiefes Schweigen.

»Ich weiß, worum es geht, Rittersporn«, sagte Regis langsam. »Und erlaube, dass ich dich beruhige. Ich bin ein Vampir, ja doch. Aber ich trinke kein Blut.«

Das Schweigen wurde zu bleierner Stille. Doch Rittersporn wäre nicht er selbst gewesen, wenn er auch geschwiegen hätte.

»Du hast mich wohl falsch verstanden«, sagte er gespielt lässig. »Ich meine nicht...«

»Ich trinke kein Blut«, fiel ihm Regis ins Wort. »Seit langem nicht mehr. Ich habe es mir abgewöhnt.«

»Was heißt >abgewöhnt<?«

»Einfach abgewöhnt.«

»Wirklich, ich verstehe nicht...«

»Entschuldige. Das ist eine persönliche Angelegenheit.«

»Aber...«

»Rittersporn.« Der Hexer hielt es nicht mehr aus, drehte sich im Sattel um. »Regis hat dir eben gesagt, du sollst ihm nicht auf die Nerven gehen. Er hat es nur höflicher formuliert. Also sei auch höflich und halt endlich die Klappe.«

Die ausgestreute Saat der Unruhe und Unsicherheit keimte jedoch und ging auf. Als sie zum Nachtlager anhielten, war die Atmosphäre noch immer schwer und angespannt, sie besserte sich selbst dann nicht, als Milva an einem Flüsschen eine fette, an die acht Pfund schwere Bernikelgans erlegte, die sie in Lehm einhüllten, brieten und aßen, wobei sie selbst das kleinste Knöchelchen sauber abnagten. Den Hunger hatten sie bezähmt, doch die Unruhe blieb. Trotz den titanischen Anstrengungen Rittersporns kam kein Gespräch in Gang. Die Rede des Dichters wurde zum Monolog, und das derart offensichtlich, dass er es schließlich selbst merkte und den Mund hielt. Die am Lagerfeuer herrschende Totenstille wurde nur noch vom Knistern des trockenen Grases unterbrochen, das die Pferde kauten.

Trotz der späten Stunde schickte sich niemand an, sich schlafen zu legen. Milva machte in dem übers Feuer gehängten kleinen Kessel Wasser warm und richtete über dem Dampf zerzauste Flugfedern von Pfeilen. Cahir reparierte eine abgerissene Stiefelschnalle. Geralt schnitzte an einem Stöckchen. Und Regis ließ reihum den Blick von einem zum anderen schweifen.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Ich sehe, dass es sich nicht vermeiden lässt. Anscheinend hätte ich euch schon längst gewisse Dinge erklären sollen ...«

»Niemand verlangt das von dir.« Geralt warf das lange und sorgsam geschnitzte Stöckchen ins Feuer und blickte auf. »Ich brauche deine Erklärungen nicht. Ich bin ein altmodischer Typ, wenn ich jemandem die Hand reiche und ihn als Gefährten akzeptiere, dann bedeutet mir das mehr als ein in Anwesenheit eines Notars unterzeichneter Vertrag.«

»Ich bin auch altmodisch«, ließ sich Cahir vernehmen, noch immer über den Stiefel gebeugt.

»Ich kenn keine andren Moden«, sagte Milva trocken und hielt den nächsten Pfeil in den vom Kessel aufsteigenden Dampf.

»Um das Gerede von Rittersporn brauchst du dich nicht zu kümmern«, fügte der Hexer hinzu. »Der ist nun mal so. Aber dich uns anzuvertrauen oder zu erklären brauchst du nicht. Wir haben uns dir auch nicht anvertraut.«

»Ich vermute aber« – der Vampir lächelte sacht

-, »ihr wollt euch gern anhören, was ich euch erzählen will, obwohl ich es keineswegs muss? Ich habe das Bedürfnis, Leuten gegenüber offen zu sein, denen ich die Hand reiche und die ich als Gefährten akzeptiere.«

Diesmal gab niemand Antwort.

»Beginnen muss ich damit«, sagte Regis nach einer Weile, »dass alle Befürchtungen, die mit meinemvampirischenWesen zusammenhängen könnten, unbegründet sind.

Ich werde mich auf niemanden stürzen, mich nicht nachts heranschleichen, um jemandem die Zähne in den Hals zu schlagen. Und das betrifft nicht nur meine Kameraden, zu denen ich ein nicht minder altmodisches Verhältnis habe als die anderen hier anwesenden altmodischen Typen. Ich rühre kein Blut an. Überhaupt nicht, niemals. Ich habe es mir abgewöhnt, als es für mich zum Problem wurde. Zu einem bedrohlichen Problem, das zu lösen mir nicht leichtgefallen ist.

Das Problem«, fuhr er nach einem Augenblick fort, »ist im Grunde genau so aufgetaucht und hat üble Züge angenommen, wie es im Buche steht. Schon in jungen Jahren habe ich mich... hmm... gern in guter Gesellschaft vergnügt, darin unterschied ich mich übrigens nicht vom Großteil meiner Altersgenossen. Ihr wisst, wie das ist, ihr wart auch einmal jung. Bei euch gibt es jedoch ein System von Verboten und Einschränkungen: die elterliche Gewalt, Vormünder, Anführer und Vorgesetzte, schließlich Brauch und Sitte. Bei uns gibt es das nicht. Die Jugend hat uneingeschränkte Freiheit und macht Gebrauch davon. Und sie entwickelt eigene Verhaltensmuster, dumme, versteht sich, von der Dummheit, wie sie Jugendlichen eigen ist. Du betrinkst dich nicht? Was willst du denn für ein Vampir sein? Er trinkt nicht? Dann laden wir ihn nicht ein, den Spaßverderber! Ich wollte niemandem den Spaß verderben, und die Aussicht, von meinen Kumpels nicht mehr akzeptiert zu werden, schreckte mich. Na, und wir hatten unseren Spaß. Machten ordentlich einen drauf, richtige Besäufnisse, bei jedem Vollmond flogen wir in ein Dorf und tranken, bei wem es sich gerade ergab. Das ekelhafteste, elendiglichste ... äh ... Zeug. Es war uns egal, von wem es stammte, Hauptsache ... ahm ... Hämoglobin ... Ohne Blut gab es schließlich keinen Spaß! An Vampirinnen traute man sich auch nicht recht heran, ehe man sich Mut angetrunken hatte.«

Regis verstummte, versank in Gedanken. Niemand sagte etwas. Geralt fühlte, dass er schrecklich große Lust hatte, sich zu betrinken.

»Es wurde immer wüster«, fuhr der Vampir fort. »Und im Laufe der Zeit immer schlimmer. Manchmal, wenn ich richtig in Fahrt war, bin ich drei, vier Nächte lang nicht in die Krypta zurückgekehrt. Nach einer früher einmal lächerlichen Menge an... Flüssigkeit verlor ich die Kontrolle, was mich nicht am Weitermachen hinderte. Die Kumpels waren eben Kumpels. Die einen versuchten, mich freundlich zu mäßigen, also war ich auf sie sauer. Die anderen feuerten mich an, holten mich zu Besäufnissen aus der Krypta, drängten mir geradezu ... äh ... Objekte auf. Und vergnügten sich auf meine Kosten.«

Milva, die noch immer mit dem Richten von Flugfedern beschäftigt war, begann zornig zu murren. Cahir hatte die Reparatur seines Stiefels beendet und sah aus, als ob er schliefe.

»Später«, fuhr Regis fort, »traten alarmierende Erscheinungen auf. Spaß und Gesellschaft begannen, eine ganz und gar zweitrangige Rolle zu spielen. Ich bemerkte, dass ich auf sie verzichten konnte. Ausreichend und wirklich wichtig war nur noch das Blut, selbst wenn ich trank, bis ...«

»Der Spiegel erreicht war?«, warf Rittersporn ein.

»Schlimmer«, erwiderte Regis ruhig. »Im Spiegel bin ich nicht zu sehen.«

Er schwieg eine Zeitlang.

»Ich lernte eine... Vampirin kennen. Das konnte etwas Ernstes sein und war es wohl auch. Ich hörte auf, über die Stränge zu schlagen. Aber nicht lange. Sie verließ mich. Und ich begann erst recht mit dem Trinken. Verzweiflung, Trauer, das sind, wie ihr wisst, perfekte Rechtfertigungen. Alle glauben das zu verstehen. Sogar ich glaubte es zu verstehen.

Aber ich passte nur die Theorie an die Praxis an. Langweile ich euch? Ich bin gleich fertig. Schließlich begann ich, Dinge zu tun, die inakzeptabel waren, unverzeihlich, Dinge, die kein Vampir tut. Ich begann betrunken zu fliegen. Eines Nachts schickten mich die Jungs in ein Dorf nach Blut, und ich verfehlte ein Mädchen, das gerade zum Brunnen ging, rammte den Eimer... Die Bauern hätten mich um ein Haar erledigt, zum Glück wussten sie nicht, wie man das anstellt... Sie durchlöcherten mich mit Pflöcken, hieben mir den Kopf ab, begossen mich mit Weihwasser und vergruben mich. Könnt ihr euch vorstellen, wie ich mich beim Erwachen gefühlt habe?«

»Können wir«, sagte Milva, während sie einen Pfeil betrachtete. Alle schauten sie verwundert an. Die Bogenschützin räusperte sich und wandte den Kopf ab.

Regis deutete ein Lächeln an. »Ich bin schon

fertig«, sagte er. »Im Grab hatte ich genug Zeit, über mich selbst nachzudenken ...«

»Genug?«, fragte Geralt. »Wie lange?«

Regis schaute ihn an. »Berufliche Neugier? An die fünfzig Jahre. Während ich mich regenerierte, beschloss ich, mich zusammenzureißen. Es war nicht leicht, aber ich schaffte es. Seither trinke ich nicht.«

»Überhaupt nicht?« Rittersporn geriet ins Stottern, doch die Neugier siegte. »Überhaupt nicht? Niemals? Weil doch...«

»Rittersporn.« Geralt zog leicht die Brauen hoch. »Beherrsch dich. Und sei still.«

»Entschuldigung«, murmelte der Dichter.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte der Vampir versöhnlich. »Und du, Geralt, tadle ihn nicht. Ich kann seine Neugier verstehen. Ich, genauer gesagt, ich mit meinem Mythos, verkörpere alle seine Menschenängste. Man kann von einem Menschen schwerlich verlangen, dass er sich von seinen Ängsten befreit. Ängste spielen in der Psyche eines Menschen keine weniger wichtige Rolle als alle anderen Gefühlszustände. Eine Psyche ohne Ängste wäre eine verkrüppelte Psyche.«

»Stell dir vor«, sagte Rittersporn, der die Fassung wiedergefunden hatte, »dass du bei mir keine Furcht erregst. Also wäre ich ein Krüppel?«

Geralt glaubte einen Moment lang, Regis würde die Zähne zeigen und Rittersporn von der vermeintlichen Beschränkung heilen, doch er irrte sich. Der Vampir neigte nicht zu theatralischen Gesten.

»Ich meine die Ängste, die im Bewusstsein und im Unterbewusstsein verwurzelt sind«, erklärte er ruhig. »Stör dich nicht an dem bildhaften Vergleich, aber eine Krähe fürchtet einen Kittel und einen Hut, die an einer Stange hängen, nicht mehr, wenn sie erst einmal die Angst überwunden hat und sich hinsetzt. Doch wenn der Wind die Vogelscheuche bewegt, flieht der Vogel.«

»Das Verhalten der Krähe erklärt sich mit dem Kampf ums Dasein«, bemerkte aus der Dunkelheit hervor Cahir.

»'nen Scheiß erklärt das«, fauchte Milva. »Vor der Vogelscheuche hat die Krähe keine Angst, sondern vor einem Menschen, weil der Mensch ihr mit Steinen und Pfeilen zusetzt.«

»Der Kampf ums Dasein«, pflichtete Geralt bei. »Nur in der Ausführung für Menschen statt für Krähen. Wir danken dir für die Erklärung, Regis, und akzeptieren sie vollauf. Aber grabe nicht in den Abgründen des menschlichen Unterbewusstseins. Milva hat recht. Die Gründe, aus denen manche Menschen mit panischer Angst auf den Anblick eines durstigen Vampirs reagieren, sind nicht irrational, sondern entspringen dem Wunsch zu überleben.«

»Wir hören den Fachmann sprechen.« Der Vampir verbeugte sich leicht zu dem Hexer hin. »Einen Profi, dem der Berufsstolz ja nicht erlauben würde, Geld für einen Kampf gegen eingebildete Ängste zu nehmen. Ein Hexer, der auf sich hält, lässt sich nur für den Kampf gegen das wirkliche und unmittelbar drohende Böse anheuern. Der Profi wird uns sicherlich erklären wollen, warum ein Vampir ein größeres Übel ist als ein Drache oder ein Wolf. Die beiden Letzteren haben ja auch Fangzähne.«

»Vielleicht, weil die beiden Letzteren die Fangzähne aus Hunger oder zur Selbstverteidigung einsetzen, aber niemals zum Spaß, um der Geselligkeit willen oder um Schüchternheit gegenüber dem anderen Geschlecht zu überwinden?«

»Die Menschen wissen davon nichts«, parierte Regis augenblicklich. »Du weißt das seit langem, die übrige Gesellschaft erst seit eben. Der große Rest ist zutiefst davon überzeugt, dass Vampire das nicht zum Vergnügen machen, sondern sich von Blut ernähren, ausschließlich von Blut und ausschließlich von Menschenblut. Blut aber ist ein Leben spendender Saft, sein Verlust wird mit einer Schwächung des Organismus, der Lebenskraft in Verbindung gebracht. Ihr seht das so: Ein Geschöpf, das unser Blut vergießt, ist unser Todfeind. Ein Geschöpf aber, welches uns dieses Blut aussaugt, weil es sich davon ernährt, ist erst recht böse: Es erhöht die eigene Kraft auf Kosten der unseren; damit seine Art gedeiht, muss unsere untergehen. Und schließlich ist solch ein Geschöpf abscheulich, denn obwohl wir den Leben spendenden Wert des Blutes kennen, ist es uns zuwider. Würde jemand von euch Blut trinken? Ich glaube kaum. Und es gibt Menschen, die schon beim Anblick von Blut schwach und ohnmächtig werden. Bei manchen Völkern werden Frauen mehrere Tage im Monat für unrein gehalten und abgesondert...«

»Vielleicht bei den Wilden«, fiel ihm Cahir ins Wort. »Und ohnmächtig wird man beim Anblick von Blut höchstens bei euch Nordlingen.«

»Wir schweifen ab« – der Hexer hob den Kopf

-, »sind vom geraden Weg ins Dickicht einer zweifelhaften Philosophie abgeirrt. Glaubst du, Regis, dass es für die Menschen einen Unterschied ausmachen würde, wenn sie wussten, dass ihr sie nicht als Futter betrachtet, sondern als Ausschank? Wo siehst du hier irrationale Ängste? Vampire saugen Menschen das Blut aus, an dieser Tatsache kommt man nicht vorbei. Ein Mensch, den ein Vampir als eine Flasche Schnaps behandelt, verliert Kraft, das ist auch offensichtlich. Ein Mensch, der sozusagen geleert wird, verliert seine Lebenskraft definitiv. Für gewöhnlich stirbt er.

Entschuldige, aber die Furcht vor dem Tode kann man nicht in einen Topf werfen mit einer Abscheu vor Blut. Ob das nun Monatsblut ist oder anderes.«

»Ihr redet so klug, dass einem schwindlig wird«, fauchte Milva. »Und dabei drehn sich diese ganzen Weisheiten um das, was 'n Weib unterm Rock hat. Philosophen, beschissne.«

»Lassen wir die Blutsymbolik für einen Augenblick beiseite«, sagte Regis. »Denn diese Mythen haben ja tatsächlich eine gewisse Begründung in den Tatsachen. Konzentrieren wir uns auf die Mythen, die sich nicht auf Fakten stützen, aber dennoch weit verbreitet sind. Es weiß ja jeder, dass jemand, der von einem Vampir gebissen wird, selbst Vampir werden muss. Nicht wahr?«

»Stimmt«, sagte Rittersporn. »Es gab da eine Ballade ...«

»Kennst du die Grundlagen der Arithmetik?«

»Ich habe alle sieben freien Künste studiert. Und mein Diplom habe ich summa cum laude erhalten.«

»In eurer Welt sind nach der Sphärenkonjunktionungefähr eintausendzweihundert höhere Vampire zurückgeblieben. Die Zahl der Abstinenzler – denn davon gibt es außer mir noch eine ganze Menge – wird von der Zahl derjenigen aufgewogen, die übermäßig trinken, wie ich seinerzeit. Im statistischen Mittel trinkt ein Vampir bei jedem Vollmond, denn der Vollmond ist für uns ein Feiertag, den wir üblicherweise... äh... begießen. Wenn wir uns am Menschenkalender orientieren und von zwölf Vollmonden im Jahr ausgehen, erhalten wir eine theoretische Anzahl von 14 400 gebissenen Menschen pro Jahr. Seit der Konjunktion sind, wieder nach eurer Zeitrechnung, ungefähr eintausendfünfhundert Jahre vergangen. Aus einer einfachen Multiplikation ergibt sich, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt auf eurer Welt theoretisch 21600000 Vampire existieren müssten. Wenn wir jedoch die Rechnung um das geometrische Anwachsen ergänzen ...«

»Es reicht«, seufzte Rittersporn. »Ich habe keinen Abakus, aber ich kann mir die Zahl vorstellen. Genauer gesagt, nicht vorstellen. Das heißt, die Ansteckung mit Vampirismus ist Unsinn und frei erfunden.«

»Danke.« Regis verneigte sich. »Kommen wir zum nächsten Mythos, der da lautet: Ein Vampir ist ein Mensch, der gestorben ist, aber nicht vollends. Im Sarg verfault er nicht und zerfällt nicht zu Staub. Er liegt frisch und rotbäckig im Grab, bereit, herauszukommen und zu beißen. Woher kommt so ein Mythos, wenn nicht von eurer unterbewussten und irrationalen Abscheu vor den ehrenwerten Verstorbenen? Ihr umgebt die Toten mit Ehrerbietung und Gedenken, träumt von der Unsterblichkeit, in euren Mythen und Legenden steht alle naselang jemand von den Toten auf, besiegt den Tod. Aber wenn plötzlich euer lieber dahingegangener Urgroßvater tatsächlich aus dem Grabe aufstehen und Bier verlangen würde, würde Panik ausbrechen. Und das wundert mich nicht. Organische Materie, in der die Lebensprozesse zum Stillstand kommen, unterliegt einer Degradation, die sich auf unangenehme Weise bemerkbar macht. Sie stinkt, zersetzt sich, zerfließt. Die unsterbliche Seele, unumgänglicher Bestandteil eurer Mythen, verlässt voller Ekel das stinkende Aas und fliegt davon. Sie ist rein, ihr kann man unbesorgt Ehre erweisen. Ihr habt euch jedoch solch eine widerliche Art von Seele ausgedacht, die nicht fortfliegt, den Leichnam nicht verlässt, ja, nicht einmal stinken will. Das ist ekelhaft und unnatürlich! Ein lebender Toter ist für euch die abscheulichste von allen abscheulichen Abnormitäten.«

»Die Menschen«, sagte Geralt mit einem leichten Lächeln, »sind eine primitive und abergläubische Rasse. Es fällt ihnen schwer, ein Wesen ganz zu verstehen, das von den Toten aufersteht, obwohl es mit Pflöcken durchbohrt, enthauptet und für fünfzig Jahre in der Erde vergraben worden ist.«

»Ja, das ist fürwahr schwer.« Der Vampir ging nicht auf den Spott ein. »Eure mutierte Rasse lässt sich Fingernägel, Haare und die Oberhaut nachwachsen, ist aber unfähig zu akzeptieren, dass es Rassen gibt, die in dieser Hinsicht mehr vermögen. Diese Unfähigkeit resultiert jedoch nicht aus einer primitiven Natur. Ganz im Gegenteil: aus Egozentrismus und der Überzeugung von eurer Vollkommenheit. Etwas, das vollkommener ist als ihr, muss eine widerwärtige Aberration sein. Und widerwärtige Aberrationen werden in Mythen übertragen. Zu soziologischen Zwecken.«

»Einen Scheiß versteh ich von alledem«, teilte Milva ruhig mit, während sie sich mit einem Pfeilschaft die Haare aus der Stirn strich. »Ich versteh immer bloß, dass ihr von Märchen redet, und Märchen kenn ich ja auch, obwohl ich ein dummes Ding aus dem Wald bin. Was mich sehr wundert, ist, wieso du überhaupt keine Angst vor der Sonne hast, Regis. In den Märchen verbrennt die Sonne einen Vampir zu Asche. Soll ich auch das als Märchen abhaken?«

»Ganz und gar«, bestätigte Regis. »Ihr glaubt, dass ein Vampir nur bei Nacht gefährlich sei, der erste Sonnenstrahl verwandle ihn in Staub. Dem Mythos, der an den Lagerfeuern der Urzeit entstanden ist, liegt eure Solarität zugrunde, das heißt, dass ihr wärmeliebend seid und einen Tagesrhythmus habt, der euch tagsüber aktiv sein lässt. Die Nacht ist für euch kalt, dunkel, böse, bedrohlich, voller Gefahren, der Sonnenaufgang aber bedeutet den nächsten Sieg im Kampf ums Dasein, den neuen Tag, die Fortsetzung der Existenz. Das Sonnenlicht gibt Klarheit und Wärme, die für euch lebenspendenden Sonnenstrahlen bringen den euch feindlichen Monstern Vernichtung. Der Vampir zerfällt zu Asche, der Troll versteinert, der Werwolf verliert seine wölfische Gestalt, der Kobold flieht, die Augen verdeckend. Die nächtlichen Raubtiere kehren in ihre Lager zurück, bedrohen euch nicht mehr. Bis zum Sonnenuntergang gehört euch die Welt. Ich wiederhole und betone: Der Mythos ist an den Lagerfeuern der Urzeit entstanden. Heute ist es nur noch ein Mythos, denn ihr beleuchtet und heizt eure Wohnstätten; obwohl euch noch immer der solare Rhythmus regiert, habt ihr es geschafft, die Nacht zu erobern. Wir höheren Vampire haben uns auch ein wenig von unseren urzeitlichen Krypten entfernt. Wir haben den Tag erobert. Die Analogie ist vollkommen. Hat die Erklärung dich zufriedengestellt, liebe Milva?«

»Nicht die Bohne.« Die Bogenschützin warf einen Pfeil fort. »Aber ich glaub, ich hab verstanden. Ich lern. Werd schlau. Soziolozie, Aktivazie, Schisselerie, Werwolferie. In der Schule, heißt es, haun sie einen mit der Rute. Bei euch lernt sich's angenehmer. Der Schädel brummt, aber der Hintern bleibt heil.«

»Eins steht außer Frage und ist leicht zu sehen«, erklärte Rittersporn. »Die Sonnenstrahlen verwandeln dich nicht in Asche, Regis, die Wärme der Sonne hat auf dich so wenig Einfluss wie jenes glühende Hufeisen, das du mühelos mit der bloßen Hand aus dem Feuer geholt hast. Um aber auf deine Analogien zurückzukommen: Für uns Menschen wird der Tag immer die natürliche Zeit der Aktivität bleiben und die Nacht die natürliche Zeit der Ruhe. So ist unsere physische Konstruktion, tagsüber sehen wir beispielsweise besser als nachts. Eine Ausnahme ist Geralt, der immer gleich gut sieht, aber er ist ein Mutant. War das bei den Vampiren auch eine Folge von Mutationen?«

»Man kann es auch so nennen«, stimmte Regis zu. »Obwohl ich der Ansicht bin, dass eine Mutation, die sich über eine entsprechend lange Zeit erstreckt, keine Mutation mehr ist, sondern zur Evolution wird. Aber was du über die physische Konstruktion gesagt hast, trifft zu. Die Anpassung ans Sonnenlicht war für uns eine bittere Notwendigkeit. Um zu überleben, mussten wir uns in dieser Hinsicht den Menschen angleichen. Mimikry, würde ich sagen. Die übrigens Konsequenzen hat. Bildlich gesprochen: Wir sind vom Regen in die Traufe gekommen.«

»Wie bitte?«

»Es bestehen Gründe zu der Annahme, dass Sonnenlicht auf lange Sicht tödlich ist. Es gibt eine Theorie, dass in ungefähr fünftausend Jahren, vorsichtig gerechnet, diese Welt nur noch von Lunarwesen bewohnt sein wird, die nachtaktiv sind.«

»Gut, dass ich das nicht mehr erlebe«, seufzte Cahir, worauf er herzhaft gähnte. »Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber mich erinnert die verstärkte Tagesaktivität vor allem an die Notwendigkeit von Nachtschlaf.«

»Mich auch.« Der Hexer streckte sich aus.

»Und bis zum Aufgang der mörderischen Sonne bleiben nur noch ein paar Stündchen. Doch ehe uns der Schlaf überwältigt... Regis, im Interesse der Wissenschaft und der Fortbildung könntest du noch einen Mythos über Vampire zerstreuen. Denn ich wette, einen hast du noch übrig.«

»Freilich.« Der Vampir nickte. »Noch einen. Den letzten, aber keineswegs unwichtigsten. Das ist der Mythos, den euch eure sexuellen Phobien diktiert haben.«

Cahir schnaubte leise.

»Diesen Mythos habe ich bis zum Schluss aufgespart« – Regis maß den Hexer mit Blicken –, »und ich selbst hätte ihn aus Feingefühl nicht erwähnt, aber Geralt hat mich herausgefordert, also werde ich ihn euch nicht ersparen. Am stärksten werden Menschen von Ängsten auf sexueller Grundlage bewegt. Eine Jungfrau, die in den Armen eines an ihr saugenden Vampirs ohnmächtig wird, ein junger Bursche, den widerwärtigen Praktiken einer Vampirin ausgeliefert, die mit dem Mund über seinen Körper wandert. So stellt ihr euch das vor. Eine orale Vergewaltigung. Der Vampir zwingt das angstgelähmte Opfer zu Oralsex. Oder eher einer abscheulichen Parodie auf Oralsex. Und solcher Sex, der jede Fortpflanzung ausschließt, ist etwas Widerliches.«

»Red für dich selbst«, murmelte der Hexer.

»Ein Akt, den nicht die Fortpflanzung krönt, sondern Lust und Tod«, fuhr Regis fort.

»Daraus habt ihr einen bedrohlichen Mythos gemacht. Selber träumt ihr im Unterbewusstsein von dergleichen, aber ihr schreckt davor zurück, dem Partner oder der Partnerin so etwas zuteil werden zu lassen. Also tut es für euch jener mythologische Vampir, der dadurch zum faszinierenden Symbol des Bösen anwächst.«

»Hab ich's nicht gesagt?«, schrie Milva, sobald ihr Rittersporn Regis' Worte erklärt hatte.

»Nichts als wie ein und dasselbe! Sie fangen mit klugen Reden an, aber aufhörn tun sie immer am Arsch.«

Die Rufe der Kraniche verklangen allmählich in der Ferne.

Am Tag darauf, erinnerte sich der Hexer, sind wir in viel besserer Stimmung aufgebrochen. Und da hat uns ganz unerwartet wieder der Krieg eingeholt.

Sie zogen durch eine mit dichtem Wald bestandene, praktisch menschenleere und strategisch ziemlich unwichtige Gegend, die kaum Angreifer anlocken konnte. Obwohl es nach Nilfgaard nicht weit war und nur die Wasserfläche der Großen Jaruga sie von den Ländern des Kaisers trennte, war diese Grenze schwer zu überwinden. Umso größer war ihre Überraschung.

Der Krieg zeigte sich auf weniger spektakuläre Weise als in Brugge und Sodden, wo nachts der Horizont vom Feuerschein erhellt war und am Tage Rauchsäulen das Himmelblau zerschnitten. Hier in Angren war es nicht so malerisch. Es war schlimmer. Plötzlich erblickten sie einen Krähenschwarm, der mit wildem Krächzen über dem Wald kreiste, und bald darauf stießen sie auf Leichen. Obwohl man ihnen die Kleidung geraubt hatte und sie nicht zu identifizieren waren, zeigten die Toten unverkennbare und deutliche Spuren eines gewaltsamen Todes. Diese Menschen waren im Kampf getötet worden. Und nicht nur das. Die meisten Leichen lagen im Unterholz, doch manche, auf makabre Weise verstümmelt, hingen an Armen oder Beinen vom Baumästen herab, reckten die verkohlten Gliedmaßen von erloschenen Scheiterhaufen, steckten auf Pfählen. Und stanken. Ganz Angren stank auf einmal nach ungeheuerlicher, widerwärtiger Barbarei.

Nicht lange, und sie mussten sich in Schluchten und Dickichten verbergen, denn von rechts und von links, von vorn und von hinten dröhnte die Erde unter den Hufen von Kavalleriepferden, und immer wieder zogen andere Abteilungen an ihrem Versteck vorüber und wirbelten Staub auf.

»Wieder«, sagte Rittersporn kopfschüttelnd, »wieder wissen wir nicht, wer wen schlägt und warum. Wieder wissen wir nicht, wer hinter uns ist und wer vor uns, wer in welche Richtung will. Wer auf dem Vormarsch ist und wer auf dem Rückzug. Hol's der Teufel! Ich weiß nicht mehr, ob ich euch das schon gesagt habe, aber ich behaupte, dass der Krieg immer einem in Flammen stehenden Bordell ähnlich sieht...«

»Du hast es gesagt«, fiel ihm Geralt ins Wort.

»Gut hundertmal.«

»Worum kämpfen sie hier?« Der Dichter spuckte saftig aus. »Um Wacholdersträucher und Sand? Etwas anderes hat diese wunderschöne Gegend ja nicht zu bieten!«

»Unter denen, die im Unterholz lagen«, sagte Milva, »waren Elfen. Die Kommandos der Scioa'tael kommen hierher, schon immer. Diesen Weg müssen sie nehmen, wenn die Freiwilligen aus Dol Blathanna und den Blauen Bergen nach Temerien ziehen. Jemand will ihnen diesen Weg versperren. Denk ich mir.«

»Es ist nicht ausgeschlossen«, gab Regis zu, »dass die temerische Armee hier Jagd auf Eichhörnchen macht. Aber dafür sind etwas zu viele Truppen in der Gegend. Ich argwöhne, die Nilfgaarder haben hier nun doch die Jaruga überschritten.«

»Ich argwöhne das auch«, sagte der Hexer mit einem leichten Grinsen und schaute Cahir an, der eine steinerne Miene bewahrte. »Die Leichen, die wir heute Morgen gefunden haben, trugen Spuren der Nilfgaarder Kampfweise.«

»Die einen sind nicht besser als die anderen«, knurrte Milva und nahm den jungen Nilfgaarder unerwartet in Schutz. »Und schiel nicht zu Cahir hin, denn jetzt seid ihr beide in ein und demselben wunderlichen Schicksal verbunden. Er ist ein toter Mann, wenn er den Schwarzen in die Pfoten fällt, und du bist vor kurzem den Temeriern vom Galgen gesprungen. Es nützt also nichts, zu raten, welche Armee hinter uns ist, welche vor uns, wer unsere sind und wer die anderen, welche die Guten und welche die Bösen. Jetzt sind das alles unsere gemeinsamen Feinde, egal, welche Farben sie tragen.«

»Du hast recht.«

»Seltsam«, sagte Rittersporn, als sie sich tags darauf wieder in einem Dickicht verbargen, um die nächste Kavalkade abzuwarten. »Die Truppen galoppieren auf den Höhenzügen entlang, dass die Erde dröhnt, aber von unten, von der Jaruga her, hört man Äxte. Da sind Holzfäller am Werk, als ob weiter nichts wäre. Hört ihr?«

»Vielleicht sind das keine Holzfäller«, überlegte Cahir. »Vielleicht ist das auch Armee? Irgendwelche Pionierarbeiten?«

»Nein, das sind Holzfäller«, stellte Regis fest.

»Offensichtlich kann nichts die Ausbeutung des angrenischen Goldes aufhalten.«

»Welches Goldes?«

»Schaut euch diese Bäume an.« Wieder einmal nahm der Vampir den herablassenden Ton eines allwissenden Weisen an, der die Kleinen und Unterentwickelten belehrt. Dieser Tonfall unterlief ihm ziemlich oft, was Geralt ein wenig wütend machte.

»Diese Bäume«, wiederholte Regis, »sind Zedern, Ahorne und Angrenkiefern. Sehr wertvolles Material. Hier sind überall Holzstapelplätze, von denen die Stämme stromab geflößt werden. Überall sind Einschläge, und die Äxte hört man Tag und Nacht. Der Krieg, den wir beobachten und hören, bekommt Sinn. Nilfgaard hat, wie ihr wisst, die Herrschaft über die Jarugamündung, Cintra und Verden erlangt, auch über Obersodden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wahrscheinlich auch über Brugge und einen Teil von Niedersodden. Das heißt, dass mit dem stromab geflößten Holz nun schon die

kaiserlichen Schneidemühlen und Werften beliefert werden. Die nördlichen Königreiche versuchen also, die Flößerei einzudämmen, Nilfgaard hingegen will, dass möglichst viel geschlagen und geflößt wird.«

»Und wir haben wie üblich Pech.« Rittersporn nickte. »Denn wir müssen zum Caed Dhu, mitten durch Angren und diesen Holzkrieg hindurch. Einen anderen Weg gibt es doch wohl nicht?«

Dieselbe Frage, erinnerte sich der Hexer, während er die jenseits der Jaruga untergehende Sonne betrachtete, habe ich Regis gestellt, sobald das Hufgetrappel in der Ferne verklang, alles ruhig wurde und wir endlich unseren Weg fortsetzen konnten.

»Einen anderen Weg zum Caed Dhu?«, überlegte der Vampir. »Um die Höhenzüge zu vermeiden, den Truppen aus dem Wege zu gehen? Doch, es gibt so einen Weg. Er ist weder allzu günstig noch allzu sicher. Und länger. Aber Truppen, dafür verbürge ich mich, werden wir dort nicht treffen.«

»Sag schon.«

»Wir können nach Norden abbiegen und versuchen, uns durch die Bodensenken in der Jarugaschlinge durchzuschlagen. Durchs Ysgith. Kennst du das Ysgith, Hexer?«

»Ja.«

»Bist du jemals durch die Auwälder geritten?«

»Bin ich.«

»Die Ruhe, mit der du das sagst« – der Vampir räusperte sich –, »scheint zu bedeuten, dass du den Gedanken akzeptierst. Nun ja, wir sind unser fünf, darunter ein Hexer, ein Krieger und eine Bogenschützin. Erfahrung, zwei Schwerter und ein Bogen. Zu wenig, um einem Nilfgaarder Beritt die Stirn zu bieten, aber fürs Ysgith sollte es reichen.«

Das Ysgith, dachte der Hexer. Gut dreißig Quadratmeilen Sumpf und Morast, gesprenkelt mit kleinen Seen. Und zwischen den Bruchmooren finstere Auwälder, in denen seltsame Bäume wachsen. Die einen haben schuppenbedeckte Stämme mit einem zwiebeiförmigen Ansatz, der nach oben, zur flachen und dichten Krone hin, schlanker wird. Andere sind niedrig und krumm, sitzen auf einem Gewirr von Wurzeln, gewunden wie Krakenarme, und an den kahlen Kronen hängen Barte aus Flechten und vertrockneten Sumpfpflanzen. Diese Barte bewegen sich unablässig, doch das ist nicht der Wind, sondern giftiges Sumpfgas. Ysgith, »das Sumpfland«. »Stinkland« wäre treffender.

Doch in den Sümpfen, Moorbrüchen, in den mit Wasserlinsen und Wasserpest zugewachsenen kleinen Teichen und Seen pulsiert das Leben. Dort gibt es nicht nur Biber, Frösche, Schildkröten und Wasservögel. Das Ysgith wimmelt von weitaus gefährlicheren Geschöpfen, die Scheren, Saugnäpfe und Fangarme haben, mit deren Hilfe sie greifen, verletzen, ertränken und zerreißen können. Es gibt davon so viele, dass niemals jemand alle bestimmt und klassifiziert hat. Nicht einmal die Hexer. Auch er selbst hatte selten im Ysgith und überhaupt in Niederangren gejagt. Das Land war kaum besiedelt, die wenigen Menschen, die am Rand der Sümpfe lebten, hatten sich daran gewöhnt, die Ungeheuer als Teil der Landschaft zu betrachten. Sie hatten Respekt vor ihnen, doch es fiel ihnen selten ein, einen Hexer anzuheuern, dass er sie ausrotte. Selten, aber gelegentlich doch. Geralt kannte also das Ysgith und seine Gefahren. Zwei Schwerter und ein Bogen, dachte er. Und Erfahrung, meine Praxis als Hexer. In der Gruppe müsste es gelingen. Insbesondere, wenn ich voranreite und ein Auge auf alles habe. Auf durchgefaulte Stämme, Haufen von Algen, Grasballen, Pflanzen, sogar Orchideen. Denn im Ysgith sieht mitunter eine Orchidee nur wie eine Blüte aus, ist in Wahrheit aber eine giftige Krabbspinne. Ich werde Rittersporn kurzhalten müssen, darauf achten, dass er nichts anfasst. Zumal es dort nicht an Pflanzen mangelt, die ihre Chlorophylldiät gern mit einem Happen Fleisch anreichern. Solche, deren Triebe im Kontakt mit der Haut ebenso kräftig wirken wie das Gift einer Krabbspinne. Und natürlich das Gas. Der giftige Brodern. Wir werden darüber nachdenken müssen, wie wir Mund und Nase abschirmen...

»Also, was ist?« Regis riss ihn aus seinen Überlegungen. »Akzeptierst du den Plan?«

»Ja. Brechen wir auf.«

Irgendetwas hat mich damals bewogen, erinnerte sich der Hexer, den anderen nichts von der Absicht zu erzählen, das Ysgith zu durchqueren. Und Regis zu bitten, auch nichts auszuplaudern. Ich weiß selber nicht, warum ich damit gezögert habe. Heute, wo alles komplett und total im Eimer ist, könnte ich mir einreden, ich hätte Milvas Verhalten bemerkt. Die Probleme, die sie hatte. Die offensichtlichen Anzeichen. Doch das wäre nicht wahr. Nichts habe ich bemerkt, und was ich bemerkte, habe ich ignoriert. Wie ein Vollidiot. Und wir ritten weiter nach Osten und bogen vorerst nicht zu den Sümpfen ab.

Andererseits war es gut, dass wir damit gewartet haben, dachte er, während er das Schwert zog und mit dem Daumen die rasiermesserscharfe Schneide berührte. Wären wir damals sofort zum Ysgith geritten, hätte ich diese Waffe nicht.

Seit dem Morgen hatten sie keine Truppen gesehen oder gehört. Milva ritt voran, weit vor den anderen. Regis, Rittersporn und Cahir redeten.

»Hoffentlich lassen sich diese Druiden dazu herbei, uns in Bezug auf Ciri zu helfen«, sagte der Dichter besorgt. »Ich bin schon Druiden begegnet, und ihr könnt mir glauben, das warenverschlosseneGriesgrame, menschenscheue Sonderlinge. Es kann passieren, dass sie überhaupt nicht mit uns reden wollen, geschweige denn Magie anwenden.«

»Regis«, erinnerte ihn der Hexer, »kennt jemanden bei denen vom Caed Dhu.«

»Nicht, dass diese Bekanntschaft drei- oder vierhundert Jahre alt ist?«

»Sie ist viel jünger«, versicherte ihn der Vampir mit einem rätselhaften Lächeln.

»Übrigens, Druiden sind langlebig. Sie halten sich ständig an der frischen Luft auf, inmitten der ursprünglichen und unverfälschten Natur, und das wirkt sich bestens auf die Gesundheit aus. Atme kräftig durch, Rittersporn, fülle deine Lunge mit Waldluft, dann wirst du auch gesund.«

»Von dieser Waldluft«, sagte Rittersporn abfällig, »wird mir bald ein Fell wachsen, verdammt. Nachts träume ich von einer Kneipe, von Bier und einem Bad. Und die ursprüngliche Natur soll der ursprüngliche Teufel holen, übrigens zweifle ich an ihrem heilsamen Einfluss auf die Gesundheit, vor allem auf die seelische. Besagte Druiden sind dafür das beste Beispiel, denn das sind absonderliche Irre. Sie haben einen totalen Flitz, was ihre Natur und deren Schutz angeht. Wie oft bin ich Zeuge gewesen, wenn sie den Herrschern ihre Petitionen überbrachten! Nicht jagen, keine Bäume fällen, keine Abwässer in die Flüsse leiten und dergleichen Unsinn. Aber der Gipfel der Dummheit war, als eine ganze Delegation mit diesen Mistelkränzen zu König Ethain von Cidaris kam. Ich war gerade dort...«

»Was wollten sie?«, interessierte sich Geralt.

»Wie ihr wisst, ist Cidaris eins von den Königreichen, wo sich der Großteil der Bevölkerung vom Fischfang ernährt. Die Druiden verlangten, der König solle die Verwendung von Netzen mit einer bestimmten Maschenweite befehlen und alle streng bestrafen, die Netze mit engeren Maschen benutzten. Ethain klappte die Kinnlade herunter, die Typen mit den Mistelkränzen aber erklärten, diese weitmaschigen Netze seien die einzige Möglichkeit, die Fischbestände vor der Erschöpfung zu bewahren. Der König führte sie auf die Terrasse, zeigte aufs Meer und erzählte, dass der kühnste von seinen Seeleuten einmal zwei Monate lang nach Westen gesegelt sei und dann kehrtgemacht habe, weil an Bord das Süßwasser zur Neige ging, von Land aber war am Horizont keine Spur zu sehen. Könnten sie, die Druiden, sich vorstellen, fragte er, dass die Fischbestände eines solchen Meeres zu erschöpfen seien? Gewiss doch, bestätigten die Mistelträger, zwar werde sicherlich der Fischfang auf dem Meer am längsten als Methode Bestand haben, sich direkt von der Natur zu ernähren, doch es werde die Zeit kommen, da Fische knapp und die Menschen dem Hunger ins Auge blicken würden. Daher müsse man unbedingt Netze mit größeren Maschen verwenden, ausgewachsene Fische fangen und den Nachwuchs schonen. Ethain erkundigte sich, wann denn nach Ansicht der Druiden jene schreckliche Hungerszeit anbrechen würde, da sagten sie, das werde nach ihren Prognosen in zweitausend Jahren sein. Der König verabschiedete sie höflich und bat sie, sie möchten doch so ungefähr in tausend Jahren wieder einmal vorbeischauen, dann werde er es sich überlegen. Die mit den Misteln verstanden den Witz nicht und begannen sich zu versteifen, also wurden sie vors Tor geworfen.«

»So sind sie nun mal, die Druiden«, bestätigte Cahir. »Bei uns in Nilfgaard ...«

»Da haben wir's!«, rief Rittersporn triumphierend. »Bei uns in Nilfgaard! Erst gestern bist du, als ich dich einen Nilfgaarder genannt habe, aufgesprungen wie von einer Bremse gestochen! Du solltest dich vielleicht endlich entscheiden, Cahir, was du bist.«

»Für euch«, sagte Cahir schulterzuckend,

»muss ich ein Nilfgaarder sein, euch kann, wie ich sehe, nichts umstimmen. Aber um der Genauigkeit willen sollt ihr wissen, dass diese Bezeichnung im Kaiserreich nur den eingesessenen Bewohnern der Hauptstadt und der nächsten Umgebung zukommt, die an der unteren Alba liegt. Mein Geschlecht stammt aus Vicovaro, und darum...«

»Mund halten!«, kommandierte die voranreitende Milva abrupt und nicht besonders höflich. Alle verstummten sofort und zügelten die Pferde, sie hatten schon gelernt, dass es bedeutete, dass die junge Frau etwas sah, hörte oder instinktiv erahnte, das man essen könnte, wenn sie sich ihm nähern und einen Pfeil ins Ziel bringen konnte. Milva machte tatsächlich den Bogen bereit, stieg aber nicht vom Pferd. Also ging es nicht um Jagd. Geralt näherte sich vorsichtig.

»Rauch«, sagte sie kurz.

»Ich sehe keinen.«

»Du musst Luft durch die Nase ziehen.«

Ihre Witterung hatte die Bogenschützin nicht getrogen, obwohl der Rauchgeruch sehr schwach war. Es konnte auch kein Rauch von einem Waldbrand oder einem brennenden Haus sein. Dieser Rauch, stellte Geralt fest, roch angenehm. Er kam von einem Feuer, über dem etwas gebraten wurde.

»Umgehen wir's?«, fragte Milva halblaut.

»Aber erst, nachdem ich einen Blick darauf geworfen habe«, antwortete er, stieg ab und reichte Rittersporn die Zügel der Stute. »Es kann nicht schaden, zu wissen, was wir umgangen haben. Und wen wir im Rücken haben. Komm mit. Die Übrigen sollen im Sattel bleiben. Seid wachsam.«

Vom Gebüsch am Waldrand aus öffnete sich der Blick auf einen ausgedehnten Kahlschlag, auf zu regelmäßigen Stapeln geschichtete Baumstämme. Die dünne Rauchfahne stieg just zwischen den Stapeln hervor. Geralt beruhigte sich etwas – in Sichtweite bewegte sich nichts, zwischen den Stapeln aber war zu wenig Platz, als dass sich dort eine größere Gruppe hätte verbergen können. Milva bemerkte das auch.

»Sie haben keine Pferde«, flüsterte sie. »Das ist kein Militär. Holzfäller, denk ich.«

»Ich auch. Aber ich gehe mich vergewissern. Gib mir Deckung.«

Als er sich vorsichtig zwischen den Holzstapeln näher heranschlich, vernahm er Stimmen. Er ging näher. Und wunderte sich sehr. Doch sein Gehör hatte ihn nicht getrogen.

»Halber Fladen in Kullern!«

»Kleiner Haufen in Eicheln!«

»Schlagwetter!«

»Passe. Du kommst! Hosen runter. Ach, dass doch gleich...«

»Ha-ha-ha! Bloß ein Unter mit Weibchen! Beim Mausen erwischt! Eher kackst du dir auf die Waden, als dass du einen kleinen Haufen machst!«

»Das werden wir noch sehen. Ich lege den Unter. Was, er nimmt ihn? Och, Yazon, du spielst wie der erste Zwerg!«

»Wieso hast du denn nicht die Jungfer gespielt, du Nachtwächter? Ach, ich sollte den Knüppel nehmen ...«

Der Hexer wäre vielleicht weiterhin vorsichtig gewesen – immerhin konnten alle möglichen Leute Schlagwetter spielen, und Yazon konnten auch viele heißen. In die erregten Stimmen der Kartenspieler mischte sich jedoch plötzlich ein ihm wohlbekanntes heiseres Krächzen. »Hurrrnsohn!«

»Grüß euch, Jungs.« Geralt trat hinter einem Holzstapel hervor. »Schön, euch zu sehen! Zumal ihr wieder komplett seid, sogar mit Papagei.«

»Mich haut's um!« Zoltan Chivay ließ vor Verwunderung die Karten fallen, worauf er rasch aufsprang, derart heftig, dass der auf seiner Schulter sitzende Feldmarschall Duda mit den Flügeln flatterte und erschrocken schrie. »Der Hexer, so wahr ich reich werden will! Oder ist es nur eine Erscheinung? Percival, siehst du dasselbe, was ich sehe?«

Percival Schuttenbach, Munro Bruys, Yazon Varda und Figgis Merluzzo umringten Geralt und setzten seiner Rechten mit überaus kräftigen Händedrücken zu. Und als hinter den Stämmen die übrige Mannschaft Geralts zum Vorschein kam, wuchs die Freude entsprechend an.

»Milva! Regis!«, schrie Zoltan und umarmte alle. »Rittersporn, lebendig, wenn auch mit einem Kopfverband! Und was sagst du, du Lautenklimperer, nun wieder zu dieser melodramatischen Banalität? Das Leben, wie sich zeigt, ist keine Poesie! Und weißt du, warum? Weil es unter aller Kritik ist!«

»Und wo« – Rittersporn sah sich um – »ist Caleb Stratton?«

Zoltan und die anderen verstummten plötzlich und wurden ernst.

»Caleb«, sagte der Zwerg schließlich und schniefte, »schläft in der Erde unter einer kleinen Birke, weitab von seinen geliebten Gipfeln und dem Berge Carbon. Als die Schwarzen an der Ina über uns gekommen sind, war er zu langsam mit den Beinen, hat den Wald nicht erreicht... Er hat eins mit dem Schwert über den Kopf gekriegt; als er hinfiel, haben sie ihn mit Spießen durchlöchert. Na, schaut nicht so bedeppert, wir haben ihn schon beweint, das reicht. Wir sollten uns lieber freuen. Ihr seid ja vollzählig aus dem Tumult im Lager entkommen. Ha, die Mannschaft ist sogar angewachsen, wie ich sehe.«

Cahir verbeugte sich leicht unter dem aufmerksamen Blick des Zwerges, sagte aber nichts.

»Na, setzt euch«, lud Zoltan sie ein. »Wir braten hier ein Lämmchen. Das haben wir vor ein paar Tagen getroffen, einsam und traurig, wir haben es nicht elend umkommen lassen, vor Hunger oder im Wolfsrachen, haben es mitleidig geschlachtet und zu Essen verarbeitet. Setzt euch. Dich, Regis, bitte ich aber für einen Augenblick beiseite. Geralt, sei bitte auch so freundlich.«

Hinter einem Holzstapel saßen zwei Frauen. Eine gab gerade einem Säugling die Brust, beim Anblick der Näherkommenden wandte sie sich schamhaft ab. Etwas weiter spielte ein junges Mädchen, dessen Hand mit nicht sonderlich sauberen Lappen umwickelt war, mit zwei Kindern. Der Hexer erkannte es sofort, sobald es den trüben, gleichgültigen Blick zu ihm hob.

»Wir haben sie von dem Wagen losgebunden, der schon brannte«, erklärte der Zwerg. »Es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre doch noch so geendet, wie es dieser Priester wollte, der etwas gegen sie hatte. Die Feuertaufe ist dann immerhin vorübergegangen. Die Flammen griffen schon nach ihr, haben das Fleisch verbrannt. Wir haben sie verbunden, so gut wir konnten, nachdem wir sie mit Fett eingerieben hatten, aber das ist nicht das Gelbe vom Ei. Barbier, wenn du vielleicht...«

»Unverzüglich.«

Als Regis den Verband abwickeln wollte, begann das Mädchen zu wimmern, wich zurück und schirmte das Gesicht mit der gesunden Hand ab. Geralt trat auf sie zu, um sie festzuhalten, doch der Vampir hieß ihn mit einer Handbewegung innehalten. Er schaute dem Mädchen tief in die unstet blickenden Augen, und sie beruhigte sich sofort, wurde schlaff. Der Kopf sank ihr sacht auf die Brust. Sie zuckte nicht einmal, als Regis die schmutzigen Lappen vorsichtig ablöste und die verbrannte Hand mit einer scharf und seltsam riechenden Salbe einrieb.

Geralt wandte den Kopf ab, betrachtete die beiden Frauen, die beiden Kinder, dann den Zwerg.

Zoltan räusperte sich. »Auf die Weiber«, erklärte er halblaut, »und die beiden Kleinen sind wir erst hier gestoßen, in Angren. Sie hatten sich auf der Flucht verirrt, waren allein, verängstigt und hungrig, also haben wir uns ihrer angenommen, kümmern uns um sie. Irgendwie hat es sich so ergeben.«

»Irgendwie hat es sich so ergeben«, wiederholte Geralt und lächelte ein wenig.

»Du bist ein unverbesserlicher Altruist, Zoltan Chivay.«

»Jeder hat seine Schwächen. Du bist ja immer noch dabei, deinem Mädchen zu Hilfe zu eilen.«

»Immer noch. Obwohl sich die Lage kompliziert hat.«

»Wegen des Nilfgaarders, der dir früher nachgeritten ist und sich jetzt der Gesellschaft angeschlossen hat?«

»Zum Teil. Zoltan, woher kommen diese Flüchtlinge? Vor wem sind sie geflohen? Vor Nilfgaard oder den Eichhörnchen?«

»Schwer zu sagen. Die Kinder wissen einen Dreck, die Weiber sind irgendwie wortkarg und halten sich abseits, wer weiß warum. Man flucht oder furzt, und schon werden sie rot wie Runkelrüben... Egal. Aber wir haben andere Flüchtlinge getroffen, Holzfäller, von denen wissen wir, dass hier Nilfgaard sein Unwesen treibt. Unsere alten Bekannten anscheinend, der Beritt, der von Westen her gekommen ist, über die Ina hinweg. Aber es scheint auch Einheiten zu geben, die von Süden kommen. Über die Jaruga.«

»Und mit wem kämpfen sie?«

»Das ist ein Rätsel. Die Holzfäller haben von einer Armee gesprochen, die von irgendeiner Weißen Königin angeführt wird. Diese Königin schlägt die Schwarzen. Sie soll mit ihren Truppen sogar aufs andere Ufer der Jaruga vordringen, Schwert und Feuer in die kaiserlichen Ländereien tragen.«

»Welche Armee könnte das sein?«

»Ich habe keine Vorstellung.« Zoltan kratzte sich am Ohr. »Weißt du, jeden Tag wühlen irgendwelche Bewaffneten diese Waldwege mit den Hufen ihrer Pferde auf, aber wir fragen nicht, wer sie sind. Wir verstecken uns im Gebüsch...«

Das Gespräch wurde von Regis unterbrochen, der sich an der verbrannten Hand des Mädchens zu schaffen machte. »Der Verband muss täglich gewechselt werden«, sagte er zu dem Zwerg. »Ich lasse euch Salbe da und Tüll, der nicht an der Wunde festklebt.«

»Danke, Barbier.«

»Ihre Hand wird heilen«, sagte der Vampir, den Blick auf den Hexer gerichtet. »Mit der Zeit wird sogar die Narbe von der jungen Haut verschwinden. Schlimmer ist, was im Kopfe dieser Unglücklichen vor sich geht. Da sind meine Salben machtlos.«

Geralt schwieg.

Regis wischte sich die Hände an einem Lappen ab. »Fatum oder Fluch«, sagte er halblaut. »Im Blut eine Krankheit spüren zu können, das ganze Wesen der Krankheit, aber nicht heilen zu können...«

»Tja«, seufzte Zoltan. »Die Haut flicken ist eins, aber wenn der Verstand gelitten hat, hilft nichts. Nur aufpassen und sich um sie kümmern... Ich danke dir für die Hilfe, Barbier. Wie ich sehe, hast du dich auch dem Hexer angeschlossen?«

»Irgendwie hat es sich so ergeben.«

»Hmm.« Zoltan strich sich über den Bart.

»Und wo gedenkt ihr nun Ciri zu suchen?«

»Wir gehen nach Osten, auf den Caed Dhu, zu dem Druidenkreis. Wir hoffen auf die Hilfe der Druiden...«

»Nirgends Hilfe«, ließ sich mit volltönender, metallischer Stimme das Mädchen vernehmen, das mit bandagierter Hand bei einem Holzstapel saß. »Nirgends Hilfe. Nur Blut. Und die Feuertaufe. Das Feuer reinigt, aber es tötet auch.«

Regis packte den verblüfften Zoltan heftig am Arm, hieß ihn mit einer Geste schweigen. Geralt, der wusste, dass es sich um eine hypnotische Trance handelte, schwieg und regte sich nicht.

»Wer Blut vergossen hat und Blut getrunken hat«, sagte das Mädchen, ohne den Kopf zu heben, »wird mit Blut bezahlen. Keine drei Tage vergehen, dann wird eins im anderen sterben, und dann stirbt etwas in jedem. Langsam werden sie sterben, Stück um Stück... Und wenn am Ende die eisernen Stiefel durchgelaufen sind und die Tränen trocknen, dann stirbt das wenige, was bleibt. Es stirbt sogar das, was niemals stirbt.«

»Sprich«, sagte Regis leise und sanft. »Sag, was du siehst.«

»Nebel. Einen Turm im Nebel. Es ist der Schwalbenturm ... Auf einem See, den Eis bedeckt.«

»Was siehst du noch?«

»Nebel.«

»Was fühlst du?«

»Schmerz...«

Die nächste Frage konnte Regis nicht mehr stellen. Das Mädchen ruckte mit dem Kopf, schrie wild auf, begann zu wimmern. Als sie den Blick hob, war in ihren Augen nichts als Nebel.

Zoltan, erinnerte sich Geralt, während er noch immer mit den Fingern über die mit Runen bedeckte Klinge fuhr, gewann nach diesem Ereignis Respekt vor Regis und verzichtete auf den familiären Ton, in dem er den Barbier immer angesprochen hatte. Auf Regis' Bitte hin sagten sie den anderen nichts von dem wunderlichen Zwischenfall. Der Hexer machte sich deswegen keine besonderen Sorgen. Er hatte schon derlei Trancezustände gesehen und neigte zu der Ansicht, dass die Reden der Hypnotisierten keine Weissagungen seien, sondern die aufgefangenen Gedanken und unterbewusstenSuggestionendes Hypnotiseurs wiedergaben. Diesmal freilich war es keine Hypnose gewesen, sondern ein Vampirbann, und Geralt fragte sich ein wenig, was das verzauberte Mädchen wohl noch aus Regis' Gedanken zutage gefördert hätte, wenn die Trance länger gedauert hätte.

Einen halben Tag lang waren sie zusammen mit den Zwergen und deren Schützlingen weitergewandert. Dann hatte Zoltan Chivay den Zug angehalten und den Hexer beiseite genommen.

»Wir müssen uns trennen«, teilte er kurz mit.

»Wir, Geralt, haben eine Entscheidung getroffen. Im Norden sind schon die blauen Gipfel von Mahakam zu sehen, und dieses Tal hier führt geradewegs in die Berge. Genug Abenteuer. Wir kehren zu unseren Leuten zurück. Zum Berg Carbon.«

»Ich verstehe.«

»Schön, dass du es verstehen willst. Ich wünsche dir Glück, dir und deinen Gefährten. Sonderbaren Gefährten, wage ich anzumerken.«

»Sie wollen mir helfen«, sagte der Hexer leise.

»Für mich ist das etwas Neues. Darum habe ich beschlossen, nicht nach ihren Motiven zu forschen.«

»Klug.« Zoltan nahm seinen Zwergen-Sihill in der mit Katzenfellen umwickelten Lackscheide vom Rücken. »Da, nimm. Ehe sich unsere Wege trennen.«

»Zoltan...«

»Red nicht, nimm ihn einfach. Wir werden diesen Krieg in den Bergen aussitzen, da brauchen wir das Ding nicht. Aber es wird angenehm sein, hin und wieder beim Bier daran zu denken, dass der in Mahakam geschmiedete Sihill in guten Händen ist und einer guten Sache dient. Dass er sich keine Schande macht. Und du, wenn du mit dieser Klinge diejenigen niedermachst, die deiner Ciri Leid zugefügt haben, dann erschlag wenigstens einen auch für Caleb Stratton. Und denke an Zoltan Chivay und die Zwergenschmiede.«

»Da kannst du sicher sein.« Geralt nahm das Schwert, hängte es sich über den Rücken. »Du kannst sicher sein, dass ich an dich denken werde. Auf dieser lausigen Welt, Zoltan Chivay, prägen sich einem Güte, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit tief ein.«

»Ja doch.« Der Zwerg kniff die Augen zusammen. »Darum werde ich auch weder dich und die Marodeure in der Waldsiedlung vergessen noch Regis und das Hufeisen in der Glut. Was jedoch in dieser Hinsicht die Gegenseitigkeit betrifft...« Er verstummte, hustete, räusperte sich, spuckte aus. »Wir, Geralt, haben bei Dillingen einen Kaufmann ausgeraubt. Einen reichen Kerl, der sich am Havekar-Handel eine goldene Nase verdient hatte. Als er Gold und Juwelen auf einen Wagen lud und aus der Stadt floh, haben wir ihm einen Hinterhalt gelegt. Er hat seinen Besitz wie ein Löwe verteidigt, um Hilfe gerufen, also hat er eins mit dem Axtrücken gegen den Kopf gekriegt, dann war er ruhig und still. Erinnerst du dich an die Köfferchen, die wir getragen haben, dann auf dem Wagen gefahren und die wir schließlich am Flüsschen Oh vergraben haben? Dort befand sich das geraubte Gut des Havekars. Die Diebesbeute, auf die wir unsere Zukunft zu gründen gedenken.«

»Warum sagst du mir das, Zoltan?«

»Weil dich, wie ich glaube, der trügerische Anschein noch unlängst in die Irre geführt hat. Was du für gut und recht gehalten hast, hat sich als Niedertracht und Gemeinheit unter einer schönen Maske erwiesen. Dich kann man leicht täuschen, Hexer, weil du nicht nach den Motiven forschst. Aber ich will dich nicht betrügen. Also schau nicht auf diese Weiber und Kinder, halte nicht den Zwerg, der vor dir steht, für rechtschaffen und edel. Vor dir steht ein Dieb, ein Räuber und vielleicht ein Mörder. Denn ich schließe nicht aus, dass der Havekar im Straßengraben bei Dillingen das Zeitliche gesegnet hat.«

Sie schwiegen lange, betrachteten die fernen, wolkenverhüllten Berge im Norden.

»Mach's gut, Zoltan«, sagte Geralt schließlich.

»Vielleicht erlauben uns die Mächte, an deren Existenz ich allmählich nicht mehr zweifle, dass wir uns noch einmal begegnen. Ich wünschte, es wäre so. Ich wünschte, ich könnte dir Ciri vorstellen, ich wünschte, sie könnte dich kennenlernen. Aber selbst wenn das nicht gelingt, sollst du wissen, dass ich dich nicht vergessen werde. Mach's gut, Zwerg.«

»Du gibst mir die Hand? Einem Dieb und Banditen?«

»Ohne zu zögern. Denn man täuscht mich nicht mehr so leicht wie einst. Obwohl ich nicht nach den Motiven forsche, lerne ich allmählich die Kunst, hinter die Masken zu blicken.«

Geralt hieb mit dem Sihill zu und schnitt einen vorbeifliegenden Nachtfalter mittendurch.

Nachdem wir uns von Zoltan und seinen Leuten getrennt hatten, erinnerte er sich, stießen wir in den Wäldern auf eine Gruppe wandernder Bauern. Ein Teil gab bei unserem Anblick Fersengeld, doch ein paar hielt Milva zurück, indem sie ihnen mit dem Bogen drohte. Die Bauern, stellte sich heraus, waren bis vor kurzem Gefangene Nilfgaards gewesen. Sie waren zum Holzfällen gepresst worden, doch vor ein paar Tagen hatte eine Einheit die Wachleute angegriffen und aufgerieben und die Bauern befreit. Jetzt waren sie auf dem Heimweg. Rittersporn wollte unbedingt herausfinden, wer jene Befreier waren, er befragte die Bauern eingehend.

»Diese Krieger«, wiederholte der Bauer,

»dienen der Weißen Königin. Die schlagen die Schwarzen, dass die Funken stieben! Die haben gesagt, sie sind wie Gorillas im Rücken der Feinde.« »Wie was?«

»Ich sag's doch. Wie Gorillas.«

»Gorillas, verdammich.« Rittersporn verzog das Gesicht und winkte ab. »Oh, Leute, Leute... Was für Feldzeichen, habe ich gefragt, hatten diese Truppen bei sich?«

»Verschiedene, Herr. Vor allem die Berittenen. Aber das Fußvolk hatte so rote.« Der Bauer nahm einen Stock und kritzelte einen Rhombus in den Sand.

»Eine Raute«, wunderte sich der in Heraldik beschlagene Rittersporn. »Nicht die temerische Lilie, sondern die Raute. Das Wappen von Rivien. Merkwürdig. Nach Rivien sind es von hier gut zweihundert Meilen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass die Armee von Lyrien und Rivien in den Schlachten von Dol Angra und bei Aldersberg vollständig vernichtet worden und das Land von Nilfgaard okkupiert ist... Ich verstehe das alles nicht!«

»Das ist normal«, unterbrach ihn der Hexer. »Genug geredet. Auf den Weg.«

»Ha!«, rief der Dichter, der die ganze Zeit überlegt und die von den Bauern erhaltenen Informationen analysiert hatte. »Ich hab's! Keine Gorillas, sondern Guerillas! Partisanenkrieg! Im Rücken des Feindes, versteht ihr?«

Cahir nickte. »In diesem Gebiet operieren Partisanen der Nordlinge. Irgendwelche Einheiten, sicherlich gebildet aus den Resten der Armee von Lyrien und Rivien, die Mitte Juli bei Aldersberg zerschlagen worden ist. Ich habe von dieser Schlacht gehört, als ich bei den Eichhörnchen war.«

»Ich halte die Nachricht für erfreulich«, verkündete Rittersporn, stolz, dass gerade er das Rätsel um die Gorillas hatte lösen können.

»Sogar wenn die Bauern die Wappen verwechseln, haben wir es wohl kaum mit der Armee Temeriens zu tun. Und ich glaube nicht, dass zu den rivischen Guerillas schon die Nachricht von den beiden Spionen vorgedrungen ist, die neulich auf rätselhafte Weise dem Hofmarschall Vissegerd unterm Galgen entflohen sind. Wenn wir auf diese Partisanen treffen sollten, haben wir Chancen, uns herauszuwinden.«

»Das wohl«, sagte Geralt, während er die ausbrechende Plötze beruhigte. »Aber offen gesagt, ich würde lieber nicht auf sie treffen.«

»Aber das sind doch deine Landsleute, Hexer«, sagte Regis. »Du wirst doch Geralt von Riva genannt.«

»Berichtigung«, sagte er kalt. »Ich selbst nenne mich so, damit es besser klingt. Ein Name mit solch einem Zusatz weckt größeres Vertrauen bei meinen Kunden.«

»Verstehe.« Der Vampir lächelte. »Aber warum hast du ausgerechnet Riva gewählt?«

»Ich habe Stäbchen gezogen, die mit verschiedenen wohlklingenden Namen versehen waren. Diese Methode hat mir der Hexer vorgeschlagen, der mich ausgebildet hat. Nicht sofort. Erst als ich mich darauf versteifte, den Namen Geralt Roger Erik du Haute-Bellegarde anzunehmen. Vesemir hielt das für lächerlich, angeberisch und blödsinnig. Ich denke, er hatte recht.«

Rittersporn lachte lauthals los und warf dem Vampir und dem Nilfgaarder vielsagende Blicke zu.

»Mein mehrteiliger Name«, sagte Regis, von dem Blick gekränkt, »ist echt. Und entspricht der Vampirtradition.«

»Meiner auch«, beeilte sich Cahir zu erklären.

»Mawr ist der Name meiner Mutter und Dyffryn der meines Urgroßvaters. Daran ist nichts komisch, Dichter. Und du selber, wenn man fragen darf, wie heißt du? Denn Rittersporn ist ja offensichtlich ein Pseudonym.«

»Ich kann meinen wahren Namen nicht verwenden und offenbaren«, erwiderte der Barde geheimnisvoll und stolz erhobenen Hauptes. »Er ist zu berühmt.«

»Und mich«, schaltete sich plötzlich Milva ins Gespräch ein, die seit längerem mürrisch geschwiegen hatte, »hat es von klein auf geärgert, wenn sie mich Rieke, Ria oder Mariechen nannten. Wenn jemand so einen Namen hört, denkt er gleich, er darf mir auf den Hintern hauen.«

Es dunkelte. Die Kraniche waren fortgeflogen, ihr Ruf verklang in der Ferne. Der Wind, der von den Höhen her wehte, legte sich. Der Hexer steckte den Sihill in die Scheide.

Das war heute Morgen gewesen. Heute Morgen. Doch am Nachmittag hatte das Ungemach begonnen.

Wir hätten früher etwas ahnen können. Aber wer von uns außer Regis kannte sich in derlei Dingen aus ? Freilich, alle hatten bemerkt, dass Milva sich im Morgengrauen oft übergeben musste. Aber wir hatten des öfteren Zeug gegessen, von dem sich allen der Magen umdrehte. Rittersporn hatte sich auch ein-, zweimal erbrochen, und Cahir hatte so eine Scheißerei, dass er fürchtete, er habe sich die Ruhr eingefangen. Aber dass das Mädchen alle naselang absaß und ins Gebüsch ging, habe ich für eine Blasenentzündung gehalten.

Ich war ein Blödian.

Regis scheint die Wahrheit geahnt zu haben. Doch er schwieg. Er schwieg, bis er nicht mehr schweigen konnte. Als wir zum Nachtlager in einer verlassenen Holzfällerhütte haltmachten, zog ihn Milva in den Wald, redete ziemlich lange mit ihm und manchmal auch ziemlich laut. Der Vampir kehrte allein aus dem Wald zurück. Er kochte und mischte irgendwelche Kräuter, dann rief er uns plötzlich alle in die Hütte. Er begann auf Umwegen, in seinem nervtötenden lehrhaften Ton.

»Ich wende mich an alle«, wiederholte Regis.

»Wir sind schließlich eine Mannschaft und füreinander verantwortlich. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass höchstwahrscheinlich derjenige nicht unter uns ist, der die größte Verantwortung trägt. Die unmittelbare, wenn ich mich so ausdrücken darf.«

»Drück dich deutlicher aus, zum Kuckuck«, sagte Rittersporn entnervt. »Mannschaft, Verantwortung... Was ist mit Milva? Welche Krankheit hat sie?«

»Das ist keine Krankheit«, sagte Cahir leise.

»Zumindest nicht im genauesten Sinne des Wortes«, bestätigte Regis. »Das Mädchen ist schwanger.«

Cahir bedeutete mit einem Nicken, dass er es geahnt hatte. Rittersporn hingegen war baff. Geralt biss sich auf die Lippe. »Welcher Monat?«

»Sie hat sich geweigert, und zwar in ziemlich unhöflichem Ton, mir irgendein Datum zu nennen, darunter auch das Datum der letzten Monatsblutung. Aber ich kenne mich aus. Es müsste die zehnte Woche sein.«

»Also schenk dir die pathetischen Hinweise auf die unmittelbare Veranwortlichkeit«, sagte Geralt mürrisch. »Es war keiner von uns. Wenn du diesbezüglich irgendwelche Zweifel hattest, dann zerstreue ich sie hiermit. Aber du hattest unbedingt recht, als du von der kollektiven Verantwortung gesprochen hast. Sie ist jetzt bei uns. Auf einmal sind wir alle in die Rolle von Ehemännern und Vätern aufgerückt. Wir hören gespannt, was der Mediziner sagt.«

»Ordentliche, regelmäßige Nahrung«, begann Regis aufzuzählen. »Keinerlei Stress.

Gesunder Schlaf. Und in absehbarer Zeit Schluss mit dem Reiten.«

Alle schwiegen lange.

»Wir haben verstanden«, sagte schließlich Rittersporn. »Wir haben ein Problem, meine Herren Ehemänner und Väter.«

»Ein größeres, als ihr glaubt«, sagte der Vampir. »Oder ein kleineres. Das hängt vom Standpunkt ab.«

»Ich verstehe nicht.«

»Solltest du aber«, murmelte Cahir.

»Sie hat verlangt«, fuhr Regis nach kurzer Pause fort, »dass ich ein gewisses stark und radikal wirkendes ... Medikament zubereite und ihr gebe. Sie hält das für ein geeignetes Mittel gegen die Probleme. Sie ist entschlossen.«

»Hast du es ihr gegeben?«

Regis lächelte. »Ohne mich mit den anderen Vätern zu verständigen?«

»Das Mittel, das sie verlangt«, ließ sich Cahir leise vernehmen, »ist kein wundersames Allheilmittel. Ich habe drei Schwestern, ich weiß, wovon ich rede. Sie scheint zu denken, dass sie abends den Absud trinkt, und am Morgen darauf reitet sie mit uns weiter. Nichts dergleichen. An die zehn Tage lang kann sie nicht einmal davon träumen, sich auf ein Pferd zu setzen. Ehe du ihr dieses Mittel gibst, Regis, musst du ihr das sagen. Und geben können wir ihr das Medikament erst, wenn wir ein Bett für sie gefunden haben. Ein sauberes Bett.«

»Verstanden.« Regis nickte. »Eine Stimme dafür. Und du, Geralt?«

»Was – ich?«

»Meine Herren« – der Vampir ließ den Blick seiner dunklen Augen über sie schweifen –, »tut nicht so, als ob ihr nicht versteht.«

»In Nilfgaard«, sagte Cahir, wurde rot und senkte den Kopf, »entscheidet in solchen Dingen ausschließlich die Frau. Niemand hat das Recht, auf ihre Entscheidung Einfluss zu nehmen. Regis sagt, dass Milva entschlossen ist, das ... Medikament zu nehmen. Darum, nur darum habe ich begonnen, darüber wie über eine feststehende Tatsache nachzudenken. Und über die Folgen dieser Tatsache. Aber ich bin ein Ausländer, der nicht weiß ... Ich sollte überhaupt nichts dazu sagen. Ich bitte um Entschuldigung.«

»Wofür?«, wunderte sich der Troubadour.

»Dass du uns für Wilde hältst, Nilfgaarder? Für primitive Stämme, die sich nach irgendeinem Schamanen-Tabu richten? Es ist klar, dass nur die Frau solch eine Entscheidung treffen kann, das ist ihr unveräußerliches Recht. Wenn Milva sich entschließt, dass sie ...«

»Halt den Mund, Rittersporn«, knurrte der Hexer. »Halt den Mund, ich bitte dich sehr.«

»Du bist anderer Ansicht?«, empörte sich der Dichter. »Du würdest es ihr verbieten wollen oder...«

»Halt den Mund, verdammt, denn ich kann sonst nicht für mich einstehen! Regis, du scheinst hier unter uns eine Art Volksabstimmung durchzuführen. Wozu? Du bist hier der Mediziner. Das Mittel, um das sie gebeten hat... Ja, das Mittel, das Wort

>Medikament< will mir irgendwie nicht über die Lippen ... Nur du kannst dieses Mittel zubereiten und ihr geben. Und du wirst es tun, wenn sie dich abermals darum bittet. Du wirst es ihr nicht abschlagen.«

»Das Mittel habe ich schon zubereitet.« Regis zeigte ihnen ein Fläschchen von dunklem Glas. »Wenn sie mich abermals bittet, werde ich es nicht abschlagen. Wenn sie mich abermals bittet.«

»Worum geht es also? Um unsere Einmütigkeit? Um allgemeine Akzeptanz? Was erwartest du?«

»Du weißt bestens, worum es geht«, sagte der Vampir. »Du fühlst genau, was zu tun ist. Aber da du fragst, werde ich antworten. Ja, Geralt, genau darum geht es. Ja, genau das ist zu tun. Nein, nicht ich erwarte das.«

»Kannst du deutlicher reden?«

»Nein, Rittersporn«, entgegnete der Vampir.

»Noch deutlicher kann ich es nicht. Zumal es gar nicht notwendig ist. Habe ich recht, Geralt?«

»Du hast recht.« Der Hexer stützte die Stirn auf die verschränkten Hände. »Ja, verdammt, du hast recht. Aber warum schaust du mich an? Was soll ich tun? Ich kann das nicht. Ich schaffe es nicht. Ich eigne mich ganz und gar nicht für diese Rolle ... Ganz und gar nicht, versteht ihr?«

»Nein«, widersprach Rittersporn. »Wir verstehen überhaupt nichts. Cahir? Verstehst du etwas?«

Der Nilfgaarder schaute Regis an, dann Geralt.

»Ich denke schon«, sagte er langsam.

»Aha.« Der Troubadour nickte. »Geralt hat es auf Anhieb verstanden, Cahir denkt, dass er es versteht. Ich verlange unmissverständlich eine Erklärung, aber erst heißt man mich schweigen, dann höre ich, es sei nicht notwendig, dass ich verstehe. Danke. Zwanzig Jahre im Dienste der Dichtkunst, hinreichend lange, um zu wissen, dass es Dinge gibt, die man entweder auf Anhieb versteht, sogar ohne Worte, oder man wird sie niemals verstehen.«

Der Vampir lächelte. »Ich kenne niemanden«, sagte er, »der das schöner formulieren könnte.«

Es war vollends dunkel geworden. Der Hexer stand auf.

Was hilft's, dachte er. Ich komme nicht drum herum. Da gibt's nichts mehr zu zögern. Ich muss es tun. Ich muss, und fertig.

Milva saß einsam neben dem kleinen Feuer, das sie im Walde entfacht hatte, auf einer Lichtung, weit von der Holzfällerhütte entfernt, in der die anderen übernachteten. Sie zuckte nicht, als sie seine Schritte hörte. Ganz, als hätte sie ihn erwartet. Sie rückte nur beiseite, machte ihm Platz auf dem umgestürzten Baumstamm.

»Na und, was ist?«, sagte sie scharf, ohne abzuwarten, bis er etwas sagte. »Schöner Mist, was?«

Er antwortete nicht.

»Das hättest du nicht gedacht, als wir losgezogen sind, was? Als du mich mitgenommen hast? Hast gedacht, was soll's, dass sie 'ne ungeschliffene, dumme Dorftrine ist? Hast mir erlaubt, mitzureiten. Schlaue Gespräche, hast du gedacht, werd ich unterwegs mit ihr nicht führn, aber sie kann zu gebrauchen sein. Ist 'n gesundes, kräftiges Gewächs, schießt mit dem Bogen, wird sich im Sattel den Arsch nicht verbrennen, und wenn's gefährlich wird, macht sie sich nicht in die Hosen, sie wird von Nutzen sein. Und jetzt zeigt sich, da gibt's keinen Nutzen, bloß Schererei. Ein Klotz am Bein. Hat's das dumme Mädel erwischt, wie's mit dummen Mädels eben geht!«

»Warum bist du mit mir geritten?«, fragte er leise. »Warum bist du nicht im Brokilon geblieben? Du wusstest doch...«

»Ich wusste«, unterbrach sie ihn rasch. »Ich war ja unter Dryaden, und die erkennen auf Anhieb, was mit dir los ist, vor denen verbirgst du nichts. Sie haben es eher gemerkt als ich selber... Aber ich hab nicht gedacht, dass mich die Schwäche so schnell ankommt. Ich dacht mir, es kommt 'ne Gelegenheit, da trink ich Mutterkorn oder 'n andres Gebräu, du würdest gar nichts merken, nicht mal was ahnen ...«

»So einfach ist das nicht.«

»Ich weiß. Der Vampir hat's mir gesagt. Ich hab's zu lange schleifen lassen, überlegt, gezögert. Jetzt wird's nicht mehr glattgehen...«

»Das habe ich nicht gemeint.«

»Verdammt«, sagte sie nach einem Moment.

»Und ich dachte, ich hätte Rittersporn in Reserve! Hab ja gesehn, dass er den starken Mann spielt, dabei ist er weich, schwach, nicht an Arbeit gewöhnt, man kann drauf warten, dass er nicht weiterkommt und wir ihn zurücklassen müssen. Ich dacht, wenn's schlimm kommt, kehr ich mit Rittersporn um ... Aber da haben wir's: Rittersporn hält sich wacker, und ich ...«

Ihre Stimme brach plötzlich. Geralt umarmte sie. Und wusste sogleich, dass das die Geste war, auf die sie gewartet hatte, die sie dringend brauchte. Rauheit und Härte der Bogenschützin aus dem Brokilon waren wie weggeblasen, es blieb die bebende, sanfte Weichheit eines geängstigten Mädchens. Und doch war sie es, die das sich hinziehende Schweigen brach.

»So hast du mir's damals gesagt... Im Brokilon

... Dass ich eine... Schulter brauchen werd. Dass ich in die Nacht schreien werd, ins Dunkel... Du bist da, ich spür deine Schulter an meiner... Aber schreien will ich immer noch... O jechen, je... Was zuckst du zusammen?«

»Nichts. Eine Erinnerung.«

»Was wird mit mir?«

Er antwortete nicht. Die Frage galt nicht ihm.

»Der Vater hat mir mal was gezeigt... Bei uns am Fluss gibt's solche schwarzen Wespen, die legen Eier in eine lebende Raupe. Aus den Eiern schlüpfen kleine Wespen, fressen die Raupe bei lebendigem Leibe auf... Von innen her... Jetzt sitzt was in mir. In mir, drinnen, in meinem eignen Bauch. Das wächst, wächst immer weiter und frisst mich bei lebendigem Leibe auf...« »Milva...«

»Maria. Ich bin Maria, nicht Milva. Was geb ich denn schon für eine Weihe ab? 'ne Glucke bin ich mit 'nem Ei, keine Weihe ... Milva hat mit den Dryaden auf dem Schlachtfeld gelacht, hat Pfeile aus den blutbedeckten Leichen gezogen, ein guter Pfeilschaft darf ja nicht verloren gehn, schade um eine gute Spitze! Und wenn noch einer atmete, nach Luft schnappte – mit dem Messer durch die Kehle! Zu so einem Schicksal hat Milva diese Leute durch Verrat geführt, und hat gelacht... Das Blut von denen ruft jetzt. Dieses Blut frisst jetzt wie Wespengift Maria von innen her auf. Maria bezahlt für Milva.«

Er schwieg. Hauptsächlich, weil er nicht wusste, was er sagen sollte. Die junge Frau stützte sich stärker gegen seine Schulter.

»Ich hab ein Kommando zum Brokilon geführt«, sagte sie leise. »Das war auf dem Rodfeld, im Juni, eine Woche vor dem Johannisfeuer. Sie haben uns eingeholt, es gab einen Kampf, wir sind zu siebt davongekommen: fünf Elfenkrieger, eine Elfe und ich. Bis zum Bandwasser gut eine halbe Meile, aber Berittene hinter uns, Berittene vor uns, ringsum Finsternis, Sumpflöcher, Morast... Nachts haben wir uns in den Korbweiden versteckt, mussten den Pferden Ruhe gönnen und uns auch. Da hat sich die Elfe ohne ein Wort ausgezogen, sich hingelegt ... und der erste Elf ging hin... Mir lief es kalt übern Rücken, ich wusst nicht, was ich machen soll... Weggehen, so tun, als ob ich nichts seh? Das Blut hämmert mir in den Schläfen, da sagt sie plötzlich: >Wer weiß, was morgen ist? Wer übers Bandwasser geht und wer ins Gras beißt? En'ca minne.<

So hat sie's gesagt: ein bisschen Liebe. Nur so, sagt sie, kann man den Tod bezwingen. Und die Furcht. Die Männer hatten Angst, sie hatte Angst, ich hatte auch Angst... Und ich zog mich auch aus und legte mich ein Stück abseits hin, breitete mir vorher eine Decke aus ... Als der Erste mich in die Arme nahm, biss ich die Zähne zusammen, denn ich war nicht bereit, war verängstigt und trocken ... Aber er war klug, immerhin ein Elf, dem Anschein nach noch jung ... Klug... Einfühlsam ... Er roch nach Moos, nach Gräsern und Tau... Dem Zweiten streckte ich selbst die Arme entgegen ... Bereitwillig... Ein bisschen Liebe? Weiß der Teufel, wie viel Liebe dabei war und wie viel Angst, aber Angst war mehr da, da bin ich mir sicher... Denn die Liebe war gespielt, gut zwar, aber doch gespielt, wie bei einem Jahrmarktsspiel, denn da, wenn die Schauspieler gut sind, vergisst man sofort, was vorgetäuscht ist und was wahr. Aber die Angst war da. Sie war echt.« Er schwieg.

»Und den Tod haben wir doch nicht besiegen können. Im Morgengrauen sind zwei erschlagen worden, ehe wir am Bandwasser warn. Von den dreien, die überlebt haben, hab ich keinen mehr zu Gesicht gekriegt. Meine Mama hat gesagt, ein Mädchen weiß immer, wessen Frucht sie im Bauche trägt... Aber ich weiß es nicht. Ich hab nicht mal die Namen von diesen Elfen gekannt, woher soll ich's wissen? Sag, woher?«

Er schwieg. Er ließ seine Schulter für sich sprechen.

»Und wozu soll ich's auch wissen. Der Vampir wird gleich das Mutterkorn fertig machen... Ihr werdet mich in irgendeinem Dorf zurücklassen müssen ... Nein, sag nichts, sei still. Ich weiß, was du für einer bist. Du lässt nicht mal deine eigensinnige Stute im Stich, gibst sie nicht weg, tauschst sie nicht gegen eine andre ein. Du bist keiner von denen, die einen im Stich lassen. Aber jetzt muss es sein. Nach dem Mutterkorn werd ich nicht im Sattel sitzen können. Aber du sollst wissen, wenn ich wieder gesund bin, komm ich euch nach. Denn ich möcht, dass du deine Ciri findest, Hexer. Dass du sie mit meiner Hilfe findest und zurückkriegst.«

»Darum bist du mir nachgeritten«, sagte er und rieb sich die Stirn. »Darum.«

Sie senkte den Kopf.

»Ebendarum bist du mit mir gekommen«, wiederholte er. »Du bist aufgebrochen, um bei der Rettung eines fremden Kindes zu helfen. Du wolltest bezahlen. Eine Schuld bezahlen, die du schon damals, als du losgeritten bist, aufzunehmen vorhattest... Ein fremdes Kind für das eigene. Und ich habe versprochen, dir in der Not zu helfen. Milva, ich werde dir nicht helfen können. Glaub mir, ich werde es nicht können.«

Diesmal schwieg sie. Er vermochte das nicht. Er fühlte, dass er es nicht durfte.

»Damals im Brokilon habe ich bei dir eine Schuld aufgenommen und gelobt, dass ich sie bezahlen würde. Unvernünftig. Dumm. Du hast mir zu einem Zeitpunkt geholfen, als ich Hilfe sehr nötig hatte. Solch eine Schuld lässt sich nicht zurückzahlen. Man kann nicht für etwas bezahlen, das unbezahlbar ist. Manche behaupten, dass jedes, absolut jedes Ding auf der Welt seinen Preis hat. Das ist nicht wahr. Es gibt Dinge, die haben keinen Preis, sie sind unbezahlbar. Am leichtesten erkennt man solche Dinge daran, dass sie, wenn man sie erst einmal verloren hat, für immer verloren sind. Ich selbst habe viele solche Dinge verloren. Darum kann ich dir heute nicht helfen.«

»Du hast mir schon geholfen«, erwiderte sie sehr ruhig. »Du weißt gar nicht, wie sehr du mir geholfen hast. Jetzt geh bitte. Lass mich allein. Geh, Hexer. Geh, ehe du meine Welt vollends zum Einsturz bringst.«

Als sie bei Sonnenaufgang wieder aufbrachen, ritt Milva voran, ruhig und lächelnd. Und als der hinter ihr reitende Rittersporn auf der Laute zu klimpern begann, pfiff sie im Takt der Melodie.

Geralt und Regis beschlossen den Zug. In einem bestimmten Augenblick schaute der Vampir den Hexer an, lächelte, nickte anerkennend und bewundernd. Wortlos. Dann zog er aus seinem Arzneitornister ein Fläschchen von dunklem Glas, zeigte es Geralt. Er lächelte abermals und warf das Fläschchen ins Gebüsch.

Der Hexer schwieg.

Als sie haltmachten, um die Pferde zu tränken, zog Geralt Regis beiseite.

»Geänderte Pläne«, teilte er trocken mit. »Wir reiten nicht durch den Ysgith.«

Der Vampir schwieg einen Moment lang und musterte ihn aus seinen schwarzen Augen.

»Wenn ich nicht wüsste«, sagte er schließlich,

»dass du als Hexer nur wirkliche Gefahren fürchtest, würde ich denken, dass dir das Gefasel des unnormalen Mädchens Angst gemacht hat.«

»Aber du weißt es. Also wirst du logisch denken.«

»Freilich. Ich möchte deine Aufmerksamkeit jedoch auf zwei Dinge lenken. Erstens, der Zustand, in dem sich Milva befindet, ist keine Krankheit und keine Behinderung. Das Mädchen muss natürlich auf sich aufpassen, aber sie ist völlig gesund und leistungsfähig. Ich würde sagen, sogar leistungsfähiger. Die Hormone ...«

»Hör auf mit dem belehrenden und leicht herablassenden Ton«, fiel ihm Geralt ins Wort.

»Denn er geht mir allmählich auf die Nerven.«

»Das war das Erste«, erinnerte ihn Regis, »von zwei Dingen, die ich erwähnen wollte. Das Zweite: Wenn Milva deine übertriebene Fürsorge bemerkt, wenn sie feststellt, dass du sie hätschelst und betust wie eine Glucke ihr Ei, wird sie einfach vor Wut kochen. Und dann gerät sie in Stress, der ihr absolut nicht zuträglich ist. Geralt, ich will niemanden belehren. Ich will rational sein.«

Geralt antwortete nicht.

»Es gibt noch eine dritte Sache«, fügte Regis hinzu, der ihn noch immer musterte. »Durch den Ysgith treiben uns nicht Begeisterung und Abenteuerlust, sondern die Notwendigkeit. Auf den Anhöhen ist das Militär zugange, und wir müssen zu den Druiden vom Caed Dhu. Ich hatte den Eindruck, das sei eilig. Dass dir daran liegt, möglichst schnell an Informationen zu kommen und deiner Ciri zu Hilfe zu eilen.«

»Mir liegt daran.« Er wandte den Blick ab.

»Sehr. Ich will Ciri retten und wiedergewinnen. Bis vor kurzem dachte ich, um jeden Preis. Aber nein. Um diesen einen Preis nicht. Diesen Preis werde ich nicht bezahlen, dieses Risiko einzugehen, bin ich nicht bereit. Wir reiten nicht durch den Ysgith.«

»Die Alternative?«

»Das andere Ufer der Jaruga. Wir gehen stromauf, weit über die Bruchmoore hinaus. Dann überqueren wir die Jaruga abermals auf Höhe des Caed Dhu. Wenn das schwierig wird, setzen wir nur zu zweit zu den Druiden über. Ich schwimme, du fliegst als Fledermaus hinüber. Was schaust du mich so an? Dass ein Fluss für einem Vampir ein Hindernis sei, ist doch auch wieder nur ein Mythos und Aberglaube. Oder irre ich mich vielleicht?«

»Nein, du irrst dich nicht. Aber fliegen kann ich nur bei Vollmond.«

»Das sind nur zwei Wochen. Wenn wir am richtigen Ort eintreffen, wird fast Vollmond sein.«

»Geralt«, sprach der Vampir, den Blick noch immer auf den Hexer geheftet. »Du bist ein sonderbarer Mensch. Um es klarzustellen, das war nicht abfällig gemeint. Also gut. Lassen wir den Ysgith sein, der für Frauen in anderen Umständen gefährlieh ist. Wir setzen aufs andere Ufer der Jaruga über, das du für weniger gefährlich hältst.«

»Ich kann die Grade des Risikos einschätzen.«

»Daran zweifle ich nicht.«

»Zu Milva und den anderen kein Wort. Wenn sie fragen sollten, gehört das zu unserem Plan.«

»Natürlich. Beginnen wir mit der Suche nach einem Boot.«

Sie suchten nicht lange, und das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Sie fanden kein Boot, sondern eine Fähre. Zwischen Weiden versteckt, verriet sich der geschickt mit Zweigen und Riedbüscheln getarnte Prahm durch das Seil, das ihn mit dem linken Ufer verband. Es fand sich auch der Fährmann ein. Als sie heranritten, verschwand er schnell im Dickicht, doch Milva spürte ihn auf und zerrte ihn am Kragen aus dem Gebüsch, wobei sie auch den Gehilfen aufschreckte, einen kräftig gebauten Burschen mit den Schultern eines Hünen und dem Gesicht eines Patentidioten. Der Fährmann zitterte vor Angst, und seine Augen huschten hin und her wie ein Mäusepaar durch einen leeren Speicher.

»Ans andere Ufer?«, stöhnte er, als er hörte, was von ihm verlangt wurde. »Um keinen Preis! Das ist Nilfgaarder Land, und wir haben Krieg! Wenn sie mich kriegen, setzen sie mich auf den Pfahl! Ich fahr nicht! Und wenn ihr mich totschlagt!«

»Totschlagen können wir dich«, sagte Milva zähneknirschend. »Dich vorher windelweich schlagen können wir auch. Reiß noch mal das Maul auf, und du siehst, dass wir's können.«

»Der Krieg« – der Vampir durchbohrte den Fährmann mit Blicken – »stört doch sicherlich nicht den Schmuggel, was, guter Mann? Denn dazu dient ja deine Fähre, die du schlau fernab von den königlichen und den Nilfgaarder Ansiedlungen eingerichtet hast – ich irre mich doch nicht? Also mach hin, lass sie zu Wasser.«

»Das wäre vernünftiger«, fügte Cahir hinzu und strich über den Schwertgriff. »Wenn du dich zierst, setzen wir allein über, ohne dich, und dann bleibt deine Fähre am anderen Ufer; um sie zurückzubekommen, wirst du schwimmen müssen. So aber kommst du mit hinüber und kehrst zurück. Ein Stündchen Angst, dann vergisst du's.«

»Aber wenn du dich sperrst, du Narr«, knurrte wieder Milva, »dann richte ich dich so zu, dass du uns bis zum Winter nicht vergisst!«

Angesichts dieser harten, unstrittigen Argumente gab der Fährmann nach, und bald befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Prahm. Einige von den Pferden, insbesondere Plötze, wollten nicht an Bord gehen, doch der Fährmann und sein dümmlicher Gehilfe legten ihnen Nasenstangen aus Zweigen und Schnüren an. Die Übung, mit der sie das taten, bewies, dass sie schon des öfteren gestohlene Pferde über die Jaruga geschmuggelt hatten. Der dümmliche Hüne drehte das Rad, das die Fähre antrieb, und die Überfahrt begann.

Als sie auf die Wasserfläche hinauskamen und der Wind sie umwehte, besserte sich die Stimmung. Die Überfahrt über die Jaruga war etwas Neues, eine Zäsur, die einen Fortschritt bei der Reise deutlich machte. Vor ihnen lag das Nilfgaarder Ufer, die Grenze. Alle wurden auf einmal lebhafter. Selbst der dümmliche Gehilfe des Fährmanns wurde davon erfasst, er begann plötzlich, zu pfeifen und irgendeine schwachsinnige Melodie zu summen. Auch Geralt fühlte eine seltsame Euphorie, als werde jeden Augenblick aus dem Erlengehölz am linken Ufer Ciri hervortreten und bei seinem Anblick freudig rufen.

Stattdessen rief der Fährmann. Und keineswegs freudig. »Götter! Wir sind verloren!«

Geralt schaute in die Richtung, in die der Mann zeigte, und fluchte. Zwischen den Erlen auf dem hohen Ufer blitzten Rüstungen auf, ertönte Hufschlag. Im Nu wimmelte die Anlegestelle der Fähre auf dem linken Ufer von Berittenen.

»Die Schwarzen!«, schrie der Fährmann und ließ das Rad los. »Nilfgaarder! Tod! Rettet uns, ihr Götter!«

»Halt die Pferde fest, Rittersporn!«, rief Milva, während sie versuchte, mit einer Hand den Bogen aus dem Futteral zu ziehen. »Halt die Pferde fest!«

»Das sind keine Kaiserlichen«, sagte Cahir.

»Ich glaube nicht...«

Er wurde von den Rufen der Berittenen an der Anlegestelle übertönt. Und vom Geschrei des Fährmanns. Von diesem Geschrei angetrieben, packte der dümmliche Gehilfe eine Axt, holte aus und hieb mit Schwung auf das Seil ein. Der Fährmann half ihm mit einer zweiten Axt. Die Reiter an der Anlegestelle bemerkten es, sie fingen auch zu schreien an. Ein paar ritten ins Wasser, packten das Seil. Ein paar versuchten, schwimmend den Prahm zu erreichen.

»Lasst das Seil in Ruhe!«, rief Rittersporn.

»Das ist nicht Nilfgaard! Nicht durchschneiden!«

Doch es war zu spät. Das durchgehackte Seil fiel schwer ins Wasser und versank, der Prahm drehte sich leicht und begann, flussabwärts zu treiben. Die Berittenen am Ufer stimmten ein entsetzliches Gebrüll an.

»Rittersporn hat recht«, sagte Cahir mit finsterer Miene. »Das sind keine Kaiserlichen... Sie sind am Nilfgaarder Ufer, aber das ist nicht Nilfgaard.«

»Natürlich nicht!«, rief Rittersporn. »Ich erkenne doch die Abzeichen! Adler und Rauten! Das ist das Wappen von Lyrien! Das sind die lyrischen Guerillas! He, Leute...«

»Geh hinter der Bordwand in Deckung, du Dummkopf!«

Der Dichter hörte wie üblich nicht auf die Warnung, er wollte herausfinden, was los war.

Und da begannen Pfeile durch die Luft zu schwirren. Ein Teil von ihnen schlug mit dumpfem Geräusch in der Bordwand des Prahms ein, ein Teil flog darüber hinweg und platschte ins Wasser. Zwei kamen geradewegs auf Rittersporn zu, doch der Hexer hatte schon das Schwert in der Hand, er sprang hinzu, lenkte mit schnellen Hieben beide Pfeile ab.

»Bei der Großen Sonne«, stöhnte Cahir. »Er hat sie weggeschlagen ... Zwei Pfeile! Unglaublich! So was habe ich noch nie gesehen ...«

»Siehst du auch nicht mehr! Ist mir zum ersten Mal im Leben gelungen, zwei abzulenken! Geht in Deckung!«

Die Krieger am Ufer hatten jedoch den Beschuss eingestellt, da sie sahen, dass die Strömung den Prahm geradewegs an ihr Ufer trieb. Das Wasser schäumte an den Flanken der in den Fluss getriebenen Pferde. Die Anlegestelle füllte sich mit weiteren Berittenen. Es waren mindestens zweihundert.

»Helft!«, begann der Fährmann zu schreien.

»Greift zu den Staken, ihr Herren! Es trägt uns zum Ufer!«

Sie verstanden ihn augenblicks, und Staken gab es zum Glück genug. Regis und Rittersporn hielt die Pferde fest, Milva, Cahir und der Hexer unterstützten die Anstrengungen des Fährmanns und seines dümmlichen Adlatus. Der von fünf Staken abgestoßene Prahm drehte sich und begann schneller zu schwimmen, wobei er sichtlich zur Flussmitte hintrieb. Die Krieger am Ufer brachen wieder in Geschrei aus, griffen wieder zu den Bögen, wieder schwirrten Pfeile heran, eins der Pferde begann wild zu wiehern. Der von der stärkeren Strömung erfasste Prahm schwamm zum Glück schnell und entfernte sich immer weiter vom Ufer, aus der Reichweite gezielter Pfeilschüsse heraus.

Jetzt trieben sie in der Mitte des Flusses auf der freien Wasserfläche. Der Prahm drehte sich wie Scheiße im Eisloch. Die Pferde stampften und wieherten, rissen an den von Rittersporn und dem Vampir gehaltenen Zügeln. Die Berittenen am Ufer zeterten und drohten ihnen mit den Fäusten. Plötzlich erblickte Geralt unter ihnen einen Reiter auf einem weißen Pferd, der mit dem Schwert fuchtelte und Befehle erteilte. Gleich darauf zog sich die Kavalkade in den Wald zurück und preschte am Rande des hohen Ufers entlang. Die Rüstungen blitzten zwischen dem Ufergehölz.

»Sie lassen uns nicht in Ruhe«, stöhnte der Fährmann. »Sie wissen, dass hinter der Biegung die Strömung uns wieder ans Ufer treibt... Haltet die Staken bereit, ihr Herren! Wenn es uns zum rechten Ufer trägt, müssen wir dem Kahn helfen, die Strömung zu überwinden, und landen... Sonst ergeht's uns schlecht...«

Sie trieben dahin, drehten sich, drifteten leicht aufs rechte Ufer zu, eine hohe, steile, mit krummen Kiefern bewachsene Böschung. Das linke Ufer, von dem sie sich entfernten, wurde flach, stieß als halbrunde Landzunge in den Fluss vor. Auf die Landzunge kamen im Galopp Reiter, preschten mit Schwung ins Wasser. Bei der Landzunge befand sich offensichtlich eine Untiefe; ehe das Wasser den Pferden bis zum Bauch reichte, waren die Reiter ziemlich weit in den Fluss gelangt.

»Sie kommen auf Schussweite heran«, schätzte Milva mit finsterer Miene ein. »Geht in Deckung.«

Wieder schwirrten Pfeile, einige schlugen dumpf in die Bretter ein. Doch die von der Landzunge abgedrängte Strömung trug die Fähre rasch zu dem Steilhang am rechten Ufer hin.

»Jetzt an die Staken!«, rief der zitternde Fährmann. »Schnell, wir müssen landen, ehe uns die Strömung fortreißt!«

Das war nicht so einfach. Die Strömung war kräftig, das Wasser tief, der Prahm aber groß, schwer und klobig. Anfangs reagierte er überhaupt nicht auf ihre Anstrengungen, doch endlich fanden die Staken mehr Halt am Grund. Es sah so aus, als würde es gelingen, als Milva plötzlich die Stange losließ und wortlos zum rechten Ufer zeigte.

»Diesmal...« Cahir wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Diesmal ist es aber mit Sicherheit Nilfgaard.«

Geralt sah das auch. Die Reiter, die plötzlich am rechten Ufer aufgetaucht waren, trugen schwarze und grüne Mäntel, die Pferde hatten die charakteristischen Kopfhalfter, deren Riemen die Augen umgaben. Es waren ihrer mindestens hundert.

»Jetzt sind wir geliefert«, stöhnte der Fährmann auf. »Himmel, das sind die Schwarzen!«

»An die Staken!«, schrie der Hexer. »An die Staken, in die Strömung! Weg vom Ufer!«

Wieder erwies sich das als schwierige Aufgabe. Die Strömung am rechten Ufer war stark, sie schob den Prahm geradewegs unter die steile Böschung, von der schon die Rufe der Nilfgaarder zu hören waren. Als Geralt, gegen eine Stake gestemmt, für einen Moment nach oben schaute, sah er über sich Kiefernäste. Ein vom oberen Rand des Uferhanges abgeschossener Pfeil traf fast senkrecht aufs Deck der Fähre. Einen zweiten, der auf Cahir zuflog, schlug er mit einem Schwerthieb weg.

Milva, Cahir, der Fährmann und sein Gehilfe stießen sich nicht mehr vom Grund ab, sondern vom Ufer, von der Böschung. Geralt ließ das Schwert fallen, ergriff eine Stake und half ihnen, und der Prahm begann wieder ins offene Wasser zu driften. Doch sie waren immer noch gefährlich nahe am rechten Ufer, und dort galoppierten die Verfolger entlang. Ehe sie Abstand gewinnen konnten, war der Steilhang zu Ende, und auf das flache, schilfbewachsene Ufer strömten die Nilfgaarder. In der Luft heulten die Flugfedern von Pfeilen auf.

»In Deckung!«

Der Gehilfe des Fährmanns begann plötzlich sonderbar zu husten, ließ die Stange ins Wasser fallen. Geralt erblickte eine blutige Pfeilspitze und vier Zoll Schaft, die ihm aus dem Rücken ragten. Cahirs Kastanienbrauner bäumte sich auf, wieherte voll Schmerz, warf den durchschossenen Hals hin und her, riss Rittersporn um und sprang über Bord. Auch die anderen Pferde wieherten und stampften unruhig, der Prahm zitterte unter den Hufschlägen.

»Haltet die Pferde fest!«, rief der Vampir.

»Hal-« Er verstummte plötzlich, fiel mit dem Rücken gegen die Bordwand, setzte sich hin, neigte den Kopf. Aus der Brust ragte ihm ein schwarz befiederter Pfeil.

Milva sah es auch. Sie schrie wütend auf, griff zum Bogen, schüttete sich die Pfeile aus dem Köcher vor die Füße. Und begann zu schießen. Pfeil um Pfeil. Und kein einziger verfehlte sein Ziel.

Am Ufer kam Verwirrung auf. Die Nilfgaarder zogen sich in den Wald zurück, ließen im Schilf die Gefallenen und die heulenden Verwundeten zurück. Im Unterholz verborgen, schossen sie weiter, doch die Pfeile erreichten die Fähre kaum noch, die kräftige Strömung trug den Prahm zur Flussmitte hin. Die Entfernung war zu groß für gezielte Schüsse mit den Nilfgaarder Bögen. Doch nicht für Milvas Bogen.

Unter den Nilfgaardern erschien plötzlich ein Offizier im schwarzen Umhang, mit einem Helm, an dem Rabenflügel flatterten. Er schrie, fuchtelte mit einem Streitkolben, zeigte flussabwärts. Milva stellte sich breitbeinig hin, zog die Sehne zum Mund, zielte kurz. Der Pfeil schwirrte durch die Luft, der Offizier kippte im Sattel nach hinten, hing in den Armen der ihn stützenden Soldaten. Milva spannte den Bogen abermals, ließ die Sehne los. Einer der Nilfgaarder, die den Offizier hielten, schrie durchdringend auf und stürzte vom Pferd. Die übrigen verschwanden im Wald.

»Meisterschüsse«, sagte Regis ruhig hinterm Rücken des Hexers. »Aber greift lieber zu den Stangen. Wir sind immer noch zu nahe am Ufer, und es treibt uns ins Flachwasser.«

Die Bogenschützin und Geralt wandten sich um. »Du lebst?«, fragten sie einstimmig.

»Habt ihr gedacht« – der Vampir zeigte auf den schwarz befiederten Pfeilschaft –, »dass man mir mit dem erstbesten Stöckchen schaden kann?«

Es blieb keine Zeit zur Verwunderung. Der Prahm drehte sich wieder in der Strömung und schwamm im tiefen Wasser. Doch an der Flussbiegung tauchte abermals eine flache Sandbank mit Untiefen auf, und das Ufer wurde schwarz vor Nilfgaardern. Manche ritten ins Wasser und machten die Bögen bereit. Alle, Rittersporn nicht ausgeschlossen, stürzten zu den Staken. Bald fanden die Stangen keinen Grund mehr, die Strömung trug den Prahm ins offene Wasser.

»Gut«, keuchte Milva und legte die Stange weg. »Jetzt erreichen sie uns nicht...«

»Einer hat es auf die Sandbank geschafft!« Rittersporn zeigte hin. »Er macht den Bogen bereit! Gehen wir in Deckung!«

»Der trifft nicht«, schätzte Milva kaltblütig ein.

Der Pfeil platschte zwei Klafter vor dem Bug der Fähre ins Wasser.

»Er spannt den Bogen wieder!«, schrie der Troubadour, der hinter der Bordwand hervorlugte. »Achtung!«

»Er trifft nicht«, wiederholte Milva und rückte den Lederschutz am linken Unterarm zurecht.

»Er hat einen guten Bogen, aber er schießt, wie'n Ziegenarsch Waldhorn spielt. Ist aufgeregt. Nach dem Schuss zittert und zappelt er wie'n Weib, dem 'ne Schnecke zwischen die Hinterbacken kriecht. Haltet die Pferde fest, dass mich keins anstößt.«

Diesmal verzog der Nilfgaarder nach oben, der Pfeil pfiff über den Prahm hinweg. Milva hob den Bogen, stellte sich breitbeinig hin, zog die Sehne rasch zur Wange und ließ sie sacht los, ohne ihre Haltung auch nur um den Bruchteil eines Zolls zu verändern. Der Nilfgaarder stürzte ins Wasser wie vom Blitz getroffen, begann mit der Strömung zu treiben. Sein schwarzer Mantel blähte sich wie ein Ballon.

»So wird das gemacht.« Milva ließ den Bogen sinken. »Aber der lernt es nicht mehr.«

»Die Übrigen galoppieren uns nach.« Cahir zeigte aufs rechte Ufer. »Und ich verbürge mich dafür, dass sie die Verfolgung nicht aufgeben werden. Nicht, nachdem Milva den Offizier erschossen hat. Der Fluss windet sich, in der nächsten Biegung wird uns die Strömung wieder an ihr Ufer treiben. Sie wissen das und werden warten ...«

»Vorerst haben wir andre Sorgen«, stöhnte der Fährmann, der neben dem toten Gehilfen gekniet hatte und sich jetzt aufrichtete. »Jetzt treibt's uns genau ans linke Ufer... Götter, wir sitzen zwischen zwei Feuern... Und alles wegen Euch Herrschaften! Über Euch soll dieses Blut kommen...«

»Halt den Mund und nimm die Stake!«

Am linken, flachen, jetzt schon nahen Ufer drängten sich die Berittenen zusammen, die Rittersporn als die Partisanen aus Lyrien identifiziert hatte. Sie schrien, fuchtelten mit den Armen. Geralt bemerkte unter ihnen den Reiter auf dem weißen Pferd. Er war sich nicht sicher, doch er hatte den Eindruck, der Reiter sei eine Frau. Eine hellhaarige Frau in Rüstung, aber ohne Helm.

»Was schreien sie?« Rittersporn hielt die Hand ans Ohr. »Etwas von einer Königin, oder?«

Das Geschrei am linken Ufer wurde stärker. Man hörte deutlich das Klirren von Eisen.

»Das ist eine Schlacht«, stellte Cahir fest.

»Schaut. Aus dem Wald dringen Kaiserliche vor. Die Nordlinge fliehen vor ihnen. Und jetzt sitzen sie in der Falle.«

»Der Ausweg aus dieser Falle« – Geralt spuckte ins Wasser – »war die Fähre. Sie wollten, denke ich, wenigstens ihre Königin und die Anführer retten, indem sie sie aufs andere Ufer übersetzten. Und wir haben diese Fähre entführt. Oh, die können uns jetzt nicht leiden ...«

»Sollten sie aber«, erklärte Rittersporn. »Die Fähre hätte niemanden gerettet, sondern sie geradewegs den Nilfgaardern am rechten Ufer in die Arme geführt. Auch wir sollten das rechte Ufer meiden. Mit den Lyriern versuche ich mich zu verständigen, aber die Schwarzen werden uns erbarmungslos niedermachen...«

»Wir treiben immer schneller«, schätzte Milva, während sie ebenfalls ins Wasser spuckte und der sich entfernenden Spucke hinterherschaute. »Und zwar mitten auf dem Fluss. Die können uns am Arsch lecken, die einen wie die anderen. Die Biegungen sind sanft, die Ufer eben und ganz voll Weidengestrüpp. Wir fahren die Jaruga hinab, sie werden uns nicht verfolgen. Werden's bald satt haben.«

»Bockmist«, stöhnte der Fährmann. »Vor uns liegt der Rote Stapel... Da hat's 'ne Brücke! Und Flachwasser! Der Prahm wird auflaufen ... Wenn sie uns überholen, werden sie dort warten...«

»Die Nordlinge werden uns nicht überholen.« Regis zeigte vom Heck zum linken Ufer. »Die haben ihre eigenen Sorgen.«

In der Tat, am rechten Ufer tobte eine erbitterte Schlacht. Ihr Zentrum war im Walde verborgen und machte sich nur durch den Schlachtenlärm bemerkbar, doch an vielen Stellen fochten schwarze und farbige Reiter im Uferwasser, die Leichen fielen platschend in die Strömung der Jaruga. Der Lärm und das Klirren von Eisen verklangen; der Prahm trieb majestätisch, aber recht schnell den Fluss hinab.

Sie schwammen in der Mitte der Strömung, und auf den zugewachsenen Ufern waren keine Bewaffneten zu sehen, keine Geräusche einer Verfolgung zu hören. Geralt begann schon zu hoffen, alles werde gut ausgehen, als sie vor sich die Holzbrücke sahen, die beide Ufer verband. Der Fluss unter der Brücke umspülte Sandbänke und Inseln, auf die größte von diesen Inseln stützte sich einer der Brückenpfeiler. Am rechten Ufer lag der Stapelplatz – sie sahen Haufen von Baumstämmen, Klafterholz, Schober.

»Dort ist es überall flach«, japste der Fährmann. »Nur in der Mitte kommt man durch, rechts von der Insel. Da trägt uns die Strömung grade hin, aber greift zu den Staken, vielleicht hilft's, wenn wir hängenbleiben...«

»Auf dieser Brücke« – Cahir schirmte die Augen mit der Hand ab – »sind Soldaten. Auf der Brücke und auf dem Stapelplatz ...«

Alle sahen diese Soldaten schon. Und alle wurden Zeugen, wie die Soldaten auf der Brücke plötzlich aus dem Wald hinter dem Stapelplatz heraus von einem Haufen Berittener in schwarzen und grünen Mänteln angegriffen wurden. Sie waren schon so nahe, dass man das Schlachtgeschrei hören konnte.

»Nilfgaard«, stellte Cahir trocken fest. »Die, die uns verfolgt haben. Dann sind die auf dem Stapelplatz Nordlinge ...«

»An die Staken!«, schrie der Fährmann.

»Solange wie die sich schlagen, kommen wir vielleicht durch!«

Sie kamen nicht durch. Sie waren schon sehr nahe an der Brücke, als diese plötzlich unter den Schritten laufender Söldner erdröhnte. Die Söldner trugen über den Kettenpanzern weiße Wappenröcke mit dem Zeichen der roten Raute. Die meisten hatten Armbrüste, die sie jetzt aufs Brückengeländer stützten, um auf den Prahm zu zielen, der sich der Brücke näherte.

»Nicht schießen, Kameraden!«, schrie Rittersporn, was die Kehle hergab. »Nicht schießen! Gut Freund!«

Die Söldner hörten es nicht. Oder wollten es nicht hören.

Die Armbrustsalve zeigte tragische Resultate. Von den Menschen wurde nur der Fährmann getroffen, der noch immer versuchte, mit der Stake zu steuern. Ein Bolzen ging glatt durch ihn hindurch. Cahir, Milva und Regis waren hinter der Bordwand in Deckung gegangen. Geralt packte das Schwert und schlug einen Bolzen weg, doch es waren viele Bolzen. Rittersporn, der noch immer schrie und mit den Armen fuchtelte, wurde durch ein unerklärliches Wunder nicht getroffen. Ein wahres Massaker richtete der Bolzenhagel jedoch unter den Pferden an. Das von drei Bolzen getroffene graue Handpferd stürzte auf die Knie. Milvas Rappe schlug aus und fiel, es fiel der braune Hengst von Regis. Plötze, in den Widerrist getroffen, bäumte sich auf und sprang über Bord.

»Nicht schießen!«, schrie sich Rittersporn die Lunge aus dem Leib. »Gut Freund!« Diesmal wirkte es.

Der von der Strömung getragene Prahm lief knirschend auf eine Sandbank auf und kam zum Stillstand. Alle sprangen auf die Insel oder ins Wasser, um den Hufen der ausschlagenden Pferde zu entgehen. Milva war die Letzte, denn ihre Bewegungen wurden auf einmal schrecklich langsam. Sie hat einen Bolzen abgekriegt, dachte der Hexer, als er sah, wie die junge Frau sich ungeschickt über die Bordwand wälzte, wie sie kraftlos auf den Sand sackte. Er sprang zu ihr hin, doch der Vampir war schneller.

»Irgendwas ist in mir gerissen«, sagte das Mädchen sehr langsam. Und sehr unnatürlich. Und dann presste sie die Hände in den Schritt. Geralt sah, wie sich ein Bein der wollenen Hose rot färbte.

»Gieß mir das auf die Hände.« Regis reichte ihm eine Flasche aus dem Tornister. »Gieß mir das auf die Hände, schnell.«

»Was hat sie?«

»Eine Fehlgeburt. Gib mir ein Messer. Ich muss ihr die Kleidung aufschneiden. Und geh beiseite.«

»Nein«, sagte Milva. »Ich will, dass er bei mir ist.«

Über ihre Wange rann eine Träne.

Die Brücke über ihnen erdröhnte unter Soldatenstiefeln.

»Geralt!«, schrie Rittersporn. Der Hexer sah, was der Vampir mit Milva machte, und wandte schamhaft den Kopf ab. Auf der Brücke rannten Hals über Kopf die Soldaten in den weißen Überwürfen. Vom rechten Ufer, von Stapelplatz her, war noch immer Lärm zu hören.

»Sie fliehen aufs linke Ufer«, japste Rittersporn, der herbeigesprungen war und den Hexer am Ärmel zog. »Die Nilfgaarder sind schon auf der rechten Vorbrücke! Da ist die Schlacht noch im Gange, aber die meisten Krieger geben Fersengeld. Hörst du? Wir müssen auch fliehen!«

»Können wir nicht«, presste er zwischen den Zähnen hervor. »Milva hat eine Fehlgeburt. Sie wird nicht gehen können.«

Rittersporn fluchte lästerlich. »Dann müssen wir sie tragen«, stellte er fest. »Das ist die einzige Chance...«

»Nicht die einzige«, sagte Cahir. »Geralt, auf die Brücke.« »Wozu?«

»Wir halten die Flucht auf. Wenn diese Nordlinge die rechte Vorbrücke lange genug halten, können wir vielleicht über die linke entkommen.«

»Wie willst du die Flucht aufhalten?«

»Ich habe schon Truppen geführt. Klettre auf den Pfeiler und auf die Brücke!«

Auf der Brücke zeigte Cahir sofort, dass er wirklich Erfahrung darin hatte, eine Panik unter den Truppen zu meistern.

»Wohin, ihr Hundsfötter! Wohin, Hurensöhne!«, brüllte er und akzentuierte jeden Schrei mit einem Faustschlag, der einen der Flüchtenden auf die Brückenbohlen warf.

»Stehenbleiben!Stehenbleiben,ihr Scheißkerle!«

Manche von den Fliehenden – längst nicht alle

– blieben stehen, erschrocken von dem Gebrüll und dem blitzenden Schwert, mit dem Cahir malerisch fuchtelte. Andere versuchten, hinter seinem Rücken durchzuschlüpfen. Doch auch Geralt zog das Schwert und beteiligte sich an der Vorstellung.

»Wohin?«, schrie er und brachte mit kraftvollem Griff einen der Soldaten zum Stehen. »Wohin? Stehenbleiben! Zurück!«

»Nilfgaard, Herr!«, rief ein Landsknecht. »Die metzeln alle nieder! Lasstuns!«

»Feiglinge!«, brüllte Rittersporn, der auf die Brücke geklettert war, mit einer Stimme, die Geralt noch nie gehört hatte. »Elende Feiglinge! Hasenherzen! Ihr verpisst euch, wollt eure Haut retten? Um in Schande zu überleben, ihr Kroppzeug?«

»Die sind in der Übermacht, Herr Ritter! Gegen die kommen wir nicht an!«

»Der Hundertschaftsführer ist gefallen ...«, stöhnte ein anderer. »Die Truppführer geflohen! Das ist der Tod!«

»Wir wollen unsere Köpfe retten!«

»Eure Kameraden«, schrie Cahir und fuchtelte mit dem Schwert, »kämpfen immer noch auf der Vorbrücke und auf dem Stapelplatz! Sie schlagen sich noch! Schande dem, der ihnen nicht zu Hilfe eilt! Mir nach!«

»Rittersporn«, zischte der Hexer. »Kletter wieder runter. Du musst mit Regis Milva irgendwie ans linke Ufer bringen. Na, was stehst du noch da?«

»Mir nach, Leute!«, schrie Cahir und fuchtelte mit dem Schwert. »Mir nach, wer an die Götter glaubt! Zum Stapelplatz! Drauf und dran!«

Ein gutes Dutzend Soldaten ließ die Waffen klirren und griff den Ruf auf, mit Stimmen, die sehr unterschiedliche Grade von Entschlossenheit verrieten. Ein gutes Dutzend von denen, die schon geflohen waren, schämte sich, kehrte um und schloss sich der Brückenarmee an. Der Armee, an deren Spitze plötzlich der Hexer und der Nilfgaarder standen.

Die Armee wäre vielleicht wirklich auf den Stapelplatz gestürmt, doch auf der Brücke erschienen plötzlich die schwarzen Mäntel von Berittenen. Die Nilfgaarder hatten die Verteidigung durchbrochen und strömten auf die Brücke, auf den Bohlen ertönte Hufschlag. Ein Teil der aufgehaltenen Soldaten wandte sich wieder zur Flucht, ein Teil verharrte unentschlossen. Cahir fluchte. Auf Nilfgaardisch. Doch niemand außer dem Hexer achtete darauf.

»Was man begonnen hat, muss man zu Ende führen«, knurrte Geralt und packte das Schwert fester. »Auf sie! Wir müssen unsere Truppen in den Kampf führen.«

»Geralt.« Cahir blieb stehen, schaute ihn unsicher an. »Dass ich... dass ich meine eigenen Leute umbringe? Ich kann nicht...«

»Ich scheiß auf diesen Krieg«, presste der Hexer zwischen den Zähnen hervor. »Aber hier geht es um Milva. Du hast dich uns angeschlossen. Entscheide dich. Du kommst mit mir oder stellst dich auf die Seite derer in den schwarzen Mänteln. Schnell.«

»Ich komme mit dir.«

Und es begab sich, dass ein Hexer und ein mit ihm verbündeter Nilfgaarder wild brüllend die Schwerter kreisen ließen und sich ohne zu zögern, zwei Kameraden, zwei Freunde und Gefährten, den gemeinsamen Feinden zum ungleichen Kampfe entgegenstellten. Und das war ihre Feuertaufe. Eine Taufe des gemeinsamen Kampfes, von Wut, Wahnsinn und Tod. Sie gingen in den Tod, die beiden Kameraden. So dachten sie. Sie konnten ja nicht wissen, dass sie an diesem Tage nicht sterben würden, nicht auf dieser Brücke, die die Jaruga überspannte. Sie wussten nicht, dass ihnen beiden ein anderer Tod vorherbestimmt war. An einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit.

Die Nilfgaarder hatten an den Ärmeln silberne Stickerei, die Skorpione darstellte. Cahir erledigte zwei mit schnellen Stößen seines langen Schwerts, Geralt fällte zwei mit Hieben des Sihills. Dann sprang er aufs Brückengeländer, lief darauf entlang und griff die restlichen an. Er war Hexer, das Gleichgewicht zu halten, war für ihn ein Kinderspiel, doch die akrobatische Übung versetzte die angreifenden Nilfgaarder in Staunen und Verwirrung. Und so starben sie, erstaunt und verwirrt, unter den Hieben des Zwergenschwertes, für das Kettenpanzer wie Wolle waren. Blut spritzte auf die glattgelaufenen Bretter und Bohlen der Brücke.

Angesichts der Überlegenheit ihrer Anführer brach die zahlenmäßig schon starke Brückenarmee in einen einstimmigen Ruf aus, ein Gebrüll, in dem wiedergewonnene Moral und anwachsender Kampfgeist klangen. Und es begab sich, dass sich die eben noch in Panik Flüchtenden auf die Nilfgaarder stürzten wie grimmige Wölfe, mit Schwertern und Äxten zuschlugen, mit Spießen stießen, mit Streitkolben und Hellebarden dreinhieben. Die Geländer barsten, Pferde stürzten mitsamt ihren schwarzgewandeten Reitern in den Fluss. Die brüllende Armee wälzte sich auf die Vorbrücke, trieb Geralt und Cahir, die zufälligen Anführer, weiter vor sich her und ließ sie nicht tun, was sie tun wollten. Denn sie wollten sich unbemerkt zurückziehen, Milva holen und sich ans linke Ufer verdrücken.

Auf dem Stapelplatz tobte die Schlacht. Die Nilfgaarder hatten die Soldaten, die nicht geflohen waren, von der Brücke abgedrängt, diese verteidigten sich erbittert hinter Barrikaden aus Zedern- und Kiefernblöcken. Beim Anblick des herannahenden Entsatzes stimmte die Handvoll Verteidiger freudiges Geschrei an. Etwas zu voreilig freilich. Der geschlossene Keil der Entsatztruppe drängte und fegte die Nilfgaarder von der Brücke, nun jedoch, auf der Vorbrücke, brach der Gegenstoß der Reiterei in ihre Flanke. Wären nicht die Barrikaden und Holzstapel auf dem Platz gewesen, die sowohl die Flucht als auch die Wucht der Kavallerie bremsten, hätte sich das Fußvolk im Handumdrehen zerstreut. Gegen die Holzstapel gedrängt, nahmen die Soldaten verbissen den Kampf auf.

Für Geralt war das etwas, das er nicht kannte, eine völlig neue Art zu kämpfen. Es konnte keine Rede von Fechtkunst und Beinarbeit sein, nur von chaotischem Dreinhauen und unablässigem Parieren von Hieben, die von allen Seiten fielen. Ihm kam jedoch immer noch das nicht besonders verdiente Privileg des Anführers zugute – die Soldaten scharten sich um ihn, deckten ihm die Flanken, schützten seinen Rücken, lockerten die Front vor ihm, schufen Platz, in den er hineinschlagen und tödlich treffen konnte. Doch das Gedränge nahm immer mehr zu. Irgendwann stellte sich heraus, dass der Hexer und seine Truppe schon Schulter an Schulter mit dem blutbefleckten und dezimierten Häuflein der Verteidiger der Barrikade kämpften, größtenteils Zwergensöldnern. Sie kämpften in einer Umzingelung.

Und dann kam das Feuer.

Eine Flanke der Barrikade, die zwischen dem Stapelplatz und der Brücke lag, war ein großer, wirrer Haufen von Kiefernästen und

-zweigen, stachlig wie ein Igel, ein unüberwindliches Hindernis für Pferde und Fußvolk. Jetzt stand dieser Haufen in Flammen – jemand hatte eine Fackel daraufgeworfen. Die Verteidiger zogen sich zurück, von Hitze und Rauch geschlagen. Zusammengedrängt, geblendet, einander behindernd, begannen sie unter den Hieben der stürmenden Nilfgaarder zu sterben.

Die Situation rettete Cahir. Da er Kriegserfahrung besaß, hatte er nicht zugelassen, dass die um ihn gescharten Truppen bei einer Barrikade umzingelt wurden. Er hatte sich von der Gruppe Geralts abschneiden lassen, doch jetzt kam er zurück. Er hatte sogar ein Pferd mit schwarzem Rossmantel erbeutet, jetzt fiel er, mit dem Schwert um sich hauend, den Angreifern in die Flanke. Hinter ihm drängten sich, wie die Irren schreiend, Hellebarden- und Spießträger in Wappenröcken mit der roten Raute in die Lücke.

Geralt legte die Finger zusammen und hieb mit dem Zeichen Aard nach dem brennenden Haufen. Er rechnete nicht mit großer Wirkung, nachdem er wochenlang keine Hexerelixiere genommen hatte. Doch es wirkte. Der Haufen explodierte und zerfiel funkensprühend.

»Mir nach!«, schrie er und schlug einem Nilfgaarder, der auf die Barrikade geklettert war, gegen die Schläfe. »Mir nach! Durchs Feuer!«

Und sie gingen, stießen mit den Spießen die noch immer brennenden Äste auseinander, schleuderten mit bloßer Hand gegriffene Scheite gegen die Nilfgaarder Pferde. Eine Feuertaufe, dachte der Hexer, während er wie wahnsinnig um sich schlug und Hiebe parierte. Ich sollte für Ciri durchs Feuer gehen. Ich gehe durchs Feuer, aber in einer Schlacht, die mich überhaupt nichts angeht. Die ich überhaupt nicht verstehe. Das Feuer, das mich reinigen sollte, verbrennt mir einfach nur Haare und Gesicht.

Das Blut, mit dem er bespritzt war, zischte und dampfte.

»Vorwärts, Kameraden! Cahir! Zu mir!«

»Geralt!« Cahir fegte den nächsten Nilfgaarder aus dem Sattel. »Auf die Brücke! Schlag dich mit den Leuten auf die Brücke durch! Wir ziehen die Verteidigung zusammen...«

Er sprach nicht zuende, denn ein Reiter mit schwarzem Brustpanzer, ohne Helm, mit wehenden, blutigen Haaren stürzte sich im Galopp auf ihn. Cahir parierte den Hieb des langen Schwertes, fiel jedoch von dem sich auf die Hinterhand setzenden Pferd. Der Nilfgaarder beugte sich herab, um ihn an den Boden zu nageln. Doch er tat es nicht, sondern hielt im Schlag inne. Auf seinem Ärmel blitzte ein silberner Skorpion.

»Cahir!«, rief er verwundert. »Cahir aep Ceallach!«

»Morteisen...« In der Stimme des am Boden liegenden Cahir klang nicht weniger Verwunderung.

Der neben Geralt laufende Zwergensöldner, dessen Wappenrock mit der roten Raute rußig und angesengt war, verschwendete keine Zeit darauf, sich über irgendetwas zu wundern. Er rammte dem Nilfgaarder mit Schwung den Spieß in den Bauch, warf ihn mit Druck gegen den Schaft aus dem Sattel. Ein zweiter sprang hinzu, trat den schwarzen Brustpanzer des Gefallenen mit dem schweren Stiefel nieder, hieb ihm die Spitze des Spießes direkt in die Gurgel. Der Nilfgaarder begann zu röcheln, spuckte Blut und zerwühlte den Sand mit den Sporen.

In ebendiesem Augenblick erhielt der Hexer mit etwas sehr Schwerem und sehr Hartem einen Schlag ins Kreuz. Ihm sackten die Knie weg. Er fiel hin und hörte ein großes Triumphgeheul. Er sah, wie die Reiter in den schwarzen Mänteln in den Wald flohen. Er hörte, wie die Brücke unter den Hufen von Reiterei dröhnte, die vom linken Ufer heranzog und eine Standarte mit einem Adler trug, umgeben von roten Rauten.

Und so endete für Geralt die große Schlacht um die Brücke über die Jaruga, eine Schlacht, der spätere Chroniken natürlich nicht einmal eine Fußnote widmeten.

»Besorgt Euch nicht, edler Herr«, sagte der Feldscher, der dem Hexer den Rücken abklopfte und abtastete. »Die Brücke ist abgerissen. Uns droht keine Verfolgung vom anderen Ufer. Eure Freunde und dieses Weib sind auch in Sicherheit. Ist das Eure Gemahlin?« »Nein.«

»Ach, und ich hab gedacht... Ist doch schrecklich, wenn der Krieg schwangere Weibsbilder zu Schaden bringt...«

»Schweigt, kein Wort davon. Was sind das für Banner?«

»Ihr wisst nicht, für wen Ihr gekämpft habt? Sonderbar, sonderbar... Das ist die Armee von Lyrien. Ihr seht, der schwarze Adler von Lyrien und die rivischen roten Rauten. Na, fertig. Das ist eine Quetschung. Das Kreuz wird ein wenig wehtun, aber es ist nichts. Ihr werdet gesund.«

»Danke.«

»Ich habe Euch zu danken. Hättet Ihr die Brücke nicht gehalten, hätte uns Nilfgaard am anderen Ufer gegen den Fluss gedrückt und aufgerieben. Wir hätten der Verfolgung nicht entgehen können ... Ihr habt die Königin gerettet! Nun, lebt wohl, Herr. Ich gehe, andere Verwundete bedürfen der Hilfe.«

»Danke.«

Er saß auf einem Stamm auf dem Stapelplatz, erschöpft, zerschlagen und gleichgültig geworden. Cahir war irgendwo verschwunden. Zwischen den Pfählen der in der Mitte abgebrochenen Brücke floss goldgrün die Jaruga, glitzerte im Schein der gen Westen sinkenden Sonne.

Er hob den Kopf, als er Schritte hörte, Hufschlag und das Klirren von Panzern.

»Das ist er, gnädige Herrin. Erlaubt, dass ich Euch vom Pferd helfe ...«

»Lasch...«

Geralt blickte auf. Vor ihm stand eine Frau in Rüstung, eine Frau mit sehr hellen Haaren, fast so hell wie seine eigenen. Er begriff, dass die Haare nicht blond waren, sondern grau, obwohl das Gesicht der Frau keine Zeichen des Greisenalters trug. Eines reifen Alters, gewiss. Aber nicht einer Greisin.

Die Frau hielt ein Batisttüchlein mit Spitzenrand vor den Mund. Das Tüchlein war sehr blutig.

»Steht auf, Herr«, flüsterte einer der neben ihm stehenden Ritter Geralt zu. »Und erweist Eure Reverenz. Das ist die Königin.«

Der Hexer stand auf. Und verbeugte sich, den Schmerz im Kreuz überwindend.

»Du hascht die Brücke geschichert?« »Wie bitte?«

Die Frau nahm das Tuch vom Mund, spuckte Blut aus. Ein paar rote Tröpfchen fielen auf den reich geschmückten Brustpanzer.

»Ihre Majestät Meve, Königin von Lyrien und Rivien«, sagte der neben der Frau stehende Ritter in dem violetten, mit goldener Stickerei verzierten Umhang, »fragt, ob Ihr es wart, der heldenhaft die Brücke über die Jaruga verteidigt hat.«

»Es hat sich irgendwie so ergeben.«

»Schich ergeben!« Die Königin versuchte zu lächeln, doch es gelang ihr nicht besonders gut. Sie verzog das Gesicht, fluchte widerwärtig, wenngleich undeutlich, spuckte abermals aus. Ehe sie den Mund wieder bedecken konnte, sah er eine hässliche Wunde, bemerkte das Fehlen mehrerer Zähne. Sie nahm seinen Blick wahr.

»Ach ja«, sagte sie hinter dem Tuch hervor und schaute ihm in die Augen. »Scho ein Hurenschohn hat mir einsch direkt auf sch Maul verpascht. Kleinigkeit.«

»Königin Meve«, verkündete der im violetten Mantel mit Emphase, »hat in vorderster Linie gekämpft, wie ein Mann, wie ein Ritter, hat sich den überlegenen Kräften Nilfgaards gestellt! Diese Wunde schmerzt, doch sie entstellt nicht! Ihr aber habt sowohl sie als auch unser Korps gerettet. Als irgendwelche Verräter sich der Fähre bemächtigt und sie entführt haben, war diese Brücke unsere einzige Rettung. Ihr aber habt sie heldenhaft verteidigt...«

»Hör auf, Odo. Wie heischt du, Held?«

»Ich?«

»Gewiss doch, Ihr.« Der Ritter in Violett schaute ihn drohend an. »Was ist mit Euch? Seid Ihr verwundet? Am Kopf getroffen worden?«

»Nein.«

»Dann antwortet, wenn die Königin fragt! Ihr seht doch, dass sie am Munde verletzt ist, nur mit Mühe spricht!« »Hör auf, Odo.«

Der Violette verneigte sich, worauf er Geralt anschaute. »Euer Name?«

Was soll's, dachte er. Ich habe das alles satt. Ich werde nicht lügen. »Geralt.« »Geralt von?«

»Von nirgends.«

»Nicht tschum Ritter geschlagen?« Wieder verzierte Meve den Sand vor ihren Füßen mit Spritzern von Speichel, vermischt mit Blut.

»Wie bitte? Nein, nein. Kein Ritter. Euer Majestät.«

Meve zog das Schwert. »Knie nieder.«

Er gehorchte, noch immer außerstande, zu glauben, was vor sich ging. In Gedanken immer noch bei Milva und dem Weg, den er für sie ausgesucht hatte, weil er die Bruchmoore des Ysgith gefürchtet hatte.

Die Königin wandte sich an den Violetten.

»Du schagscht die Formel. Ich hab keine Tschähne.«

»Für beispiellose Tapferkeit im Kampfe um die gerechte Sache«, rezitierte der Violette schwungvoll, »für den erbrachten Beweis von Tugend, Ehre und Treue zur Krone schlage ich, von der Götter Gnaden Königin von Lyrien und Rivien, dich kraft meines Vermögens, Rechts und Privilegs zum Ritter. Diene in Treue. Nimm diesen Schlag hin und fürder keinen mehr.«

Geralt fühlte einen Schlag der Klinge auf der Schulter. Er schaute der Königin in die hellgrünen Augen. Meve spuckte dichtes Rot aus, presste das Tuch ans Gesicht, blinzelte ihm über den Spitzenrand hinweg zu.

Der Violette trat an die Monarchin heran, flüsterte. Der Hexer hörte die Worte

»Prädikat«, »rivische Rauten«, »Lehensfahne« und »Ehre«.

»Richtig.« Meve nickte. Sie sprach immer deutlicher, überwand den Schmerz und legte die Zunge in die Lücke der ausgeschlagenen Zähne. »Du hascht die Brücke tschuschammen mit den Kriegern von Riva gehalten, tapfrer Geralt von nirgendsch. Hat schich scho ergeben, ha, ha. Na, und bei mir hat schich'sch scho ergeben, dasch ich dir dasch Prädikat verleihe: Geralt von Riva. Ha, ha.«

»Verneigt Euch, Herr Ritter«, zischte der Violette.

Der zum Ritter geschlagene Geralt von Riva verneigte sich tief, so tief, dass Königin Meve, seine Lehnsherrin, nicht das Lächeln bemerkte, das bittere Lächeln, das er sich nicht verkneifen konnte.